Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Geschichten

aus und nach dem Leben.

Von

C. Dräxler-Manfred.

Stuttgart.
Carl Mäcken, Verlagsbuchhandlung.
1853.

Schnellpressendruck der Buchdruckerei von J. C. Mäcken Sohn in Reutlingen.

Inhalt.

Die Erbschaft.

Es war fast neun Uhr Abends im Juli; der letzte Tagesschimmer lag mit seinem zweifelhaften Dämmerlicht auf den starkbelebten geräuschvollen Straßen Wiens und war aus den engeren Gäßchen, die von hohen Gebäuden beherrscht sind, schon gewichen; ein junger Mann, in einen kurzen enganliegenden Ueberrock bis an die Cravate eingeknöpft, mit weißen Pantalons und einem blonden Barte, der ihm ein militärisches Ansehn verlieh, war im Begriffe, vom hintern Petersplatze kommend und nach der Goldschmiedsgasse hinüberwendend, in eine Putzwaarenhandlung einzutreten, welche dicht am Ausgange des Schlossergäßchens liegend, den Schild „Zur künstlichen Blume“ und den Namen der Eigenthümerin Katharina Radelmayer in goldener Schrift präsentirte. Es ist dieß eine Stelle mitten in der Stadt, wo man sich weder über Geräumigkeit noch über große Helle zu beklagen hat. Zur Zeit, von welcher hier die Rede ist, litt Wien im Sommer wohl zuweilen an Wasser Noth; es befremdet also nicht, zu so später Stunde einen Wasserfuhrmann in der Goldschmiedsgasse halten zu sehen; — in dem Augenblick, als unser junge Mann sich zwischen

Karren und Mauer vorüberdrückte, trabte ein rascher Fiaker durch die Straße und stieß in der engen Passage ein wenig an das Wasserfaß, daß die Flüssigkeit in übersprudelnde Bewegung kam und das weiße Pantalon des jungen Herrn mit einem reichlichen Gusse tränkte. Dieser, wüthend über das unwillkommene Fußbad, wollte schon die Reitgerte erheben, womit seine Hand bewaffnet war, um einen Unschuldigen seinen Zorn fühlen zu lassen, als der Wasserfuhrmann, der eben zu spät gekommen war, um seinen Karren bei Seite zu schieben, mit höflicher Verbeugung und mit pfiffigem Gesichte zu ihm sagte: Ich bitte um Verzeihung, Herr Offizier! Bei diesen Worten legte sich der Groll des jungen Mannes, und ein selbstgefälliges Lächeln machte die Spitzen seines Bärtchens emporsteigen.

Ich rede von einer Zeit, die etwa fünfundzwanzig Jahre hinter uns liegt, und wo es allenthalben, namentlich aber in Oestreich, junge Leute gab, die in Gang, Geberden und äußeren Zuthaten den Militär affectirten; die mitten im tiefen und voraussichtlich langen Frieden auf ungefährliche Weise Krieg spielen und sich durch eine eigene Art von Zierbengelei dafür schadlos halten wollten, daß sie um zehn Jahre zu spät das Licht der Welt erblickt hatten, um etwas Ehrenvolleres treiben zu können. Die Aspiranten des Handelsstandes, die jungen Kaufmannsdiener, trugen die schönsten Schnurrbärtchen und die längsten Sporen; man wußte das, betrachtete es als Mode und lachte darüber; die jungen Pflastertreter selbst aber konnten in keine größere Verlegenheit gerathen, als wenn sie irgendwo mit wirklichen Offizieren in Civilkleidern, für welche sie doch so gerne gehalten sein wollten, zusammen trafen.

Der junge Franz Scheiner, dessen Unfall im Zeichen des Wassermanns oben erzählt wurde, gehörte zu dieser zierlichen Corporation; er war, mit trockenen Worten bezeichnet, Gehilfe in einer Modewaarenhandlung auf dem Graben. Die Worte „Herr Offizier" schlugen wie Musik an sein Ohr und weit entfernt, mit dem Wassermann einen Streit anzufangen, dessen Ausgang ohnedieß sehr zweifelhaft gewesen wäre, näherte er sich demselben, legte vertraulich die Hand auf seine Schulter und sagte: Kein großes Unglück das; in deinem Fasse war eben Sturm: du kannst ja nichts dafür!

Nein, Herr Offizier, antwortete dieser, ich nicht; dieser Flegel von Fiaker . . .

Gut, gut, meinte Franz, und langte mit der Rechten in die Seitentasche des Pantalons, eine Bewegung, die zur rechten Stelle gemacht, den Gegenüberstehenden immer mit Hoffnung auf Belohnung erfüllt; wir wollen nicht mehr davon reden, du sollst mir jetzt einen Dienst erweisen. Geh dort drüben hinein, in den Putzladen, dort zur „künstlichen Blume". Drinnen wirst du ein hübsches junges Mädchen sehen, und wirst mir sagen, ob sie allein ist, oder ob im Hintergrunde des Ladens, wo das Fenster in den Hof geht, eine Frau von etwa vierzig Jahren mit der Brille auf der Nase in einem alten Buche liest. So, jetzt geh.

Während Franz, sein Sacktuch in Händen, die Spuren der Ueberschwemmung beseitigte und einen Seufzer über den erloschenen Schimmer seiner Stiefel ausstieß, besorgte der Mann seinen Auftrag ganz geschickt, kehrte mit der Nachricht zurück, daß das junge Fräulein allein sei, wurde von

dem Wartenden mit einem neuen Zwanzigkreuzerstücke beschenkt, und dieser hüpfte nun mit dem Feuer und mit der Gewandtheit auf den Putzmacherladen zu, wie etwa ein junger Husarenrittmeister mit seiner Escadron auf ein Infanteriecarré lossprengt. Wäre das Schicksal gerecht gewesen, so hätte es Franzen um zehn Jahre früher zur Welt gefördert und statt zum Commis zum Militär gemacht. Er war muthig, hatte eine gewisse noble Gesinnung, einen liebenswürdigen Leichtsinn, war gewandt in allen körperlichen Uebungen, führte das Rapier gut, saß elegant zu Pferde, holte jeden Stein vom Grunde der Schwimmschule herauf, es gab wenige Gesichter, die der Schnurrbart besser schmückte, — und aller dieser Eigenschaften, um nicht zu sagen Vorzüge, war Franz sich wohl bewußt, ohne sie jedoch mit ekler Geckenhaftigkeit zur Schau zu tragen. Aber ein großer Fehler breitete sich wie ein Flecken über die sonstigen Verdienste des jungen Mannes: wenn er nämlich nicht verliebt war, so wußte er, der täglich das Haben und Sollen ins Gleichgewicht bringen mußte, mit seinem Einkommen durchaus nicht hauszuhalten und verzettelte es für hundert unnütze Dinge, daher dann Nothwendiges unbezahlt blieb und lästige Gläubiger herbeizog. Wir wollen indessen aufrichtig sein und gestehen, daß er sammt diesem Fehler, wenn ihn Fortuna mit einem Portd'epee geschmückt hätte, unter seinen Kameraden weder eine Ausnahme noch auffallend gewesen wäre. — Sterne sagte einmal: „Ich war mein ganzes Leben hindurch in eine Prinzessin oder in ein anderes Frauenzimmer verliebt, und hoffe es bis zu meinem Tode zu sein; — wäre es mir vorbestimmt, irgend eine niedrige Handlung zu begehen, so geschähe diese, ich bin es über-

zeugt, nur etwa in der Pause, die zwischen einer Leidenschaft und der andern liegt.“ Ein wenig von dem Ausspruche des geistreichen Engländers steckte auch in Franz, der sich seit drei Monaten in Kaffee- und Gasthäusern und an öffentlichen Orten viel weniger herumtrieb, seltner spielte und Näschereien aß, weil er zu dieser Zeit in Clara Radelmayer verliebt war, welche er lieber allein als in Gesellschaft ihrer Mutter sah. Er trat also so vergnügt als mit feinem Anstande ein, rückte einen Stuhl in die Nähe des Mädchens, ergriff ihre Hand, die eben ein Stiefmütterlein aus violettem Sammt geschnitten hatte, küßte sie zärtlich und fragte: Nun, Clara, was sagen Sie zu meinem Liebesboten; war er nicht gut gewählt?

Also Sie haben den Wassermann hereingesendet, vor dem ich so erschrocken bin? Und um zu erfahren, ob meine Mutter hier ist oder nicht? Warum das? Dürfen Sie denn nicht kommen, wenn sie zu Hause ist? Ist sie Ihnen nicht immer freundlich begegnet?

Das ist wohl wahr, mein liebes Clärchen, meinte Franz, ihre Hand noch immer in seiner haltend, was er in Gegenwart der Mutter wohl nicht gewagt hätte, — aber ihre ewigen Predigten!

Nun die Predigten hört man und macht sich manches davon zu Nutzen. Wissen Sie auch, lieber Franz, daß alle Leute, die Sie kennen, immer zu meiner Mutter von Ihnen als von einem leichtsinnigen Menschen reden?

Aber Franz wußte, daß eben die Leichtsinnigen den jungen Mädchen nicht mißfallen; er lächelte daher mit sieghafter Miene, unbekümmert um diesen Vorwurf, klopfte mit der Reitgerte an seine Stiefeln und nachdem er sich aus

dieser malerischen Stellung emporgerafft, bog er sich rasch über Clara hin und raubte ihr einen Kuß.

Nun, es ist schon gut, erwiederte diese, und um meinetwillen bin ich auch ganz ruhig, denn das weiß ich doch, daß Sie, wenn wir einmal Mann und Frau sind, vernünftiger werden und alles thun, was ich will; aber meine Mutter ist sehr böse auf Sie, besonders seit heute Morgen, wo sie erfahren hat, daß Sie Schulden, ja sogar Spielschulden haben.

Spielschulden? Das hat gewiß der unverschämte Kaffeewirth aus der Plankengasse gesagt, ihr alter Freund! Aber er soll es mir büßen. Und was ists weiter? diese Paar lumpigen Gulden, ich zahle sie — fügte der Mann hinzu, indem er nachlässig mit der Hand in der Tasche spielte und nicht absichtlich den Klang des durchwühlten Silbergeldes ertönen ließ.

Ich weiß, Sie werden sie bezahlen, entgegnete das Mädchen, aber Sie begreifen, daß die Mutter —

Darin einen hübschen Text zu neuen Predigten fände, unterbrach Franz, und darum, mein Clärchen, war es eine geheime Ahnung, daß ich ihr heute auswich. Ich bin eben im Begriffe, in das Kaffeehaus des Unverschämten zu gehen, um ihn zu bezahlen, und wollte Ihnen im Vorbeikommen nur sagen, was morgen geschehen soll.

Clara sah ihn fragend an.

Morgen Sonntag also führ' ich Sie aufs Land hinaus, Ihre Mutter und Sie; einer Landparthie kann Mama nicht widerstehen. Wenn ich sage aufs Land, so versteh' ich darunter Schönbrunn und Laxenburg. Wohin wollen Sie lieber? In Schönbrunn haben wir den Garten, die schöne Welt, ein kostbares Mittagsmahl in Hietzing; in

Laxenburg das interessante Schloß, den romantischen Park, der Tisch wird auch nicht übel bestellt sein. Oder ziehen Sie Baden vor und des Nachmittags einen Spaziergang in das liebliche Helenenthal? auch dazu bin ich gerne bereit. Wählen Sie, entscheiden Sie, liebe Clara. — Ehe das Mädchen noch gewählt hatte, vernahm man den Schritt und die Stimme der Frau Radelmayer, welche aber nicht durch die Ladenthüre, sondern durch den rückwärts liegenden in das Wohnzimmer führenden Eingang kam, dort von einem Begleiter Abschied nahm, die Thüre verschloß und an die Commode ging. Bei dem ersten Geräusche rückte Franz sein Stühlchen aus der allzuvertraulichen Nähe Clara's, diese griff nach einer Blume, um Laubblätter daran zu befestigen, und hereintrat die Mutter, deren noch immer frischrothe Wangen sich bei dem Anblick des jungen Herrn mit einem dunkleren Incarnat färbten.

Wie, Herr Franz, Sie hier? fragte sie in einem etwas scharfen Tone.

Ja, Mama, entgegnete dieser, indem er mit einer leichten Verbeugung und geöffneten Armen auf sie zutrat; ich komme, Sie zu bitten, den morgigen Tag in Schönbrunn, Laxenburg oder in Baden hinzubringen. Dabei warf er einen bedeutungsvollen Blick auf Clara, welche an die sonstige Willfährigkeit ihrer Mutter gewöhnt, die Blumen wieder hinlegte und ausrief: Ach, Mama, was wird es morgen in Baden schön und besucht sein! — Der junge Mensch wußte nun, daß seine Geliebte gewählt hatte und fügte mit einschmeichelnder Beredsamkeit hinzu: Wir werden draußen köstlich speisen, nach Tisch im Helenenthal spazieren gehen, und als Mundvorrath für die Fahrt, und für unbeschäftigte

Stunden nehme ich eine Partbie jener deliciösen Feigen mit, die mir mein Onkel aus Smyrna geschickt hat.

Nicht wahr, das ist doch der Onkel, den Sie beerben wollen? fragte Frau Radelmayer sehr spitzig.

Derselbe, früher oder später geschieht es doch, natürlich wenn er einmal stirbt; Sie wissen ja, er hat keine Kinder, und ich bin sein leiblicher einziger Neffe.

Ich aber, antwortete Frau Radelmayer mit trockenem und bestimmtem Tone, mache keine Landpartbien mit leichtsinnigen jungen Leuten, die aller Welt schuldig sind.

Ah, Sie meinen den Kaffeewirth da drüben? nun was sagen Sie dazu? Und er holte aus der Tasche eine Hand voll blinkender Speziesthaler hervor, mehr als hinreichend, seine Rückstände an dem genannten Orte zu decken. Aber Clara's Mutter kam eben von einer Unterredung, durch welche alle ihre Pläne eine neue Richtung erhalten, und sie, die den Landpartbien und den smyrnaer Feigen sehr geneigt war und früher die Besuche Franzens begünstigend aufgenommen hatte, bestand jetzt fest darauf, den unwillkommenen Bewerber zu entfernen, dem sie die Hand ihrer Tochter zu geben nicht mehr denken durfte; sie bemerkte daher, daß es schon spät sei, der Laden geschlossen werden müsse und Franz sich daher entfernen möge.

Aber Mutter, — so wollte Clara ihre Gegenvorstellung beginnen, an eine solche Strenge von dieser Seite noch nicht gewöhnt; aber ein hartes: „Du schweigst und schließest das Magazin!“ war die Antwort.

Ich will Clara helfen, meinte Franz.

Wir bedürfen keiner Hilfe und am wenigsten der Ihrigen, bedeutete die Mutter.

Aber was ist Ihnen denn heute Unangenehmes begegnet, Mama? sagte halb lächelnd und halb tröstend der junge Mann.

Ich verbitte mir alle Bemerkungen und erinnere Sie nochmals, daß es spät ist.

Bei diesen mit merklichem Zorn ausgesprochenen Worten rollte eine Thräne über Clara's Wangen und Franz fühlte sich betroffen. Da es ihm aber weder an Urtheil noch an Lebensart fehlte, so faßte er sich bald und beschloß dieser Härte die schmiegsamste Höflichkeit entgegen zu setzen. Sie wird etwas Unangenehmes erfahren haben; vielleicht ein zahlungsunfähiger Kunde oder sonst ein fataler Mensch, mit dem sie wohl vorhin gesprochen; das verfliegt über Nacht, — so dachte er. Seinen Schnurrbart streichend verbeugte er sich somit sehr artig gegen die Ungehaltene und sprach verbindlich: Besorgen Sie nichts, ich gehorche, und werde Ihnen immer gehorchen, Mama; leben Sie wohl für heute und morgen fahren wir nach Baden, — es bleibt dabei!

Darauf ergriff er Clara's Hand, küßte diese mit dem ganzen Feuer eines zwanzigjährigen Liebhabers und schritt mit klingenden Sporen zur Thüre hinaus. Inzwischen war die Nacht völlig hereingebrochen, das Mädchen hatte die Lampe angezündet, Fenster und Thüre des Ladens geschlossen und wie sie nun allein mit ihrer Mutter war, stellte sie sich mit gekreuzten Armen vor diese und sprach mit jenem Tone der Gleichheit, welchen die Kinder schwachen Eltern gegenüber leicht annehmen: Nun aber sage mir, Mama, was hat dir denn Franz gethan, daß du ihn so behandeltest?

Er ist ein leichtsinniger Bursche, ein Spieler und ein Schuldenmacher, der nicht mehr den Fuß über diese Schwelle setzen soll.

Und als sich das Mädchen des verläumdeten Geliebten weinend annahm, schloß die Mutter sie begütigend in ihre Arme und sagte: Laß das, mein liebes Kind, denken wir an den jungen Menschen nicht mehr! Du sollst nicht seine Frau, sondern du sollst bald Frau Dira werden und statt mit jungen Windbeuteln nach Baden zu gehen, übersiedeln wir mit einem reichen Manne nach dem Smyrna, wo der erdichtete Onkel des jungen Taugenichts wohnen soll, nach der reizenden Levante, die uns bisher so viel künstliche Blumen und Pferdehaar-Bracelets abgekauft hat: aber um nicht mehr Blumen und Armbänder zu machen, noch um solches ärmliche Zeug zu tragen, sondern um uns dort mit Perlen und Diamanten zu schmücken. Wenn ich sage Uns, so meine ich Dich. Mit einem Wort: Herr Dira will dich reich und glücklich machen.

Herr Dira? Der Großhändler? Dein Banquier? fragte ganz erstaunt das Mädchen.

Nun ja, er selbst, erwiederte bündig die Mutter.

Von Clara's Augen fiel der Schleier und nun begriff sie die zahlreichen Besuche dieses Herrn und seine endlosen Unterredungen mit der Mutter; entschlossen, dem mütterlichen Winke nicht zu folgen, freute sie sich vielmehr, eine Gelegenheit zu haben, um Franz zu zeigen, wie tief und ohne Vortheilsucht ihre Liebe und welcher Opfer sie fähig ist. Die Tochter einer Modistin kommt selten dazu, die Hand eines Banquiers auszuschlagen, um nach wie vor künstliche Blumen zu fertigen, Putzhauben zu nesteln oder

Haararmbänder für die Levante zu flechten. Dazu kam noch mehr. Clara's Mutter war nichts weniger als reich; als Modistin von zahlreichen berühmten Concurrentinnen in Schatten gedrängt, warfen die Kunstblumen und Armbänder, die sie nach der asiatischen Türkei absetzte, ihren besten Erwerb ab, und dieser Absatz und das Incasso ihrer kleinen Guthaben beruhte ganz auf Herrn Diras Vermittlung. Clara wußte dieß, so wie daß ihre Weigerung diesen Erwerbszweig abschneiden und ihr ganzes Geschäft bedrohen werde; sie würde alsdann harte Vorwürfe und eine traurige Lage zu ertragen haben, aber ihre Liebe siegte über alle Bedenklichkeiten, und entschieden den Kopf schüttelnd, rief sie: Niemals, Mutter, niemals!

Geh, Närrchen, erwiederte die Mutter, du denkst nicht daran, Herrn Dira auszuschlagen, einen so hübschen Herrn, der nicht viel mehr als Vierzig zählt, noch ganz schwarzes Haar hat und der sein ganzes hiesiges Eigenthum verwerthen und nach Smyrna mit uns ziehen will, wo du wie eine Königin leben und von Sclaven bedient werden sollst. Das ist doch etwas ganz anderes als dein Monsieur Franz, der kaum vierzig Gulden Salair verdient und immer von seinem Onkel spricht, der vielleicht so arm ist wie er selbst, und von dem er nie etwas erben wird.

Aber Franz liebt mich, antwortete Clara, ich liebe ihn wieder und du hast es genehmigt.

Das ist wahr, entgegnete ruhig die Mutter, ich hatte nichts dagegen, so lange ich nicht ahnte, daß Herr Dira Absichten auf dich habe und dein Glück machen wolle; das ist ganz natürlich; eine erwachsene Tochter zu hüten ist sehr schwer, und der Stand der Putzmacherinnen ist leider

von so schwankendem Rufe, daß man wohl daran thut, den ersten besten Mann festzuhalten, der vom Heirathen spricht. Aber dein Franz mit seinen Landpartien und seinem ewigen „Liebe Mama“ gefiel mir niemals recht; sieh, er ist ein Spieler, und da ist es wirklich noch ein geringeres Unglück, einen Säufer zu nehmen.

Während so um seinetwillen Mutter und Tochter in Streit geriethen, schritt Franz, ohne Ahnung des drohenden Unglücks und ohne Gedanken an einen plötzlichen Nebenbuhler, seinem Kaffeehause mit zornerfüllten Plänen zu. Er wollte wie ein Blitz hinein und auf den Kaffeewirth losfahren, der die Geheimnisse des Comtoirbuches so indiscret ausgeplaudert hatte; er wollte ihn laut und öffentlich über diese Perfidie zu Rede stellen, und da sehr viele der anwesenden jüngeren Gäste zu dem Comtoirbuch in einem delicaten Verhältnisse standen, so hoffte er den Verräther durch ein öffentliches Verfahren am empfindlichsten zu strafen. Der Abscheuliche mußte ihn schön verläumdet haben, daß Mama Radelmayer ihn so hart anließ und auf seine lockendsten Einladungen nicht hören wollte. — Indessen konnte er nachsinnend ihre Vorwürfe nicht ganz unbegründet finden: denn verschuldet war er wirklich stark; Schneider, Schuhmacher, Galanteriehändler, Speisewirth, Miethsleute, kurz alle jene bösen Menschen, die einem jungen Manne das Leben sauer machen, quälten seine Erinnerungen. Und wenn er die Posten nun in Gedanken summirte, was betrug der ganze Bettel? Kaum lumpige fünfhundert Gulden, um deren willen er sich wie ein Fuchs durchstehlen und hunderterlei Gefahren und Unannehmlichkeiten ausstehen mußte, um deren willen seine Freiheit bedroht und seine Heirath

mit Clara von Tag zu Tag ein stets schwieriger aufzulösendes Räthsel wurde.

Auf der andern Seite aber war er jung, ein hübscher Bursche, überall wohlgelitten und von Clara geliebt; mit solchen Eigenschaften überwindet man viel Ungemach, besänftigt die Gläubiger und findet wohl endlich eine glückliche Gelegenheit, seine Schulden zu zahlen und sich selbst zu bereichern. Jetzt hatte er dreißig Gulden in der Tasche: Geld genug, um seinen kleinen Rest im Kaffeehause zu bezahlen — versteht sich nachdem er den Wirth für seine Indiscretion bestraft, und dann blieb ihm noch genug, um die künftige Schwiegermutter Baden genießen zu lassen; denn er hoffte mit Sicherheit, daß sich ihr Zorn über Nacht mildern und sie am andern Morgen dem heitern Himmel, dem Sonntage, dem Gesellschaftswagen und dem Mundvorrath an Feigen nicht widerstehen werde.

Unter solchen Gedanken und Selbstgesprächen trat er in das Kaffeehaus in der Plankengasse. Der Eigenthümer desselben befand sich nie am Comtoir, sondern ließ diese Stelle von einem hübschen jungen Mädchen in eleganter Toilette und mit großen schwarzen Augen einnehmen, welches die täglichen Gäste festhielt und neue heranzog. Er selbst ging im schwarzen Frack ab und zu, überwachte Garçons und Marqueurs, bot bekannten Besuchern eine Prise aus goldener Dose und controlirte mit scharfem Auge die Spieltische und die Billardparthien. Franz ging gerade auf das Comtoir, in Wien „die Credenz“ genannt, los, dessen Schönheit ihm freundlich zulächelte.

Ah, sieht man Sie doch wieder einmal, Herr Scheiner; Sie machen sich sehr selten!

Guten Abend, schöne Julie, erwiederte Franz mit einer Zutraulichkeit, welche für Clara ein Dolchstich gewesen wäre, wenn sie ihren Geliebten jetzt gehört und gesehen hätte; Sie sind doch alle Tage reizender! doch ich komme heute nicht, um Ihnen Schönheiten zu sagen, sondern um Herrn Mayer den Kopf zu waschen. Wo ist er?

Herrn Mayer? wiederholte das Mädchen mit ängstlichem Tone und indem sie ihr Gesicht aus der vertraulichen Annäherung schnell zurückzog.

Ja; können Sie wohl glauben, daß dieser Schwachkopf sich Schwätzereien über mich erlaubte und zwar gegen eine achtbare Dame, deren Tochter ich zu heirathen im Begriffe stehe? Und das alles wegen ein Paar Gulden, die ich hier zu zahlen vergessen habe.

Wenn er das gethan hätte, was ich jedoch kaum glauben kann, meinte die Zauberin am Comtoir, so wäre es sehr unrecht von ihm gewesen.

Wie, Sie zweifeln noch an meinen Worten?

O nein .... aber .... Sie heirathen also, Herr Scheiner, wenn man fragen darf? — Und während sie so sprach, öffnete die schöne Julie ein längliches starkbeschriebenes Papierheft, welches zwischen den Liqueurflaschen und den angehäuften Zuckerportionen seinen Aufenthalt hatte, summirte darin verschiedene Posten und sagte endlich: das Ganze beträgt dreizehn Gulden und sieben und vierzig Kreuzer.

Gut, es sei, ich zahle, aber Herr Mayer soll dabei auch ein Trinkgeld wegbekommen, daß er meiner gedenke.

Gehen Sie, böser Mensch, besänftigte die Hebe, zahlen Sie den Betrag an mich und lassen Sie Herrn Mayer in

Ruh; ich verspreche Ihnen, er soll zu der Dame hingehen und seinen Fehler wieder gut machen.

Ja, entgegnete Franz, auf seine ungeschickte Art: er wäre im Stande zu sagen, ich sei der stärkste Billardspieler in seinem Kaffeehause. Nein, nein, ich will es ihm legen, sich in meine Angelegenheiten zu mischen.

Sie sind ein Querkopf, Herr Scheiner, mir sollten Sie doch glauben.... Herr Mayer ist eben nicht zu Hause, er ist ins Leopoldstädter Theater gegangen, um Ignaz Schuster zu sehen. Aber erzählen Sie mir, Sie Treuloser, ist sie schön?

Wen meinen Sie?

Nun Ihre Zukünftige.

Ehe Franz noch antworten konnte, erhoben sich Stimmen vom Billard her, die ihn riefen. Seine Freunde hatten ihn erblickt, es handelte sich um eine sehr interessante Parthie und darum verlangten sie nach ihm. Er verließ also Julien und begab sich nach dem Vordergrunde, wo eine Coterie von jungen Leuten das Billard umgab. Es war gleichsam eine Herausforderung auf Queus und Billardkugeln, die es hier galt. Ein Paar Billardspieler eines anderen Kaffeehauses waren erschienen, um ihre Geschicklichkeit hier zu versuchen und sich mit den Künstlern dieser Localität zu messen. Es sollte eine Parthie zu Vieren geben und die hiesige Gesellschaft ihnen ein Paar würdige Kämpfer entgegenstellen. Dazu war Franz ausersehen worden als der anerkannte Billardmeister des Kaffeehauses, und man gab ihm einen andern sehr fertigen Spieler bei. Seine beiden Gegner waren ihm indessen ganz unbekannt, sein Compagnon, ein gewandter Naturalist ohne Feinheit, schien

ihm wenig zu behagen, und so wollte er die Parthie eben ablehnen, als einer der beiden Fremden sehr artig, aber unerträglich hochnäsig hinwarf: Spielt dieser Herr gegen uns? Gut, dann geben wir zehn Points vor, die Parthie auszugleichen.

Noch niemals war ihm in diesem Hause ein so geringschätziger Vorschlag gemacht worden; die umstehende Zuschauerschaft murmelte durcheinander und ihre Blicke hafteten auf ihm, gleichsam fragend: ob er eine solche Arroganz dulden werde; denn diese Umgebung bestand meist aus Freunden und Bekannten von ihm. Der Zufall führte nun auch Herrn Mayer heim, der jetzt aus dem Theater kommend ans Billard getreten war, und wahrscheinlich um sich bei Franz wieder einzuschmeicheln, oder weil er ihn wirklich für sehr spielgewandt hielt, versicherte: Meine Herren, Sie irren sich in Herrn Scheiner, der wird Ihnen zu schaffen machen: er ist der stärkste Billardspieler, den ich kenne.

Gut, erwiederte einer der Gegner, so wollen wir, wenn es Ihnen gefällig ist, die Parthie um fünf Gulden spielen.

Um fünf Gulden und das Billardgeld nebenher, bemerkte der andere.

Angenommen, antwortete Franz, aber versteht sich gleichauf! und bei diesen Worten entkleidete er sich des Rockes und beschäftigte sich mit Herrichtung seines Queus.

Also gleichauf, weil Sie es wünschen, bestätigten die Gegner.

Die Parthie erregte natürlicherweise das allgemeine Interesse der Anwesenden; einmal weil Franz der beste

Spieler des Kaffeehauses war und jetzt gleichsam für dasselbe in die Schranken trat; dann aber weil es sich um einen nicht unbedeutenden Betrag handelte. Das edle Billardspiel gleicht darin dem edlen Schach, bei dem der Sieger sich meistens mit der Ehre begnügt und der Besiegte mit dem Partiegeld davonkommt. Hier war es ein anderes und Franzens Mitspieler wollte sich darum zurückziehen. Aber Franz bedeutete ihm: Spielen Sie nur so gut Sie können, der Verlust, wenn sich einer ergibt, geht mich allein an.

Franz eröffnete die Parthie mit einem glänzenden Stoße, bei welchem der angespielte Ball gemacht wurde und ein kräftiges Caramboliren den nächststehenden um die Bande herumjagte. Seine Gegner spielten nicht so brillant, wohl aber mit aller Sicherheit und Vorsicht; sie wagten nichts, vergaben nichts, buhlten nicht um die Bewunderung der Zuschauer, waren aber wohl bedacht, aus jedem gegenwärtigen Vortheil auch einen nachkommenden zu erzielen. Beide überdies von gleicher Stärke und Gewandtheit, unterstützten sie sich wechselseitig vortrefflich, während Franzens Partner auf seine Ideen ungeschickt einging und seine guten Einleitungen mit täppischer Hand vernichtete. Die erste Parthie ging für Franz verloren; die zweite begann gleich unter ungünstigen Umständen. Je mehr nun der Eifer der Spielenden zunahm, je mehr sich Franz über Mißlingen oder Gegnerglück ärgerte, desto mehr verlor er an Haltung so wie an Sicherheit der Hand. Jetzt ließ er sich ein Glas Liqueur reichen und stürzte es hinunter. Aber trotz dieses mehr gefährlichen als ersprießlichen Hilfsmittels verlor er die zweite, dritte und vierte Parthie, und die Gegner boten ihm nun wieder die zehn Points an, die er anfänglich abgelehnt hatte.

Nein, meine Herren, antwortete er, aber wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir den Einsatz erhöhen.

Man verständigte sich darüber und spielte bis zu dem Augenblick fort, wo Herr Meyer erklärte, es sei nun zwei Uhr nach Mitternacht, und er müsse sein Local schließen. Nun wurde die Rechnung gemacht und es ergab sich, daß Franz hundert und vierzig Gulden verloren hatte, während er, wie wir wissen, nur dreißig besaß. Obwohl vom Spiel und Liqueur erhitzt, begriff er doch, daß er sich in einer fatalen Lage befinde, denn seine Gegner waren ihm fremd und eine Spielschuld ist heilig und will sogleich abgethan sein.

Pah, dachte er, was liegt daran! das sehe ich indessen doch ein, daß die Schwiegermama morgen nicht nach Baden fährt, und daß sie wohlgethan, die Einladung nicht anzunehmen. — Darauf trat er zu seinen Gegnern, überreichte ihnen die dreißig Gulden, beifügend, sie würden es wohl natürlich finden, daß er die ganze Summe nicht bei sich habe, er erbitte sich jedoch ihre Adressen oder ersuche sie, sich übermorgen wieder hier einzufinden, wo er den Rest abtragen wolle. Dieser Vorschlag wurde mit bereitwilliger Höflichkeit angenommen, und man trennte sich. Franz vergaß fortgehend ganz, darauf Herrn Mayer zu Rede zu stellen, er wußte es ihm sogar schweigend Dank, daß er der Rechnung nicht gedacht, und bereute heimlich, sie nicht bezahlt zu haben, wie die Comtoir-Grazie ihm gerathen. Seine Freunde und Bekannten entfernten sich alle still; keiner trat auf ihn zu und sagte ihm die Hand drückend: Du hast schön gespielt, aber Unglück gehabt! Wahrscheinlich fürchteten sie, er könnte das Geld zur Zahlung seines Verlustes

von ihnen borgen wollen. — Die Nacht war dunkel, aber mild und lau, und Franz konnte nun, tief und frei aufathmend, seine Gedanken ordnen und nachsinnen, wie sehr seine Lage sich seit ein Paar Stunden verschlimmert hatte. Er schritt verdrießlich die Kärnthnerstraße hinab, als ihn ein Mann anredete, der ihm vom Kaffeehause gefolgt war.

Mein Herr, sagte dieser, ich bin heute Abends zufällig in das Meyer'sche Kaffeehaus getreten, wohin ich sonst niemals komme; in einer Ecke und von Ihnen ungesehen beobachtete ich dort Ihr Spiel und wie es Ihnen erging, und ich muß Ihnen ehrlich und unparteiisch gestehen, daß Sie vortrefflich spielen und viel stärker sind als Ihre Gegner.

Finden Sie das wirklich? antwortete Franz, seinen Schritt einhaltend und leicht geneigt, aus Anlaß solcher Schmeichelreden seiner üblen Laune den Abschied zu geben.

Gewiß! meinte der Fremde, und ich will mich deutlich erklären. Sie hatten einen Spielgefährten, der Ihnen schadete und die Parthien verlor; darum siegten Ihre Gegner, wohlgemerkt durch ihr Zusammenwirken; das mußte so kommen; nichtsdestoweniger behaupte ich fest und wette darauf, daß Sie stärker und besser spielen, als jeder Ihrer beiden Gegner einzeln.

Ich glaube das selbst, erwiederte Franz; aber es verdroß mich, daß die Zuschauer das nicht anerkannten. Sie spielen wohl selbst Billard?

Ich war meiner Zeit ein guter Spieler, bestätigte der Unbekannte, mit Ihnen jedoch hätte ich mich nicht messen dürfen. Aber — fügte er hinzu — Sie haben heute hundert und vierzig Gulden verloren und das ist eine

sehr beträchtliche Summe für einen jungen Mann Ihres Alters.

Leider ja! meinte Franz, der aufgeregt und jetzt geschmeichelt zu Geständnissen hinzuneigen schien und, wie alle Leichtsinnigen, sich an den unscheinbarsten Hoffnungszweig anklammern wollte; — ach und wäre das nur alles!...

So? versetzte der Begleiter, es gibt noch Anderes, das Sie drückt? Aber dieses, mein' ich, ist vor der Hand das Dringendste. Sie versprachen ja morgen oder übermorgen die schuldiggebliebenen hundert und zehn Gulden zu zahlen: Sie haben den Betrag wahrscheinlich zu Hause?

Ich? Nicht einen Groschen.

Das ist schlimm. Man muß gestehen, es ging bei'm Spiel ehrlich zu, die Herren benahmen sich auch nach der Parthie sehr anständig und Sie wissen wohl, welches Gewicht eine solche Ehrenschuld unter honneten Leuten hat.

Ich werde ihnen einen Schuldschein geben, meinte Franz, und sie müssen warten wie die Uebrigen.

Wahrscheinlich wird Ihr Herr Vater Rath schaffen?

Mein Vater ist todt und meine Mutter auch, ich stehe allein; meine Freunde befinden sich meist in meiner Lage, — und ich habe jetzt über sechshundert Gulden Schulden. So steht's mit mir, und nun gute Nacht, mein Herr!

Gedulden Sie sich noch einen Augenblick, rief ihm der Fremde nach, für diese Sache kann vielleicht Rath werden.

Franz war bereits in eine Straße eingebogen, die ihn näher zu seiner Wohnung führte; mit einem Sprunge kehrte er jetzt zu dem räthselhaften Sprecher zurück, nahm ihn am Arm und sagte: Wie, Sie wollten Rath schaffen, mein Herr? Sie wollten mir also das Geld leihen?

Warum nicht?

Ah, mein Herr, Sie sind ein großartiger Mann, ich schätze mich glücklich, Sie kennen zu lernen. Darf ich um Ihren Namen und Ihre Wohnung bitten; ich gebe mir die Ehre, Sie morgen zu besuchen. Sechshundert Gulden, das ist Alles was ich brauche.

Sie sollen sie haben.

Mein Herr, o wie verpflichten Sie mich! Ich will Ihnen einen Wechsel ausstellen, die Interessen sollen Sie selbst bestimmen, ganz nach Ihrem Belieben. Und ich bezahle die Schuld, früher oder später, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.

Ich bin kein Wucherer, erwiederte in strengem Tone der Unbekannte.

Verzeihen Sie, entschuldigte Franz, ich wollte Sie damit nicht beleidigen; aber Geld ist eine Waare und daher nichts natürlicher —

Als daß man einen Preis dafür verlangt, redete der Fremde aus; auch ist mein Antrag nicht so ganz ohne Eigennutz; hören Sie also: ich gebe Ihnen tausend Gulden — denn mit den Sechshundert langen Sie doch nicht aus — tausend Gulden, ohne Wechsel, ja selbst ohne die Verpflichtung, sie mir je zurückzuzahlen, aber unter einer Bedingung.

Und unter welcher?

Sie begreifen doch, fuhr der Mann fort, es können nur in den Mährchen der Tausend und einen Nacht Leute vorkommen, welche ihre goldgefüllte Börse anderen, die im Spiel verloren und kein Geld haben, aufdringen; der Kalif Harun al Raschid ist seit langen Jahren todt, und Sie wissen recht gut, daß Sie Niemand finden werden, der

auf Ihre Unterschrift oder auf Ihr Gesicht die nöthige Summe vorstreckt.

So sprechen Sie, mein Herr, was verlangen Sie von mir? wozu muß ich mich verpflichten?

Ich gebe Ihnen tausend Gulden, und das was ich von Ihnen dafür verlange ist Folgendes: ich gehe jetzt nach Hause, Sie folgen mir; Sie merken sich das Haus wohl; ich bewohne das erste Stockwerk. Eine Viertelstunde nachdem ich eingekehrt kommen Sie mir nach: aber wohlgemerkt, durch das Fenster.

Durch das Fenster? rief Franz, wie ein Dieb?

Gerade so, entgegnete kaltblütig der Fremde. Die Fenster meines Comtoirs gehen auf die Straße, durch eines derselben müssen sie einsteigen. Oben finden Sie meine Kasse, die offen sein wird, und zehn Banknoten jede zu hundert Gulden obenaufliegen; die nehmen Sie und kehren auf demselben Wege, den Sie gekommen, wieder auf die Straße zurück.

Durch das Fenster?

Allerdings.

Mein Herr, sprach Franz mit Heftigkeit, indem er den Fremden an der Brust faßte, Sie zürnten vor wenig Augenblicken als es Ihnen schien, daß ich Sie für einen Wucherer halte; und Sie, Sie wollen mich zu einem Diebe machen!

Der Angeredete entzog sich den Händen des Jünglings und sagte sehr gutmüthig: Wie kommen Sie mir vor? Was nennen Sie einen Dieb? Ein Dieb ist ein Mensch, der das Eigenthum eines Andern widerrechtlich an sich zieht. Sie aber sind ein anständiger junger Mann, dem ich aus

freiem Antriebe tausend Gulden gebe, die er braucht und die mein unbestrittenes Eigenthum sind. Ich knüpfe nur aus Laune die Bedingung daran, daß Sie sich das Geld durchs Fenster holen.

Sie gingen nun einige Zeit schweigend nebeneinander her; der Eine in tiefen Gedanken über den seltsamen Antrag, der ihm gemacht worden, der Andere wie ein Mann, der sich ausgesprochen und nichts mehr beizufügen hat. So schritten sie über den Stephansplatz, durch die Bischofsgasse, ein Stück der Wollzeile und immer weiter, bis an die Ecke einer Gasse, die wir nicht nennen dürfen, weil wir eine Geschichte erzählen, die sich fast in allen Einzelnheiten zugetragen hat. In diese Gasse bog der Fremde ein und hielt, während ihm Franz maschinenmäßig folgte, bald vor einem Hause, dessen Schelle er in Bewegung setzte und dazu die lakonischen Worte sagte: Hier ist es.

Bald hörte man den schlaftrunkenen Hausmeister näher kommen, das Thor öffnen und den Eintretenden begrüßen. Das Thor fiel wieder zu, der Schlüssel rasselte im Schlosse, dann entfernten sich die Schritte beider nach der Treppe hin, während Franz mit seinen Gedanken allein auf der Straße stand.

Es war halb drei Uhr des Morgens und wiewohl im Juli der Tag sehr früh anbricht, herrschte in den Straßen der innern Stadt noch dichte Finsterniß; denn daß zu so vorgerückter Stunde keine Laterne das heilige Dunkel der Nacht störe, dafür war zu jener Zeit durch das karge Maß Oel gesorgt, an dessen Ersparnissen sich die geschmeidig gemachten städtischen Aufsichtsbeamten, die Pächter und die Laternenanzünder gütlich thaten. Das mystische

Düster wurde auch durch kein Geräusch unterbrochen; kein Wagen, der von verspäteter Gesellschaft Orgie jetzt erst heimrollt, kein Karren, der mit seiner Fracht von Milch und Butter und Nahrungsmitteln jetzt schon hereinknarrt, um am frühen Morgen seiner Last ledig zu sein. Alles ruhig, schweigend und verödet. Die Schildwachen ihre Posten abschreitend, die Patrouillen höchstens von einem Stadtthor zum andern gehend, die Polizeiwachen an den Hauptplätzen in stiller Ecke lehnend oder gewisse verdächtige Gäßchen und Orte leise umspähend. Die Stadt so recht in tiefen gemächtlichen Schlummer versunken, welchen nur hie und da die Jugend, der Leichtsinn, das Siechthum und die organisirte Aufpasserei entbehrt.

Franz placirte sich unter dem Regendach eines Ladens, dem angedeuteten Hause gerade gegenüber, und versank in Nachsinnen, die Geschichte lohnte sich wohl der Mühe. Es sei kein Diebstahl, wozu man ihn auffordert, so bekräftigte der Mann, der ihn eben verlassen, nein gewiß nicht: denn es war ja ein Vertrag zwischen dem Eigenthümer und dem darnach Begehrenden; aber es hatte wenigstens den starken Schein, vorausgesetzt, daß das Geld dem angehörte, der darüber verfügte, — und zur Ehre Franzens sei's gesagt, daß er an diesem Punkte nicht zweifelte und unter den gegebenen Umständen auch nicht daran zu zweifeln war. Aber dieser Mensch, der sich sozusagen bestehlen ließ, mußte doch eine Absicht dabei haben, und welche mochte das sein? Wer konnte da rathen! Vielleicht war es ein Feind, der ihm eine Falle stellte; aber woher ein Feind, da er bisher Niemanden an seinem Glück oder Vergnügen hinderlich gewesen; und dann fühlte er sich unerschrocken und kräftig

und Niemand durfte hoffen, ihm ungestraft einen bösen Streich zu spielen. Warum sollte er nicht lieber glauben, daß er es mit einem sehr reichen Manne zu thun habe, dem seine Lage Theilnahme eingeflößt und der hinwieder seine Hülfe an die Bedingung einer Probe knüpfte, bei welcher es Entschlossenheit und vor allem Vertrauen zu dem Anbietenden galt. Es gibt Leute genug in der Welt, die tausend Gulden verschenken würden, um dadurch sich in Aufregung zu versetzen oder etwas Außergewöhnliches anzustiften, Originelles oder Verrücktes. Die Jugend glaubt so leicht, daß sie besonderes Interesse erregt, und kennt den Werth des Geldes so wenig, daß unser junge Mann seine schlechten Gründe sehr wahrscheinlich fand; oder besser gesagt, er fand sie vortrefflich, weil er ihrer bedurfte; er sollte eine Ehrenschuld zahlen, er liebte Clara aufrichtig und wollte sie heirathen, und darum war es dringend für ihn, die Meute von Gläubigern, die seiner Spur nachheulte, zu beruhigen. Diese Summe, die der Zufall in seine Hände geben wollte, war ein Geschenk des Himmels, eine große Terne, die er aus dem Glückstopfe gewann, ohne gespielt zu haben. Noch unentschieden aber schon stark zum Entschlusse geneigt, verweilte sein Blick auf dem betreffenden Hause, und er fragte sich insgeheim: aber wie soll ich da hinaufgelangen?

In diesem Augenblick öffnete sich leise ein Fenster des ersten Stockwerkes, die äußeren Flügel drehten sich tonlos um ihre Angeln und ein matter Lichtschimmer dämmerte dem Hinaufblickenden aus dem Hintergrunde des Gemaches entgegen. Nun, mein Unbekannter scheint bei seiner Idee zu verharren, dachte Franz. — Ein Paar Secunden

später rollte eine Strickleiter aus dem Fenster und berührte mit ihrem Ende das Straßenpflaster.

Wie Franz dergestalt alle Schwierigkeiten des Unternehmens beseitigt gewahrte, erwachte die Ueberzeugung in ihm, das Ganze müsse eine Falle für ihn sein. Aber eben dadurch erwachte sein Muth und ein innerer Stolz mit doppelter Kraft in ihm; jetzt erst wollte er das Abentheuer jedenfalls bestehen, und wehe dem Frechen, der ihm in einem Hinterhalt auflauern oder wohl gar sich eine Mystification mit ihm erlauben wollte: er sollte ihm den schlechten Spaß theuer bezahlen.

Nun, alles ist bereit, flüsterte eine Stimme von oben.

Franz kam herbei, stieg die Strickleiter hinan, schwang sich zum Fenster hinein und befand sich nun an der Seite des Mannes, der ihm den sonderbaren Vorschlag gemacht, welchen er jetzt ausgeführt hatte. Dieser war damit beschäftigt, einen großen Hund zu halten, und ihn durch Drohungen und Liebkosungen am Bellen zu verhindern.

Gut, daß Sie endlich da sind! Still, Hector! . . . Nur näher, fürchten Sie sich nicht; es ist mein Hund.

Fürchten? erwiederte Franz und ließ einen kleinen Dolch blitzen, den er aus seiner Brusttasche gezogen. Sie scheinen nicht zu wissen, mit wem Sie es zu thun haben.

Ich irrte mich in Ihnen nicht, so ist es recht, sagte der Fremde; die Cassa steht vor Ihnen, Sie dürfen nur zulangen.

Immer mehr erstaunt, erblickte Franz bei dem matten Schein einer Lampe, die aus einem angrenzenden Gemach hereinschimmerte, eine große eiserne Geldkiste; er

schritt darauf los, hob den Deckel auf und fand ein kleines Päckchen Papiere.

Das ist das rechte, bestätigte leise der Unbekannte; jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen, denn es kostet mich starke Anstrengung, den Hund im Zaume zu halten.

Sei es um seinen Muth zu beweisen, sei es um sich zu versichern, daß er nicht mystificirt worden, Franz ging in das nächste Zimmer an die Lampe und betrachtete die Banknoten. Er zählte und prüfte sie genau, sie waren ächt und betrugen die versprochene Summe.

Aber so gehen Sie doch, wiederholte der Mann, Sie sehen ja, daß Sie nicht getäuscht wurden!

Nicht eher, antwortete Franz, bevor ich Ihnen meinen Dank ausgesprochen habe. Mein Herr, ich betrachte dieß nicht als ein Geschenk, sondern nur als ein Darlehen, und ich schwöre Ihnen ....

Nein, nein, mein Herr, ich sage es noch einmal, dieses Geld ist ganz Ihr Eigenthum.

Aber Sie werden doch so freundlich sein, mir [illegible]hren Namen zu sagen.

Gehen Sie, drängte der Unbekannte, o[illegible] stehe für nichts; ich kann den Hund nicht län[illegible]n, und der würde Sie fürchterlich zurichten.

So sei's denn, meinte Franz [illegible] dem gewaltigen Widerstreben des Thieres sah, [illegible] keine Zeit mehr zu verlieren war. Aber unten [illegible] Straße, das nahm er sich vor, wollte er die [illegible]er des Hauses zu erkennen trachten, und die [illegible]elben sich einprägen, denn er war in diesem [illegible]k von Gassen und Gäßchen fast unbekannt.

Er betritt also die Strickleiter, steigt vorsichtig wie ein Schatzträger hinab und kommt ganz glücklich auf der Straße an; aber kaum hat er den Erdboden berührt, so läßt sich oben ein fürchterliches Hundegebell vernehmen, welchen weithin schallenden Tönen sich die Stimme des Unbekannten mit dem Ausrufe gesellt: Diebe! Räuber! Mörder! Sie plündern mich! Sie ermorden mich! Zu Hülfe! — Ein Flintenschuß donnert durch die Nacht und wird ein Lärmsignal. Franz flieht erschrocken und denkt an Hausnummer und Straße nicht mehr; während er Fersengeld gibt, öffnen sich die Fenster und Hausthore hinter ihm und der Ruf nach der Wache wird allgemein.

Diebe! Diebe! lärmt der nichtswürdige Verschenker der Banknoten immerfort.

Ein Nachbar öffnet das Fenster, sieht einen Menschen vorbeischießen und schreit: Da ist der Dieb, — ich sehe ihn — haltet ihn auf!

Das Geschrei nimmt überhand, die Köpfe in der Nachbarschaft werden zahlreicher; die meisten sahen einen Menschen in die Seitengasse hineinflüchten, die ihn nun ihren Blicken entzieht. Dieser lauft was er kann, er flieht, dann biegt er um eine Ecke und schreitet ganz ruhig zum Stubenthor hinaus; hierher ist der Lärm noch nicht gedrungen und die Wache läßt den Ruhigen ganz ruhig passiren. Draußen auf dem Glacis angekommen schöpft er Athem und sammelt seine Gedanken; inzwischen dämmern die ersten Strahlen des anbrechenden Tages herein. Was soll er thun? Anfangs will er nach der Straße, wo sich das Abentheuer begeben, zurückkehren und Allen den Vorfall erklären. Zugleich aber sieht er ein, daß die Wahrheit so

unwahrscheinlich ist, daß ihm Niemand glauben werde und daß es daher Tollheit wäre, sich geradezu auszuliefern. Er ist eben einer beispiellosen Gefahr entgangen; er hat so viel in seiner Tasche, um sich von allen Lasten frei zu machen und diejenige heirathen zu können, die er liebt; er ist also überglücklich. Freilich mengen sich einige fatale Nebengedanken in diese Freude; das ganze Vorhaben des Mannes, dessen Banknoten seine Noth und Verlegenheit verführten, so wie dessen weiteres Verfahren schien ihm nun ziemlich klar: der Fremde wollte einen Diebstahl vorschützen können und Franz war die unwissende Maschine der Ausführung. Dieser Mann wollte mit Einbruch bestohlen sein; er wollte, daß man an seinem Fenster eine Strickleiter und in der Straße einen fliehenden Menschen sehe, und das bezahlte er mit tausend Gulden; — aber zu welchem Zwecke? Hier vermochte Franz nicht weiter zu rathen. Reich zu scheinen ist die Eitelkeit vieler Menschen; aber es gibt hinwieder auch solche, die aus Furcht vor Neid oder um die Habsucht der Auflauernden irre zu führen, ihre Vermögensumstände verheimlichen. Ein Mann, der ohne Vorwissen seiner Angehörigen einer Geliebten oder einem Seitenkinde ein schönes Stück Geld schenken, oder die eigentliche Ursache eines erlittenen bedeutenden Verlustes vor der Welt verbergen wollte, könnte wohl zu einem solchen Hilfsmittel greifen, wie es der Fremde gethan. Dieser hatte ausdrücklich gesagt, daß Harun al Raschid lange todt sei und jetzt Niemand seine volle Börse einem geldlosen Spieler aufnöthige. Der junge Mann hatte also, indem er die tausend Gulden mit sich fortnahm, lediglich im Interesse eines Andern gehandelt, und dieses Interesse, welches es auch immer sein mochte,

mußte ihn über die Folgen des Geschehenen beruhigen. Es war klar, daß derjenige, der ihn so gefährlich handeln ließ, ihn nicht verrathen könne; daß er die ganze Geschichte in einem geheimnißvollen Dunkel lassen werde, weil, wenn sie aufgeklärt würde, sie ihn, wenn nicht ganz vernichten, doch sehr stark compromittiren müßte; und als Beweis konnte gelten, daß er ihm einen hinreichenden Vorsprung zur Flucht und ein sicheres Entkommen gestattet hatte. In Folge dieser Ueberlegung, die allerdings sehr viel für sich hatte, ging Franz beruhigt weiter und lenkte seine Schritte dem Wasser- und endlich dem Kärnthnerthor-Glacis zu. Vor allem, dachte er, will ich meine Spielschuld berichtigen und von meinen Gegnern Revanche verlangen, die sie mir nicht abschlagen können; dann soll Meyer sein Geld haben und dabei will ich ihm derb meine Meinung sagen — und endlich soll Mama Radelmayer doch noch nach Baden fahren.

Unter solchen Gedanken war er durch's Kärnthnerthor wieder in die Stadt gekommen und näherte sich nun nach einem raschen Gange seinem Wohnhause, in dessen fünftem Stockwerk er ein Stübchen inne hatte. Obwohl es noch kaum vier Uhr war, so fand er das Hausthor doch schon offen. Das Haus, in der Nähe des Gemüsemarktes gelegen und darum von den Höckerinnen zur Unterbringung ihrer Utensilien benutzt, hatte einen Hausmeister, der sonach gewohnt war früh aufzustehen und dieß auch am Sonntage that. Franzen war er wegen mannigfacher Trinkgelder und anderer von ihm empfangenen Gefälligkeiten sehr gewogen und sprach immer zu seinen Gunsten bei der Frau, welche dem jungen Manne das Stübchen vermiethet hatte.

Ah guten Morgen, Herr Scheiner, rief er, das nenne ich früh kommen, wahrscheinlich die ganze Nacht im Geschäft gewesen. Aber unser Schnurrbärtchen hat auf der einen Seite seine Façon verloren, und der Rock — mein Gott, wie sieht der aus, der bedarf meiner Zauberruthe! Nun Sie sollen zum letzten Male recht zufrieden mit mir sein.

Zum letzten Male? wie versteht Ihr das?

Je nun, es läßt sich nicht mehr machen; Ihre Miethsfrau will Ihnen morgen unabänderlich den Abschied geben und das Stübchen an eine Nätherin vermiethen, welche viel ruhiger und, verstehen Sie mich, viel pünktlicher sein soll.

Gut, lieber Johann, sagt meiner Miethsfrau, sie möge mir noch heute die Quittung schicken, ich zahle meine Schuld sogleich; und was den Abschied anbelangt, so werde wahrscheinlich ich ihr denselben geben.

O das thäte mir sehr leid, versicherte Johann. Aber wo zum Teufel haben Sie sich herumgetrieben? Ihr Rock sieht ja aus als ob man die Wände damit gefegt hätte; er ist ganz weiß.

Und der aufmerksame Hausmeister ließ nicht nach; Franz mußte seinen Rock ausziehen und unten lassen, was er denn auch that und sich dann in sein Dachgeschoß verfügte, bittend, daß ihn Niemand des Vormittags wecke. Er wollte ein Paar Stunden schlafen, um frisch und wohlgelaunt zur Mama Nadelmayer hingehen und sich dann auf dem Lande mit Claren recht munter unterhalten zu können. Aber nach einer so vielbewegten Nacht, wie sie Franz eben durchlebt hatte, kommt der Schlummer nicht gleich, wenn man ihm ruft; der Kopf ist von tausend durchkreuzenden Gedanken angegriffen, das Blut stürmt fieberhaft — und

so war es kein Wunder, daß sich Franz in seinem Bette umherwand wie ein Aal unter der Hand des Koches; er schloß die Augen, um den Bildern zu entgehen, die ihm immer von neuem erschienen; immerfort hörte er das hallende Gebell des Hundes, den Ruf Diebe! Diebe! und fühlte noch immer die nachgebende Bewegung der Strickleiter unter seinen Füßen. Unter diesen immer neu herandrängenden Gefühlen war es sieben Uhr geworden; es pochte an seiner Thüre und diese, die er zu verschließen vergessen hatte, öffnete sich.

Aber zum Teufel, Johann, schrie Franz, ich habe Euch doch gesagt, mich des Vormittags nicht zu wecken.

Thut mir recht leid, meinte der frühe Besucher, der so ungelegen kam, aber ich bin sehr erfreut, Sie anzutreffen, denn mein Doctor hätte mir wahrscheinlich keine Ruhe gelassen, bis ich Sie aufgefunden, — und ich muß heute nach Baden fahren.

Heute?

Ja heute.

Ich auch mit Clara, murmelte ganz schlaftrunken Franz.

Verzeihen Sie, antwortete der Andere, der nur halb verstanden hatte, mit Sophie, unserer hübschen Hausmeisterstochter.

Franz hatte sich inzwischen im Bette aufgesetzt, um seinen Besucher genauer zu betrachten und schien ihn mit den Augen zu fragen. Es war dieß ein junger sehr blonder Mann von etwa zwanzig Jahren, dessen Weste und Rockärmel von jener bedenklichen Kürze waren, in welcher die Fortschritte der Natur und das Diebstalent der Schneider gleiche Resultate liefern. Er drehte den Hut spielend

in der Hand, schnitt ein sehr höfliches Compliment und stellte sich mit den Worten vor: Wenzel Peterka, zweiter Schreiber des Herrn Doctors und Notars Pichler auf dem hohen Markt.

Notars Pichler? wiederholte maschinenmäßig Franz.

Ja, und ich habe die Ehre, mit Herrn Franz Scheiner zu sprechen, nicht wahr?

Der bin ich — und was wünschen Sie von mir?

Drei Tage lang schon suche ich Sie zu allen Tagesstunden. Herr Doctor Pichler läßt Sie bitten, ihn auf seiner Kanzlei zu besuchen.

Ich kenne keinen Notar oder Advocaten, versicherte Franz, auf welchen der Name eines Rechtsfreundes immer einen unangenehmen Eindruck hervorbrachte; Sie sind wahrscheinlich im Irrthum.

Sie kennen Herrn Doctor Pichler nicht, das weiß ich, entgegnete der kleine Blonde, aber Sie sind Herr Franz Scheiner, und dann irre ich nicht.

Gegen diesen Schluß ließ sich nichts einwenden und Franz fühlte sich dadurch etwas beunruhigt; inzwischen überlegte er, daß ein Advocat noch immer kein Wechselgericht, daß dieser schöne Morgen der eines Sonntags ist, und daß, selbst für den Fall, ein unerbittlicher Gläubiger hätte diesen Weg eingeschlagen, ihm doch jedenfalls die Freiheit dieses Tages bleiben mußte.

Gut, antwortete Franz, sagen Sie dem Herrn Doctor, ich werde noch heute die Ehre haben ihn zu sehen.

O bitte sehr, erwiederte der Schreiber, wenn ich Sie nicht gleich mitbringe, behält mich der Herr Doctor auf dem Bureau, und ich habe Sophien versprochen . . . .

Mit ihr nach Baden zu fahren, ich weiß, ergänzte Franz. Aber sagen Sie, was verlangt denn der Herr Doctor von mir? forschte er weiter.

Ich weiß es nicht, aber es scheint sehr dringend zu sein; und weil er gar so sehr darauf versessen ist, Sie bei sich zu sehen, so ist die Sache wohl eine sehr wichtige.

Nun, dachte Franz, dem die Geschichte ärgerlich wurde, vielleicht gibt es wieder ein Abentheuer wie heute Nacht: vielleicht braucht der Herr Doctor eine Puppe, um seine Hunde auf sie zu hetzen, oder muß ihn Jemand besuchen, auf den sich dann Gott weiß welche Schuld wälzen läßt.

Während er sich anzog, unterhielt ihn der blonde Schreiber von seiner Liebe, bat ihn so viel als möglich zu eilen und sprach: Ach ja, sehen Sie, daß Sie rasch fertig werden, ich beschwöre Sie, denn es handelt sich hier fast um eine Entführung. Sehen Sie, man erlaubt mir wohl, Sophien Sonntags zuweilen in die Kirche oder auf das Glacis zu führen; aber nach Baden, das ist weit in den Augen ihrer Eltern und vollends erst des Grenadiercorporals.

Ihr Nebenbuhler ist also ein Grenadiercorporal?

Ja leider, versicherte der Kleine, ein entfernter Verwandter, der immer davon spricht, Sophien heirathen zu wollen, wenn er Feldwebel geworden; ach, Sie haben keinen Begriff, wie eifersüchtig der Patron ist.

Franz hatte inzwischen sein Bärtchen und sein Haar in die rechte Lage gebracht, war mit seiner Toilette fertig, verließ sein Stübchen und verfügte sich an der Seite des Schreibers auf den hohen Markt. Sein kleiner Gefährte ging so rasch, daß sie sehr bald im Hause des Notars

anlangten. Ein kleines Fenster im Thorgang zeigte einen hübschen blonden Mädchenkopf, der dem Schreiber zunickte, während im Hintergrunde ein alter Mann sich trotz des Sonntags mit Ausbesserung von Schuhen beschäftigte.

Franz stieg in das erste Stockwerk hinauf. Die Kanzlei des Advocaten war leer, ein Diener bedeutete ihm zu warten, bis der Besuch des Herrn Doctors fortginge. Das kleine Schreiberchen hatte sich alsbald entfernt, und da Franz jetzt durch ein Fenster in Hof= und Thorraum blickte, sah er, wie der Blondin seiner Geliebten ein Zeichen gab, worauf diese ihm aus ihrer Thür entgegensprang; der Kleine wollte ihr eben den Arm bieten, als von der Straße die herkulische Gestalt eines Grenadiers eintrat und die jungen Leute auseinanderstieben machte. Der Schreiber flüchtete in die Kanzlei hinauf und sagte, als er wieder erschien, mit sehr verdrießlichem Tone zu Franz: Da haben Sie's, Ihretwegen bin ich zu spät gekommen; der Bengel von Grenadier ist da!

In diesem Augenblick öffnete sich das Cabinet des Notars, dieser gab seinen Besuchern das Geleit, dann wendete er sich zu Franz, reichte ihm die Hand und zog ihn in sein Heiligthum hinein.

Der Mann, von dem wir hier sprechen, war ein Sechsziger, von starkem Körperbau und ernsten Zügen, über welche indessen die angeborene Jovialität zuweilen mit einem derben Spasse hinzuckte. Er war so recht ein Mann des Volks, und weil es bekannt war, daß er aus Lust und Gewohnheit gegen die Privilegirten mit großem Glück ankämpfe, so wurde seine Kanzlei von den mittleren Volksklassen sehr stark besucht und war daher mitunter sehr

geräuschvoll. Der Umgang mit solchen Clienten ging an ihm selbst nicht spurlos vorüber; zweifelsüchtig und spöttisch und gewohnt, das Körnlein des Rechts aus einem Schwall ungeschickter Redensarten herauszufischen, fragte er viel, kreuz und quer, ernsthaft und scherzend: war aber unter dieser rauhen Schaale von so ehrlicher Gewissenhaftigkeit, daß er mit Recht von sich rühmen konnte: er habe gewiß eben so viel Prozesse verhindert als siegreich durchgefochten.

Da hätten wir Sie also, Herr Scheiner, sagte der Rechtsfreund, ihm einen Sitz anweisend; ich muß sagen, daß ich einen so jungen Mann nicht erwartete, oder vielmehr gestehen, daß ich Sie zehn Jahre älter zu finden wünschte; indessen freilich, ein Sausewind, der seine Logisvermietherin nicht bezahlt und im Kaffeehaus häufiger anzutreffen ist als in seinem Geschäft, muß füglich in Ihren Jahren stehen, denn bei einem ältern wäre eine solche Aufführung unverzeihlich. Aber ich wette, man verleumdet Sie; denn mein kleiner Wenzel war an zwanzigmal in Ihrem Kaffeehaus, ohne Sie dort zu finden.

Ich komme nicht so häufig dahin, antwortete Franz, der in diesem Verhör seine künftige Schwiegermama und etwas auf die Heirath Zielendes vermuthete, und fügte dann mit einer kleinen Variation der Wahrheit hinzu: gestern ging ich spät Abends nur einen Augenblick hin, ehe ich mich nach Hause begab.

Ich wußt' es ja, lächelte der Doctor, dann fuhr er im trockenen Geschäftstone fort: Sie sind also Herr Franz Scheiner?

Der bin ich.

Von Klosterneuburg?

Ganz recht.

Vater und Mutter sind todt?

Leider ja, ich bin verwaist.

Sie können sich über die Identität Ihrer Person ausweisen?

Mit meinem Taufschein und nöthigenfalls mit dem Zeugnisse accreditirter Bürger.

Gut, junger Mann, hören Sie mich an.

Mit diesen Worten rückte ihm der Advocat näher und während er in einer Hand die goldene Dose spielend herumdrehte, legte er die andere auf Franzens Schulter und fuhr fort: Die Natur hat Sie sehr günstig bedacht: Sie sind ein hübscher junger Mann und sehen recht klug aus; ein Entgelt dafür, daß Sie so frühzeitig verwaist wurden. Apropos, den Todtenschein Ihrer Eltern haben Sie doch?

Ja, zu Hause.

Recht, Sie müssen mir ihn bringen. Dieses Alleinstehen in der Welt sei Ihnen eine gute Lehre, daß Sie nur auf sich selbst zu bauen haben. Aber, fügte der Alte schmunzelnd hinzu, ich wette, daß Sie nicht ganz rein von Schulden sind?

Wahrscheinlich, entgegnete Franz, der nun immer mehr überzeugt wurde, daß es sich um seine Heirath handle, hat Frau Radelmayer diese übertrieben, aber ich kann Ihnen auf das Bestimmteste versichern, daß Sie längstens in zwei Tagen bis auf den letzten Heller bezahlt sein sollen.

Frau Radelmayer? fragte der Advocat.

Ja, obgleich sie mich gestern Abends nicht vermuthen ließ — ja sogar mich übel empfing, so zweifle ich doch nicht —

An was?

Sie wissen sicher, daß ich ihre Tochter heirathen soll.

Ich? keine Sylbe; ich kenne weder Frau Radelmayer noch ihre Tochter. Aber gut, wenn es dem so ist; da gibts dann einen Heirathskontrakt, und mit dem kommen Sie wohl zu mir . . . . vorausgesetzt, daß Sie Ihren Absichten bis dahin treu bleiben.

Wie können Sie zweifeln, Herr Doctor?

Nun, wir wollen sehen! Jetzt lassen Sie uns über Ihre Familie reden. Sie haben ohne Zweifel noch Verwandte?

Nur einen Onkel von mütterlicher Seite, der Kaufmann in Smyrna ist.

Der sie wahrscheinlich erzogen hat und den Sie genau kannten und recht liebten, als Sie noch draußen in Klosterneuburg waren, nicht wahr?

Im Gegentheil, Herr Doktor, er ging außer Land als ich noch ein Kind war und meine Eltern lebten; kaum daß ich mich mehr auf ihn besinnen kann.

Um so besser, lieber Scheiner, sprach der Advocat, so können Sie als Erbe die heuchlerischen Thränen sparen, denn kurz gesagt, Ihr Onkel ist gestorben, und hat Ihnen hunderttausend spanische Piaster hinterlassen, das macht doppelt so viel Silbergulden, eher mehr als weniger.

Zweimal hunderttausend Gulden, rief Franz, da bin ich ja ein reicher Mann, dem Himmel sei's gedankt!

Allerdings, bekräftigte der Mann des Rechts, einen Onkel, den Sie nicht gekannt haben, können Sie nicht beweinen, und weil Sie sein einziger und naher Verwandter sind, setzt er Sie zum Erben ein, das ist ganz natür-

lich. Ach, Sie glauben nicht, junger Mann, wie mich die Krokodilzähren oft empören, die bei mir von Leuten vergossen werden, die im Innern jubeln und lachen. Also vergnügt, mein Freund, und überlassen Sie sich ganz der Freude, morgen wollen wir daran gehen, das Geld auf eine zweckmäßige Weise zu placiren.

Während Franz ehrlich gestand, daß es ihm schwer fallen würde, die obligate Betrübniß aufzutreiben, und sich vor Jubel kaum zu fassen wußte, öffnete der Notar bedächtig seine Dose, nahm eine Prise und wies den Rest von Tabak dem jungen Manne mit den Worten: Sehen Sie, Freund, Sie besitzen jetzt mehr Zwanzigkreuzerstücke, als diese Dose Tabakkörnlein enthält; Sie können ruhig, glücklich und, was den größten Werth hat, unabhängig leben. Aber ein ungeschickter Stoß an diese offene Dose und ihr Inhalt ist verschüttet. Hüten Sie sich, so ungeschickt mit Ihrem Vermögen zu verfahren, denn die reichen Onkels in der Levante sind ein seltener Artikel und man kommt nicht so leicht zu einer zweiten ähnlichen Erbschaft.

Franz hatte aus lauter Höflichkeit und Entzücken der dargereichten Dose zugesprochen und antwortete durch nichts als durch ein wiederholtes Nießen, welches der ungewohnte narkotische Staub erregt hatte.

Sehen Sie, fuhr der Alte gelassen fort, darum lasse ich Sie seit drei Tagen überall aufsuchen. Jetzt sagen Sie mir auch, wer ist denn Diejenige, die Sie heirathen wollen?

Die Tochter der Putzmacherin zur künstlichen Blume im Goldschmiedsgäßchen, Clara Radelmayer.

Gestern mochte das noch recht klug sein, meinte der Doctor, aber überlegen Sie es heute gut: jetzt sind Sie

reich; Sie können eine glänzende Parthie machen, Sie können in eine reiche Familie hinein heirathen, denn Sie dürfen verlangen, daß Ihre Braut ein Vermögen mitbringe, das dem Ihrigen gleich ist. Wie steht es in diesem Punkte mit Ihrer Auserwählten?

Sie besitzt nichts, antwortete Franz, aber demungeachtet würde ich sie der Tochter eines Millionärs vorziehen.

Das gefällt mir von Ihnen, junger Herr, und Sie scheinen das Glück dieser unerwarteten Erbschaft zu verdienen. Gehen Sie jetzt nach Hause, suchen Sie Ihre Papiere zusammen, denn wir müssen die Identität Ihrer Person nachweisen und ich bin dafür verantwortlich, da ich durch den letzten Willen Ihres Onkels zum Testamentsvollzieher ernannt bin. Dann wollen wir uns zu dem Banquier verfügen, bei dem das Geld deponirt ist, es dort erheben und bei Gericht niederlegen, bis alle übrigen Formalitäten erfüllt sind.

Franz war mit einem Sprunge außerhalb des Kabinets und stand in der Kanzlei an der Seite des kleinen Schreibers, dessen Miene sich wieder erheitert hatte, denn der Grenadier war bereits von dannen geschritten, nachdem er angezeigt, daß er heute die Wache beziehe, — und der Ausflug nach Baden war daher neuerdings in Aussicht gestellt.

Wir sehen uns also in Baden — im Redoutenhaus, Herr Scheiner, rief ihm der vergnügte Blondin zu.

Ja, in Baden, und ich bezahle Alles, antwortete Franz.

Und mit diesen Worten war er fort, und eilte nach der Goldschmiedsgasse, um Clara und ihre Mutter von seinem Glücke in Kenntniß zu setzen. Der Laden war geschlossen, er trat also durch die Hinterthür ein, und fand Clara in Thränen.

Sie weinen, Clärchen? fragte er zärtlich.

Das Mädchen ergriff seine Hand und führte ihn in den Laden, wo sämmtlicher Vorrath von Blumen zu einem Berge gehäuft dalag.

Was soll denn das bedeuten? forschte Franz, will die Mutter vielleicht dieses Local verlassen?

Ach ja, seufzte Clara, schon morgen soll das Blumenmagazin in einen Wurstladen verwandelt werden; die Mutter ist eben ausgegangen, um den Miethskontrakt mit ihrem Stellvertreter in Ordnung zu bringen.

Sehr gut, vortrefflich! rief Franz, dann hat Mama meine Absichten vollkommen errathen; denn ich will nicht, daß mein kleines Weibchen zu ihrem Erwerb arbeite.

Und er umarmte Claren, die es geschehen ließ.

Dein kleines Weibchen, erwiederte sie schluchzend und ihm mit dieser vertraulichen Anrede den Beweis größter Zärtlichkeit gebend, — dein kleines Weibchen, ach du lieber Himmel, ich werd' es wohl im Leben nicht werden! denke nur, morgen sollen wir nach Triest reisen.

Warum denn nach Triest?

Meine Mutter will mich nach der Türkei bringen, in eine Stadt, welche wie ich glaube Smyrna heißt, und mit einem Herrn, der mich durchaus heirathen will.

Und nun erklärte das Mädchen ihrem Geliebten den Grund, warum ihn die Mutter gestern so unfreundlich empfangen: sie erzählte ihm von einem Wiener Banquier, einem Millionär, Herrn Dira, der sich wahnsinnig in sie verliebt und sie durchaus zu seiner Frau machen wolle; daß, während Franz sie gestern allein getroffen, die Mutter eben bei jenem Herrn Dira gewesen sei und Alles mit ihm verab=

redet habe: die schnelle Abreise, die Weitervermiethung des Ladens und endlich die Heirath, welche erst in Smyrna vollzogen werden soll, weil die Abreise des Herrn Dira keinen Aufschub duldet. Noch ehe Franz von seinem Erstaunen zurückkommen und gegen diese Verrätherei protestiren konnte, trat Frau Nadelmayer herein und rief mit ihrer kreischenden Stimme nach Clara. Das Local der Modistin bildete drei kleine Piecen, deren mittlere der rechte Winkel war, an dessen einer Seite der Eingang vom Hofe lag. Kam man durch diese Hinterthüre herein, so sah man sich gegenüber eine Thüre, die in das Gast= und Besuchzimmer führte, während ein Blick nach rechts den kleinen Laden, der von dem Eckstübchen nur durch eine Glaswand getrennt war, ganz übersehen konnte. An dieser Glaswand im Innern des Ladens stehend konnte man hinwieder auch einen Theil des Besuchzimmers, wenn seine Thüre offen stand, überblicken. Kaum gewahrte Frau Nadelmayer den jungen Mann bei ihrer Tochter im Laden, als ihre Miene sich in die Falten eines siegreichen und stolzen Lächelns legte.

Ah Sie hier, Herr Scheiner! mit diesen Worten trat sie ihm entgegen; ich zweifelte, daß Sie noch kommen würden. Nun Sie kommen wohl, von Clara Abschied zu nehmen: das finde ich natürlich; denn wir wollen ja als gute Freunde von einander scheiden, nicht wahr?

Von einander scheiden, Mama? – was wollen Sie damit sagen?

Ach so gehen Sie doch und stellen sich nicht unwissend; Clara hat Ihnen gewiß schon erzählt, was für ein Glück ihrer wartet.

Aber das junge Mädchen hielt zu dem, den sie liebte, und widersetzte sich unter Thränen dem, was die Mutter als ihr Glück rühmte. Franz war durch das kaltblütige und berechnete Benehmen der Frau Radelmayer so außer Fassung gebracht, daß er nicht wußte, welchen Vorwurf er ihr zuerst machen sollte. Diese fuhr aber in dem angenommenen Tone süßlicher Ueberlegenheit zu ihm fort:

Sie werden begreifen, daß heute nicht an Baden zu denken ist; den Tag vor Antritt einer so großen Reise kann man füglich nicht mit Landparthien verlieren. Ich habe Sie darüber auch nicht getäuscht und die Einladung schon gestern entschieden abgelehnt, Sie werden sich dessen erinnern. Ueberdieß haben wir heute Gäste; Herr Dira speist bei uns. Ja, ja, mein guter Herr Scheiner, ich sehe ein, die Sache ist verdrießlich für Sie, denn ich habe Ihnen doch Hoffnung gegeben und ich glaube mich zu besinnen, daß wir auch von Hochzeit gesprochen haben. . . .

So erinnern Sie sich doch daran? rief Franz mit auflodernden Zorne.

Allerdings; aber wenn Sie Clara aufrichtig lieben, so müssen Sie über diese unverhoffte Wendung erfreut sein; denn wer rein liebt, der ist nicht eigennützig, sondern wünscht nur das Beste des geliebten Gegenstandes. Ueberlegen Sie selbst: das gute Kind soll jetzt reich werden wie eine Fürstin; sie bekommt Diamanten zum Schmuck, Sclaven zur Bedienung, Pferde und Sänften, die sie tragen werden. Mit Ihnen hätte sie doch immer in sehr beschränkter Lage und unglücklich leben müssen; des Morgens um sechs aufstehen und Blumen machen und Hauben nesteln bis Mit-

ternacht, damit nur das liebe tägliche Brod verdient wird, während sie als Gemahlin des reichen Herrn Dira . . .

Wenn es also nur das Geld ist, rief Franz, wonach Sie sich sehnen, so schicken Sie Ihren Herrn Dira zu allen Teufeln, und sein Sie versichert, daß Ihre Tochter als meine Frau nicht für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten braucht, denn auch ich bin jetzt reich; mein Onkel ist gestorben und hat mir eine Erbschaft von zweimal hunderttausend Gulden hinterlassen.

Bei dieser Erklärung stieß Clara einen Freudenruf aus, während ihre Mutter beide Hände in die Seiten stemmte und in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Sehr gut erfunden, meinte sie, der Spaß ist köstlich. Sehen Sie, das ist ja eine Erbschaft, die zur rechten Zeit vom Himmel fällt, wie das Manna den Juden in der Wüste. Nein, nein, lieber Herr Scheiner, mit solchen Dichtungen locken Sie mich nicht aufs Glatteis. Sieh, sieh, wie dieser Onkel eben jetzt stirbt, um einen reichen Erben aus Ihnen zu machen. Aber bis zum ersten April, wo solche Mährchen Cours haben, ist noch lange hin. Und wenn wir nun gleich so dumm wären und Herrn Dira aufgäben, und sich dann der geheimnißvolle Rauch verzöge, würden wir erfahren, daß vielleicht irgendwo eine Gattung von Onkel heimgegangen sei und Ihnen seine Liebe und seinen Segen hinterlassen habe. O ich kenne das! Wahrscheinlich haben Sie und Clara die hübsche Geschichte mitsammen ausgedacht.

Franz erschöpfte sich in Gegenversicherung und nannte ihr den Namen des Advocaten, der ihm die offizielle Mittheilung gemacht. Aber Frau Nadelmayer wollte nicht hören

noch glauben. Endlich müde der Thränen ihrer Tochter und der Bekräftigungen des jungen Mannes sagte sie:

Nun also gut; Sie sind reich, um so besser für Sie. Sie haben die Erbschaft Ihres Onkels, behalten Sie sie; ich behalte Herrn Dira als Tochtermann; er hat mein Wort. Wissen Sie, was er bereits für Clara gethan hat? Er ladet sie nicht aufs Land nach Baden, um sie zu compromittiren; er macht sie schon reich bevor er sie heirathet. Er stattet sie mit einer Hochzeitsgabe aus, die eben so groß, wenn nicht größer als die Erbschaft ist, von welcher Sie uns vorfabeln; und nicht vielleicht, daß er diese Gabe blos verspricht, er gibt sie auch sogleich. Sie ist bereits in meinen Händen, versicherte mit vornehmer Kopfneigung die Mutter.

In Ihren Händen? riefen erstaunt die beiden jungen Leute.

So ist es, bestätigte die Frau zu Clara gewendet; während du gestern die Faseleien eines gewissen jungen verschuldeten Spielers anhörtest, brachte mir Herr Dira dein Heirathsgeschenk.

Und da Franz etwas ungläubig schien, eilte Frau Radelmayer, entzückt mit ihrem Glücke prahlen und den Reichthum ihres Schwiegersohnes darlegen zu können, in das Besuchzimmer, öffnete mit einem Schlüssel, den sie bei sich trug, eine Commode und kehrte bald mit einem Portefeuille zurück, dessen angeschwollene Form auf einen reichen Inhalt von Papieren schließen ließ.

Da sehen Sie her, rief Sie, indem sie ein Packet Banknoten, jede zu tausend Gulden, herausnahm und hundert Stück dem erstaunten jungen Mann vorzählte, wäh-

rend der Rest wenigstens noch eine gleiche Zahl zu enthalten schien. Das sind hunderttausend, hier eben so viel, wenn nicht mehr, und sehen Sie hier noch den Stoß von Hundertgulden-Noten; das sind vielleicht dreimalhunderttausend Gulden, was weiß ich, Herr Dira zählt nicht lange — und alle gehören Claren, das heißt der künftigen Frau Dira; ihre Mutter hat sie in Aufbewahrung: das nenne ich eine Hochzeitsgabe, ein Brautgut! Und wenn wir erst in Smyrna sind, da kaufen wir uns an, versteht sich in der Nachbarschaft des Herrn Dira, der in der Levante sehr viele Besitzungen hat, und dann werden auch wir Eigenthümerinnen von Feigenwäldern und Seidenfabriken, von Kiosken und Schiffen und allen Herrlichkeiten. Und damit wir nichts an den Banknoten verlieren, wechseln wir sie in Triest in schönes blankes Gold um, vor welchem auch die Herren Griechen und Türken einen ungemeinen Respekt haben. Da, sehen Sie, sind auch die ausgefertigten Reisepässe für Herrn Dira, für mich und meine Tochter.

Der Teufel hole die Banknoten! rief Franz mit einem ärgerlichen Blick auf diesen Reichthum, dessen Vorhandensein er nicht leugnen konnte, seit einigen Tagen scheinen sie aus der Luft herab zu schneien!

Ich verlange kein Brautgeschenk und will keine Feigenwälder, sprach Clara, geben Sie Herrn Dira alles zurück, denn ich heirathe ihn in meinem Leben nicht.

Franz begriff wohl, daß hier aller Widerstand von Seiten seiner Geliebten nichts helfen konnte; denn wie sollte ihre Mutter ihm den Vorzug vor einem so reichen und verschwenderischen Mitbewerber geben, wie dieser Herr Dira war, dessen fataler Name heute vielleicht zum erstenmal an

sein Ohr gelangte. Ihm blieb also nichts als die Liebe, die er dem Mädchen eingeflößt hatte; aber diese Liebe war auch ganz sein Eigenthum, und jetzt durfte keine Zeit verloren werden, sie auf die Probe zu stellen. Reich war auch er; eine gesetzmäßige Vollmacht, dem Advocaten Pichler ausgestellt, setzte diesen in Stand, das Geld für ihn zu erheben und ihm wo immer hin nachzusenden; dann besaß er im Augenblicke tausend Gulden, eine Summe, die mehr als hinreichte, Clara zu entführen und sich ein paar Monate mit ihr in Ungarn zu verbergen, ohne daß ihre Mutter den Aufenthalt erführe, bis sie mit der Zeit mürbe geworden, nachgeben müßte. Die Hauptsache war, die Heirath mit Herrn Dira unmöglich zu machen, was auf diese Weise ohne Zweifel gelang. Er benutzte daher die Gelegenheit, als Frau Radelmayer sich mit dem Portefeuille wieder in das Nebengemach begab, und sagte leise zu Clara:

Kein Wort gegen deine Mutter, Clärchen, aber halte dich bereit, mit mir zu gehen, Abends um acht Uhr erwarte ich dich an der Ecke des Gäßchens.

Das Mädchen nickte freundlich mit dem Kopfe, ohne die eigentliche Absicht dieser Zusammenkunft zu errathen, als die Mutter zurückkehrte.

Jetzt, lieber Herr Scheiner, sagte diese, hoffe ich, daß Sie ein Einsehen haben werden; nehmen Sie Abschied von Clara, denn Sie werden begreifen, daß wir heute noch so viel zu thun haben, und daß Sie uns beim Einpacken nicht helfen können.

Franz empfahl sich mit kurzen Worten; er eilte nach Hause, um die vom Notar verlangten Papiere zu holen. Als er fortgegangen war, sagte Frau Radelmayer zu ihrer Tochter:

Er nahm die Sache leichter als ich hoffte; ein recht vernünftiger Junge, dieser Franz! Nun und wenn es wahr ist, daß er seinen Onkel beerbt hat, so kann er sich leicht trösten. Das ist jetzt ein Mensch, Clara, der nicht mehr an dich denkt. Mache also auch du kein saueres Gesicht, liebes Kind; um drei Uhr kommt Herr Dira; drehe dein Haar in Papilloten und später ziehe dein neues Kleid an und wirf das Crepetuch um, damit du des Mittags recht schön bist.

Indessen begab sich Franz mit den nöthigen Documenten versehen zu seinem Advocaten und sann auf dem Wege nach, wer denn eigentlich dieser Herr Dira sein möchte, dessen verschwenderische Liebe ihm seine Geliebte zu rauben drohte. An eine Heirath wollte er nicht recht glauben, eher wohl an eine schmutzige Absicht, und Mama Radelmayer schien ihm eigennützig genug, auch einen solchen Plan zu begünstigen, sobald der Vorschlag mit schwerem Gelde begleitet war.

Dieser abscheuliche Mensch, dachte Franz bei sich, bezahlt übrigens eine Laune sehr theuer, und er muß wohl reich wie ein Krösus sein, da er solche Summen voraus gibt. Sonderbar, und von einem so reichen Manne habe ich bis heute noch niemals reden hören! Hm, Mama Radelmayer hätte für ein Zehntel der Banknoten, die ich gesehen habe, ihre Tochter verkauft. Wären seine Absichten rein, warum dann sich erst in Smyrna vermählen? Wenn man in Wien lebt und ein gutes Gewissen hat, so geht man zum Magistrat und dann zum Herrn Pfarrer, und wartet, um ein junges Mädchen zu heirathen, nicht erst, bis man in Asien und unter Türken ist. Wäre das Ganze nicht ein

bloßer Handel, so würde dieser Herr Dira anders zu Werke gehen. Ein Mann schenkt seiner Frau eine große Hochzeitsgabe: gut, dann geht er zu Gericht und verschreibt ihr ein Witthum so groß er will; aber Hunderttausende der künftigen Schwiegermutter, und überdieß einer solchen Frau, noch vor der Heirath übergeben, das geht nicht mit rechten Dingen zu!

Diese ganz gesunden Gedanken überzeugten unseren jungen Mann vollkommen und beseitigten jeden Zweifel; er nahm sich vor, dasselbe Claren mitzutheilen, ihr die Augen zu öffnen, zu zeigen, welche Gefahr sie bedroht und sie dadurch zu vermögen, daß sie ihm ohne Zögern folge. Die Mutter erschien ihm jetzt in dem ungünstigsten Lichte. Dieser Herr Dira konnte nach seiner Meinung eben so viel Einfluß als Reichthümer besitzen und die Pässe, von denen er gehört, die weite Reise, die angetreten werden sollte, konnten nur Erfindungen und Vorwände sein, um Clara fortzubringen und zu täuschen. Man führte das arme Kind vielleicht auf ein Landgut, das diesem Herrn Dira gehörte, dessen unbekannter Name vielleicht nur dem bekannten irgend eines großen Herrn als Maske diente, und dort geschähe, was man in der Residenz und bei der Nähe eines begünstigten Liebhabers nicht zu erzwingen wagt. Diese Besorgniß war um so natürlicher, da Clara bis dahin niemals eines reichen Anbeters gegen ihn erwähnt hatte; ein Mann aber, der eine Heirath im Sinne hat, tritt offen auf; er zeigt sich unverhohlen, denn er handelt redlich; und wenn er ein armes Mädchen zu sich erhebt, sie glücklich macht und ihr seinen Namen gibt, so will er hinwieder doch geliebt, oder wenigstens geschätzt werden. Bei einem

unmoralischen Kauf aber zahlt der Käufer und man liefert ihm für sein Geld freiwillig oder mit Gewalt das Opfer. Und gerade so, meinte Franz, verhalte sich hier die Sache: Clara wußte erst seit gestern von der Bewerbung, und Frau Radelmayer schien sich um ihre Einwilligung wenig zu kümmern.

Als er bei dem Notar eintrat, war er blaß und unruhig; die Spuren einer angstvoll verbrachten Nacht und seines jetzigen Aergers lagen sichtbar auf seinen bleichen Zügen.

Was ist Ihnen denn? fragte der Advocat.

Ach, mein Herr Doctor, wenn es Ihnen gefällig ist, so wollen wir die Sache beeilen. Hier sind die Papiere, die Sie von mir verlangt haben. Wäre es Ihnen aber nicht möglich, ohne mich zu dem Manne zu gehen, bei welchem das Geld liegt?

Keineswegs; dazu bedürfte es erst einer gerichtlich legalisirten Vollmacht von Ihnen, die an einem Sonntag schwer herzustellen wäre, und dann wäre in der ganzen Prozedur doch etwas Auffallendes, weil man ja weiß, daß Sie selbst in Wien sind.

Ach mein bester Herr Doctor, rief Franz mit schmerzlichem Tone, meine Geliebte, meine Clara soll mir geraubt werden!

Die kleine Putzmacherin?

Ja.

Wahrscheinlich weiß ihre Mutter noch nicht, welches große Vermögen Ihnen mittlerweile zugefallen ist?

Doch, sie weiß es.

Dann muß das Mädchen eine außerordentliche Schönheit, oder die Mutter eine Närrin sein.

Inzwischen hatte Herr Pichler einen Fiacre holen lassen; man ging hinunter, dem Kutscher wurden ein paar Worte zugeflüstert, man setzte sich ein und der Wagen fuhr fort.

Also Ihre Liebste gibt Ihnen den Abschied? so nahm der Notar jetzt das Gespräch wieder auf; trösten Sie sich, man kann nicht in allen Dingen zugleich Glück haben.

O sie nicht, sie liebt mich unbeschreiblich, antwortete Franz, aber ihre Mutter. Ich bin da einem schändlichen Handel auf der Spur, das arme Mädchen soll verkauft werden.

Aber, Herr Scheiner, bedenken Sie nur, einer Mutter so etwas nachzusagen! selbst wenn sie eine Putzmacherin ist ....

Ich habe den Kaufpreis selbst gesehen, versicherte der junge Mann; freilich schützte die Alte eine Heirath vor ....

Sehen Sie also, unterbrach der Advocat.

Ach mein Herr Doctor, eine Heirath in der Türkei! das ist ein wenig weiter und unsicherer als ein Viertel unter dem Wiener Wald. Ich weiß nichts Bestimmtes, denn die Mutter sagte mir was sie wollte. Aber ich habe die innere Ueberzeugung, daß hier der schlechte Streich eines großen Herrn, ein niederträchtiger Verführungsplan oder eine sogenannte Fantasie dahintersteckt, die sich bei uns jeder Schuft erlauben darf, der durch seine Stellung oder durch sein Geld die offenkundig werdende Schmach niederdrücken kann.

Doctor Pichler war wie gesagt ein Mann des Volkes und aus seiner langjährigen Praxis so sehr von der Schlechtigkeit der Privilegirten überzeugt, daß es ihm wohlthat,

den jungen Mann mit so gesundem Freimuth sprechen zu hören, zumal in einer Zeit, wo sich die gepriesene Offenheit der Wiener höchstens in lasciven Spässen kund gab, aber bei allen Veranlassungen, wo es galt, eine schlechte Sache beim rechten Namen zu nennen, sich in rücksichtsvolles Schweigen hüllte oder in ausweichenden Redensarten mit Bücklingen vernehmen ließ. Er forderte darum seinen Clienten auf, dieser Intrigue mit wachsamem Auge zu folgen und versprach ihm seinen Rechtsbeistand, sobald sich Pläne nachweisen oder Thatsachen anführen lassen, welche vor Gericht gebracht werden können.

Junger Mann, fuhr er mit Eifer fort, wir haben gerechte und klar ausgesprochene Gesetze, die für Hoch und Niedrig gleich gelten, und rücksichtslose Richter, die einen hochgebornen oder reichen Hallunken so gut verurtheilen wie den Bettler. Kann man ein Verbrechen einmal mit dem Rade des Gesetzes erfassen, dann ist kein Auskommen möglich, und ausweichende Strafen, wie die Meidung des Hoflagers oder ein Exil auf den Gütern und in Paris kennt unser Criminalcodex nicht. Lassen Sie die Sache vor dieses Tribunal kommen und Sie sollen mit dem Resultat gewiß so zufrieden sein, als Sie jetzt verdrießlich sind. Mein Gott, wer hätte nicht Grund zum Verdrusse; auch ich ärgere mich und das selbst in Ihrer Erbschaftsgeschichte. Ihr Onkel ernennt mich zum Testamentsvollzieher, sein letzter Wille wird mir durch den kaiserlichen Consul zugesendet, das Geld aber wird nach Verfügung des Erblassers einem hiesigen Banquier überantwortet; das sieht aus wie Mangel an Vertrauen; und überdieß einem Banquier, der mir gar nicht recht ist; einem Manne, der zweifelhafte

Geschäfte treibt, einem jener Griechen, die als Blutsauger und Börsenplage herumschleichen.

Sie fürchten also wohl, fragte Franz, daß mein Besitzthum nicht in den sichersten Händen ist?

Das will ich nicht geradezu sagen, denn es soll nur sehr kurze Zeit in den seinigen bleiben. Hätte mein Schreiber Sie gleich am ersten Tage gefunden, so hätten wir es längst. Aber nun gehen wir miteinander hin und morgen erhebe ich das Geld.

Sie hielten eben vor einem Hause; der Advocat und sein Client stiegen aus und blickten in einen Hofraum, in welchem sich, so wie vor dem Hause selbst eine ungewöhnliche Menge Menschen versammelt hatte. Da in dem überfüllten Wien der geringste Vorfall eine Schaar neugieriger Müßiggänger herbeizieht, so war dieß nichts Ungewöhnliches und der Doctor als Geschäftsmann längst gewohnt, an solchen Menschenhaufen ohne weitere Beachtung vorüberzugehen. Im Thorgange begegnete ihnen ein Polizeicommissär in Uniform. Der Advocat, dessen Züge sich bei dem Anblick des Functionärs unwillkürlich verfinsterten, ging schweigend an ihm vorüber, verfügte sich mit Franz in das erste Stockwerk, trat durch eine weit offen stehende Thür in eine Wohnung, durchschritt mehrere Zimmer und gelangt endlich in ein Schlafgemach. Hier saß der Mann, den er suchte, in einem Lehnstuhl, den Kopf mit einem Tuche verbunden und einen großen bayrischen Hund, der sich ihm anschmiegte, an den Ohren krauend. Als auch Franz über die Schwelle getreten war, erhob das Thier seinen Kopf, knurrte unwillig und brach dann in ein fürchterliches Gebelle aus.

Ruhig, Hektor, ruhig! besänftigte ihn sein Herr, der sich mittlerweile erhoben hatte und mit unruhiger Aengstlichkeit den Advocaten und seinen Begleiter ansah.

Hektor! sagte Franz vor sich hin.

Mein Herr, schrie der Notar mit mächtiger Stimme, der eben kein Freund von lärmenden Hausthieren war, wollen Sie diesen Hund gefälligst entfernen oder zu Ruhe bringen.

Still, Hektor, still! befahl der Angeredete; aber dieser setzte sein unbändiges Bellen fort.

Wenn diese Bestie einmal schweigt, werde ich Ihnen den Grund unseres Besuches erklären, donnerte der Advocat. Nicht wahr, ich habe doch die Ehre, mit Herrn Dira zu sprechen?

Wie, höre ich recht? rief Franz, dieser Herr ist Herr Dira?

So ist es, bestätigte der Doctor.

Herr Dira? stotterte Franz mit dem höchsten Erstaunen. Und wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, versetzte er dem Hunde, der sich ihm genähert, einen mächtigen Fußtritt, daß er auf dem Boden hinrollte, riß die Thüre auf und stürzte aus dem Zimmer und aus dem Hause.

Nun, nun, was gibt es denn? rief der Notar und eilte ihm einige Schritte nach; wohin laufen Sie denn, Herr Scheiner?

Aber der junge Mann konnte ihn nicht mehr hören. Er war die Treppe hinunter und zum Thore hinausgeeilt und lief jetzt die Straße hinab, fast eben so schnell als er dieß vor wenigen Stunden nach seinem nächtlichen Besuch in demselben Hause gethan. Inzwischen hatte sich der Hund

beruhigt, und der Advocat, ganz erstaunt über das plötzliche Verschwinden seines Clienten, wandte sich an Herrn Dira:

Sie kennen also Herrn Scheiner bereits, und Herr Scheiner kennt Sie? Was soll das alles heißen?

Ich wollte Sie eben darum fragen, antwortete der Banquier mit gleichgültiger Kälte, aus welcher indessen doch eine unterdrückte Verlegenheit hervorblickte.

Uebrigens wollen wir von diesem Zwischenfalle später reden, meinte der Notar; jetzt zur Hauptsache, und zu dieser bedürfen wir des Herrn Scheiner nicht, denn ich vertrete ihn und habe seine Papiere. Ich bin der Advocat Pichler und Testamentsvollzieher des seligen ....

Herr Doctor Pichler? rief Dira mit sehr natürlichem Erstaunen; eben wollte ich an Sie schreiben und Sie zu mir bitten lassen ....

Wir haben uns über den Erbschaftsbetrag zu verständigen ....

Leider, mein Herr!

Wie so?

Statt aller Antwort ergriff der Banquier die Hand des Rechtsfreundes und führte ihn in ein anstoßendes Gemach, wo er ihm das Unglück der jüngsten Nacht wieß: ein zerbrochenes Fenster und eine doppelte eiserne Cassa mit Schluß- und Vorhängschlössern aufgezwungen und erbrochen zeugten, daß hier eben so kühne als gewandte Verbrecher eingedrungen waren.

Ruinirt, beraubt, verloren, jammerte er, und noch glücklich mit dem Leben davon gekommen zu sein! Ich kann es bei Gott nicht begreifen, daß ich nicht ermordet worden bin!

Und er zeigte seine Arme, an welchen man noch die Spuren von Zwangsbanden sah; er öffnete seinen Hausrock, das Hemde war blutbefleckt und auf der Brust gewahrte man die Wunde von einem scharfschneidenden Instrumente, welches unbezweifelt hätte ins Herz eindringen müssen, wenn es nicht durch eine glückliche Wendung des Körpers an den Rippen abgegleitet wäre.

Sehen Sie, welcher Gefahr ich entgangen bin, sagte er; die ganze Straße war um der Geschichte willen in Bewegung.

Während der Notar erstaunt ringsherum die Spuren des Einbruchs betrachtete und eine Flinte in Händen hielt, welche der Banquier nach den Dieben abgefeuert hatte, erzählte ihm dieser die Umstände des stattgefundenen Raubes. Drei Verbrecher waren bei ihm durchs Fenster eingestiegen, der eine hatte ihn alsogleich im Bette gefunden und geknebelt, der andere faßte den Hund und zwang ihm einen Maulkorb auf, und machte sich dann mit dem dritten über die Cassa, welche sie mit Hülfe von Brecheisen und Dietrichen öffneten und ausplünderten. Dieses dauerte ziemlich lang, aber während der ganzen Zeit ward ihm ein Dolch auf die Brust gesetzt, dessen kaltes Eisen bei dem geringsten Versuch einer Bewegung einzudringen begann. Endlich, nachdem der Raub vollbracht war, habe der Mörder ihn verlassen, worauf er selbst sich aufzurichten versucht, aber von dem Rückkehrenden einen Dolchstoß empfangen habe, der glücklicher Weise fehlging, worauf der Verbrecher seinen Genossen nachfolgte und entfloh. Jetzt sei es ihm, Dira, endlich gelungen, sich der Bande zu entledigen, er sei vom Bette emporgesprungen, habe den Hund frei gemacht und,

wiewohl verwundet und blutend, habe er den Dieben einen Schuß nachgesendet und um Hülfe gerufen. Die Miethsleute des zweiten und dritten Stockwerks, der Hausmeister, die Nachbarn, alles sei herbeigelaufen; alle haben die Stricke gesehen, womit man ihn gebunden, den Maulkorb, der das Bellen des Hundes gehindert, das zurückgebliebene Brecheisen, die Strickleiter, kurz fast alles, was zur Ausführung des Verbrechens gedient hatte. Am früheſten Morgen sei ein Polizeicommissär geholt worden, der einen sorgfältigen, von dreißig Zeugen unterschriebenen Thatbestand aufnahm, die Oertlichkeit und die Spuren des Vorgangs genau untersuchte, alle Aussagen zu Protokoll nahm und sich mit den vorgefundenen Beweisstücken des Verbrechens entfernte.

Und die Erbschaft meines Clienten, fragte der Advocat, befand sich in Ihrer Cassa?

Allerdings, in Banknoten; ich hielt die Summe für Sie in Bereitschaft.

Hm, das ist fatal, meinte der Doctor, aber nichtsdestoweniger bleiben Sie doch dafür verantwortlich.

Hierauf antwortete der Beraubte, er wisse wohl, daß er zu Grunde gerichtet sei; die Cassa habe außer dieser bei ihm deponirten Summe noch einen großen Werth an nächst fälligen Wechseln enthalten, welche die Räuber ebenfalls mitgenommen und die sie einzucassiren sich zwar hüten würden, deren Eingang jedoch auch für ihn so gut als verloren sei. Die Erzählung des Unglücks, das ihn schon betroffen und noch erwarte, des Elends, dem er entgegengehe, wie er versicherte, — in Wahrheit aber noch mehr das plötzliche Erscheinen Franzens, in welchem er sein Werkzeug und sein Opfer durch einen wunderbaren Zufall

vereinigt jetzt erkannte, und die Anwesenheit des Notars, dem der junge Mann vielleicht Bekenntnisse über den nächtlichen Vorgang abgelegt, dieß alles wirkte so stark zusammen, daß Herr Dira ohnmächtig wurde. Jetzt war es an dem bestürzten Advocaten, Hülfe zu suchen, er verfügte sich auf den Hausflur, fand endlich eine Magd, die einem versammelten Zuhörerkreise erzählte, was ihrem Herrn alles passirt sei, und wovon sie, ein Dachstübchen bewohnend, glücklicherweise erst, nachdem es geschehen, Kunde erhalten, und trieb sie herein, dem Ohnmächtigen beizustehen. Und hier ist vielleicht der geeignete Augenblick, etwas Näheres über Herrn Dira mitzutheilen, welcher sich in dem verzweifelten Streiche, den er auszuführen beschloß, einen sehr gefährlichen Helfer auserwählt hatte.

Demeter Dira war der dritte Sohn eines nicht unbemittelten griechischen Kaufmanns auf der Insel Negroponte, viel jünger als seine Brüder, davon der ältere bereits im väterlichen Geschäft mitwirkte, der andere unter dem heimlichen Patrioten Karysto eine Rolle zu spielen anfing, während er selbst noch fast ein Kind war. Diese Nichtbeachtung im väterlichen Hause, durch die wenig sich entwickelten Anlagen und den Trägheitshang Demeters begründet, erregte in ihm das Gefühl der Zurücksetzung und machte ihn bald neidisch und heimtückisch. Seit einiger Zeit hatten griechische Handelsleute speculativer Richtung, die einiges Vermögen besaßen, es versucht, in die österreichischen Kaiserstaaten, in die Küstenländer, nach der Lombardei, ja selbst nach Wien zu übersiedeln, — und da einestheils die beispiellose griechische Schlauheit und Vortheilmacherei hier ein unvorbereitetes und sehr ergiebiges

Terrain fand, anderntheils die Eingewanderten den Handel nach einer neuen bisher wenig cultivirten Seite betrieben, so war es kein Wunder, daß sich der Ruf ihrer glücklichen Geschäfte und erworbenen Reichthümer bald in ihrer früheren Heimath verbreitete und zahlreiche Nachzügler zu ähnlichen Unternehmungen anspornte. Gelegenheit hiezu fand sich schon dadurch, daß die einmal auswärts angesessenen griechischen Kaufleute immer wieder griechische Gehilfen für ihr Geschäft recrutirten: theils weil sie Fremden keinen Blick in ihre speculativen Combinationen gestatten wollten, theils aber weil sie sich von den industriösen Talenten ihrer Landsleute einen größern Vortheil versprachen. Unter solchen Umständen war es ein Leichtes, daß der fünfzehnjährige Demeter von seinem Vater die Erlaubniß erhielt, sich nach Triest einzuschiffen, wo ein aus Lepanto stammender Kaufmann einen jungen Griechen für sein Geschäft suchte und den wohlempfohlenen Dira alsbald aufnahm. Die Vorbilder, die in diesem Hause auf den Jüngling einwirkten und die mit seinen inneren Neigungen nur allzusehr harmonirten, stellten seinen Charakter bald fest und zwar zur größten Zufriedenheit seines Geschäftsherrn. Handelsneid, Gewinnsucht um jeden Preis, die daher weder den Wucher noch die Uebervortheilung scheute, Aufgebot aller Kräfte, um zu erwerben und anzuhäufen, und über alle diese schmutzigen Triebfedern die dicke Maske kaufmännischer Ehrlichkeit und bürgerlicher Rechtlichkeit gezogen, — so bestand Dira sein Noviziat in der Handelswelt, und zwar mit so günstigem Resultat, daß er nach vier Jahren aus Ersparnissen, mehr aber noch aus Bevortheilung seines Chefs ein ganz anständiges Sümmchen für sich bei Seite geschafft hatte.

Dieses geheim halten und bei günstigen Gelegenheiten vergrößern zu können, zog Dira bald nach Wien, wo sich ihm wieder eine Anstellung in einem griechischen Hause darbot, und hier hätte er in Wirklichkeit das fruchtbarste Feld für die Pläne seiner Habsucht gefunden, wäre sein an sich schwacher Charakter nicht durch das Genußleben völlig erschüttert worden. Luxus und Sybaritismus verlockten ihn, sie verschlangen, was raffinirter Speculationsgeist und riskirte Nebengeschäfte erwarben und veranlaßten daher den Geldgierigen, zu immer gefährlicheren Mitteln des Gewinnes seine Zuflucht zu nehmen, — ein Manöver, das von nun an seinem ganzen Leben anklebte. Da schien ihm mit einemmale das Glück besonders zu lächeln. Seinen ältesten Bruder hatte vor wenigen Jahren eine Seuche hingerafft; der jüngere war vor Kurzem mit mehreren Gesinnungsgenossen von den Agenten der türkischen Regierung ergriffen und hingerichtet worden; der alte Vater konnte solche Unglücksfälle nicht lang überleben und starb jetzt, indem er Demetern einiges Vermögen hinterließ, welches in seine Hände gelangte. Dieses führte zu der klug negozirten Heirath mit der Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, welches Geschäft, — denn anders ließ sich die Sache wohl nicht benennen — ihm die Selbstständigkeit und das Patent als tolerirter Großhändler und Bürger in Wien erwarb. In dieser Eigenschaft und weil er sein Hauptaugenmerk auf den Handel mit der Levante richtete, sah er sich zu einer Reise nach Griechenland und Natolien veranlaßt, um directe Verbindungen anzuknüpfen, was ihm vollkommen gelang, indem die nachdrücklichen Empfehlungsbriefe des sehr accreditirten Hauses, in welchem er zuletzt gearbeitet, seine

eigene Stellung, sein einschmeichelndes Benehmen und die nationale Sympathie zu seinen Gunsten wirkten. Auf solche Weise wurde er in Smyrna auch mit Scheiner's Onkel, einem bemittelten Kaufmanne, bekannt und gewann dessen Vertrauen, welches durch spätere Geschäftsberührung nicht erschüttert wurde und sich daher noch in Uebertragung des Legats für den Neffen kund gab. Aber was unter so glücklichen Umständen begonnen hatte, nahm bald eine veränderte Gestalt an. Der erste Schlag war der plötzlich erfolgte Tod von Dira's Gattin, welche ohne Zurücklassung eines leiblichen Erben geschieden war, daher der größte Theil der eingebrachten Mitgift an die Verwandten der Verstorbenen wiedererstattet werden mußte; unglückliche Speculationen brachten Einbußen; das einmal gewohnte Wohlleben und gewisse heimliche Passionen wurden nicht beseitigt und so entstand ein merkliches Zurückgehen der Vermögensverhältnisse. Nach Verlauf einer Reihe von Jahren finden wir Dira in noch bedenklicherer, freilich von ihm mit aller Sorgfalt geheim gehaltener Lage. Großhändler war er nunmehr blos dem Namen nach, denn die Speditionsgeschäfte nach und aus der Levante, die er noch führte, waren sehr unbedeutend; er hatte sich ganz auf den Handel mit Papieren und Effecten geworfen und spielte das Hazardspiel der Börse mit, denn mit den Jahren war seine Habsucht und Geldgier nur noch größer geworden und er wollte durchaus ein reicher Mann werden. Aber das Glück lächelte ihm nun einmal nicht, und wenn ihm ja irgend ein Schlag gelang, brachte ihm ein nachfolgender gewiß um so empfindlicheren Schaden. So führte er eigentlich ein merkantilisches Scheinleben, ewig vom Durste nach Besitz gepeinigt,

und in seinen schönsten Hoffnungen immer wieder getäuscht: ein Mann von mehr als vierzig Jahren und nach zwanzigjährigem Schaffen und Wagen ärmer, als er angefangen hatte. Seine Geschäftsverbindungen in der Levante hatten Frau Radelmayer zu ihm geführt, ein Weib von gemeiner Gesinnung und so habgierig und geldsüchtig wie er selbst, deren Arbeiten unter seinem Schutze an den Bestimmungsort abgingen, wo er dann ihr kleines Guthaben einzog und ihr so auf leichte Weise gefällig sein konnte. So standen die Dinge und eine Schlappe hatte eben wieder auf der Börse stattgefunden, als Dira zweimalhundert und zehntausend Gulden in guten Wechseln aus Smyrna gesendet erhielt, den Nachlaß von Franzens Oheim; er hatte die Summe einzuziehen und zu Handen des Notars und Testamentsvollziehers Doctor Pichler bereit zu halten, welcher darüber verfügen sollte. Der Brief, der die Sendung begleitete, trug ihm auf, dieser Sache alle Sorgfalt zu widmen, indem es wohl möglich sei, daß der Erbe nicht mehr am Leben wäre und dann nach dem letzten Willen eine anderweitige Verwendung der Summe stattfinden solle. Dira beeilte sich, die Papiere zu verwerthen und bei dem Anblick dieser Reichthümer, die durch seine Hände nur durchgehen sollten, flammte seine Begierde hoch empor. Zweimalhundert und zehntausend Gulden, dieß war eine Summe, welche ihm gänzliche Sorglosigkeit und Wohlhabenheit verleihen konnte, mit welcher sich seine schönsten Träume erfüllten, und die ihn endlich erreichen ließ, was er seit Jahren mit brennender Leidenschaft verfolgte. Dieser Scheiner war vielleicht schon reich oder lebte nicht mehr, und in letzterem Falle hatte er selbst als Freund des Erblassers fast

gegründete Ansprüche auf die Hinterlassenschaft. Dieser Gedanke, so falsch er auch war, führte ihn bald zu weiteren Entschlüssen, und allmählig klammerte sich seine Habsucht so fest an dieses Geld, welches er nur aufbewahren sollte, daß er beschloß, es sich um jeden Preis anzueignen, — so tief sank seine, bis jetzt nur zweifelhafte Redlichkeit. Von diesem Vorhaben ganz eingenommen, entschied er sich zu fliehen; aber er wollte Wien nicht wie ein gemeiner Dieb verlassen, den man steckbrieflich verfolgen und ausliefern lassen konnte; es war also unumgänglich nothwendig, daß der Räuber selbst beraubt worden zu sein vorschützen und nachweisen konnte, und daß das gestohlene Geld in den scheinbaren Besitz eines mit einverstandenen Dritten gelangte, auf welchen das Gesetz keinen Verdacht hatte. Er war Wittwer; er faßte daher den Plan, sich zu verheirathen und richtete seine Augen auf die Tochter der Frau Radelmayer, die er zwar nicht liebte, die aber jung und hübsch und daher nicht zu verachten war; die Mutter war ihm verpflichtet und darum ergeben, sie war habsüchtig und mußte ihm daher dienen. Er bedurfte jetzt dieser Frau, deren heimliche Dienste und Verschwiegenheit jede Spur eines Verständnisses mit ihm verschwinden machen, jeden Verdacht ersticken sollten. Die Tochter wollte er, wenn er einmal mit ihr in Griechenland oder in der Levante war, für eine reiche Erbin ausgeben, heirathen und ruhig und genußreich von dem Vermögen seiner Frau, oder vielmehr des bestohlenen Scheiner, leben. Die Mutter war über das Sachverhältniß leicht zu täuschen, und sollte auch ferner unwissend bleiben; noch heute sollte sie ihm ein Dokument über das empfangene Geld als sein Eigenthum ausstellen, und morgen

mit ihrer Tochter über Triest nach einem sicheren Versteck abreisen. Er selbst wollte erst bei gelegener Zeit nachfolgen; denn nach einem Diebstahl wie der beabsichtigte konnte er nicht gleich Wien verlassen, ohne sich selbst zu verrathen oder wenigstens sehr verdächtig zu machen; — er nahm sich daher vor, zu bleiben, die Entdeckung des von ihm selbst angezeigten Diebstahls mit allem Eifer zu verfolgen und in dieser Zeit ganz armselig und entbehrend zu leben, als ob er alles verloren hätte. Aber der angebliche Raub mußte auch alle Wahrscheinlichkeit für sich haben, und die Wahl eines einverstandenen Theilnehmers hatte ihre Schwierigkeit; sich einem Verworfenen anvertrauen, der fremdes Eigenthum als freie Beute betrachtete, war zu gefährlich; ein solcher Mensch würde ihm wohl gut dienen, aber wenn er einmal erführe, welchen Vortheil ihm, Dira, die Geschichte eingetragen, könnte er Theilung verlangen, Clara's Aussteuer würde unter stets erneuerten Forderungen zusammenschmelzen und endlich doch eine Denunziation zu fürchten sein; und dann hat die Polizei ein scharfes Auge auf Diebe von Gewerbe gerichtet, umgibt und umspäht sie unsichtbar, und die endliche Einziehung des Theilnehmers erschien Dira als sehr gefahrdrohend. Er bedurfte also eines halb ehrlichen, oder wo möglich eines ganz ehrlichen Menschen, der nach dem gethanen Schritte seinen Verführer nie mehr anzusehen wagen, vor ihm fliehen und die Augen niederschlagen und das Geschehene sich selbst abläugnen würde. Eine solche Person zu finden war allerdings sehr schwer und Dira darum schon entschlossen, allein zu handeln, selbst auf die Gefahr hin, eine nur zweifelhafte Wahrscheinlichkeit zu erzielen, als er in der Nacht, welche er zur Ausführung

bestimmt hatte, in das Maier'sche Kaffeehaus trat. Die Parthie, in welche sich hier der junge Scheiner, ohne Rücksicht auf seine finanziellen Kräfte, eingelassen, ließ bald die Verlegenheit und Verzweiflung des Spielers gewahren; Dira merkte bald, daß dieser ihm ganz unbekannte junge Mann, wenn er zu verlieren fortfährt, ihm vom Schicksal als ein Werkzeug für seinen Plan gesendet scheine. Das Uebrige wurde bereits erzählt. Dira hielt das Versprechen, das er gegeben, pünktlich; er bändigte den Hund und wartete mit seinem Hülferuf, bis Franz wieder auf der Straße war; daß die Nachbarschaft den Dieb fliehen sehen sollte, lag so sehr in seiner Absicht, als daß dieser nicht eingeholt werde. Alles war gut gegangen, die Ausführung gelungen, und er durfte, um rein dazustehen, nur die Zeugen reden lassen. Die Gerechtigkeit vollkommen zu täuschen, gab er drei Verbrecher an, zeigte eine leichte Wunde und Spuren der Bande an den Händen vor, was er natürlich alles selbst gethan, erfand ein Mährchen, um sein bedrohtes Leben zu schildern, und legte als sprechende Beweisstücke Brecheisen, Dietriche und Strickleiter vor. Aber in dem Augenblicke, wo der Advocat bei ihm erschien, begleitet von Franz Scheiner, und er in dem Erben zugleich den jungen Menschen erkannte, den er in vergangener Nacht durch das Reizmittel des Geldes zur Theilnahme an seinem Verbrechen verführt hatte, verließ ihn Fassung und Selbstvertrauen und er fiel in Ohnmacht.

Die herbeigerufene Magd und der Advocat rieben und beschütteten ihn mit kölnischem Wasser, entkleideten ihn zum Theil und wandten alle Hülfsmittel an, die sich ihnen darboten, so daß er bald wieder seiner Sinne mächtig wurde.

Er kam langsam zu sich, heuchelte großes Erstaunen, den Notar an seiner Seite zu sehen, und nachdem er sich allmählig zu besinnen schien, verlangte er einen Tag oder wenigstens einige Stunden Aufschub, welches Begehren ohnedieß durch den Sonntag gerechtfertigt sei.

Bedauern Sie mich, Herr Doctor! jammerte er, ich glaube nicht stark genug zu sein, um den Schlag, der mich nun erst ganz treffen soll, auszuhalten; mein Kopf schwindelt, ein Fieber glüht in mir, — erlauben Sie, daß ich mich zu Bette begebe.

Dieses Verlangen war nichts weniger als unbillig, aber der Advocat fühlte nun einmal eine heimliche Antipathie gegen den Geldmann, und so kam es, daß er die Geschichte, die er hier hatte anhören müssen, zwar nicht ungläubig aufnahm und dem Wunsche des Angegriffenen nicht entgegen sein konnte, aber sich doch auch nicht sonderlich beeilte, Dira allein zu lassen, sondern nachdenklich im Zimmer auf und ab ging.

Sie haben das Fieber, sagte er gleichsam unterhandelnd, Ihr Kopf schwindelt, es mag so sein, ich glaub' es wohl: aber mein Client, dieser arme junge Mann, dessen Vermögen verloren oder in größter Gefahr ist, was soll mit dem geschehen? Die Geschichte stellt sich ganz ungünstig für ihn; eine Liebe ist auch dabei im Spiel, ein junges Mädchen, das er heirathen, die nichtswürdige Mutter aber lieber verkaufen will, ich glaube an einen großen Herrn, den Gott verdamme! Ich fürchte nur, daß Scheiner an die Donau hinausgelaufen ist; und es wäre fast begreiflich; denn mit seinem Vermögen hätte er diese Frau Nadelmayer für sich gewinnen und sie bewegen

können, ihrem abscheulichen Vorhaben zu entsagen; aber so . . . .

Bei dem eben vernommenen Namen sprang Dira von seinem Lehnstuhl auf.

Frau Radelmayer? rief er.

Ja, Frau Radelmayer, bestätigte ruhig der Notar, die aus ihrer jungen hübschen Tochter, welche mein Client liebt, den Vortheil der Schande ziehen will. Sie können mir's immerhin glauben. Sie kennen diese Person wahrscheinlich gar nicht, diese Frau Radelmayer, Putzhändlerin zur künstlichen Blume, in der Goldschmiedsgasse, wenn ich nicht irre.

Ihr Client, der junge Mann, der mit Ihnen hier eintrat, kennt also diese Frau Radelmayer? fragte begierig der Bestohlene.

So gut, daß er ihre Tochter heirathen wird, antwortete der Doctor, wenn Sie ihm seine Erbschaft ausfolgen, und wohlgemerkt, wenn der erwähnte Handel vereitelt wird.

Diese Worte waren für Dira nur zu deutlich, er griff rasch nach seiner Cravate, warf das um den Kopf gebundene Tuch weg, schlüpfte in einen Straßenrock, langte nach dem Hut und war wie ein Blitz fort.

Nun was gibts denn? Halt doch, halt! rief der Advocat, und wo ist denn das Fieber und das Bett? Herr Dira, Herr Dira! . . . .

Aber Herr Dira eilte so schnell von dannen, als es eine halbe Stunde früher Scheiner gethan.

Sie sind Alle verrückt! dachte der Notar; sollte der vielleicht auch in die kleine Putzmacherin verliebt sein? dann

wäre das eine Schönheit, welche allen Leuten die Köpfe verdreht. Und er richtete einige Fragen an die Magd des Forteilenden, welche gleichfalls ganz erstaunt war und nicht begreifen konnte, wie der Name einer Putzmacherin unter den vorhandenen Umständen ihren Herrn zu so raschem Aufbruch bewegen konnte. Dem Doctor blieb nichts übrig, als auch fortzugehen; er bestieg seinen Fiacre und ließ sich nach Hause bringen.

Wenden wir uns jetzt zu Franz. Als dieser den Hund und sein Gebell erkannt und sich in der Wohnung ein wenig orientirt, wußte er augenblicklich, daß er sich in demselben Hause befand, welches er auf höchst sonderbare Weise zu Nacht besucht hatte, und als der Advocat Herrn Dira bei seinem Namen nannte, durchzuckte ein Blitz des Verständnisses den jungen Herrn. Jener Mensch also, der tausend Gulden dafür gab, daß man des Nachts bei ihm einsteige und den Schein eines Diebstahls errege, war Dira, und derselbe Dira war es, welcher seine, Franzens, Erbschaft im Voraus der Frau Nadelmayer zur Aufbewahrung gegeben, und ihn so zugleich um Vermögen und Braut bringen wollte. Da sie in das Unglückshaus eingetreten, war ihnen ein Polizeikommissär begegnet, bei welchem Dira aller Wahrscheinlichkeit nach den jungen Mann als Thäter angegeben hatte, und doch wollte dieser Dira morgen schon nach Triest und weiter aufbrechen; denn Franz hatte seinen Paß gesehen: also sollte dieser in wenigen Stunden alles verlieren, Vermögen, Geliebte und Ehre. Die Augenblicke waren kostbar, er eilte zu Frau Nadelmayer. Ohne zu überlegen, wie er sich dort zu benehmen habe, um das Portefeuille in seine Gewalt zu bekommen, welches ihm die

Alte so prahlhaft gezeigt hatte, beschloß er fest bei sich, es um jeden Preis und auf jede Art an sich zu reißen, denn es enthielt, wie er nun einsah, sein Eigenthum, sein Vermögen. Sollte selbst die Polizei zu Hülfe gerufen werden, so bewies eben dieses Portefeuille, worin die Banknoten und Pässe lagen, wenn nicht seine Unschuld, doch klar das Verbrechen Dira's, weil die drei Pässe das Vorhaben einer gemeinsamen Flucht darthaten und es zugleich Frau Radelmayer unmöglich machten, zu läugnen, von wem sie das Geld erhalten hatte. Sobald Franz das schlaue Gewebe durchblickt, dessen Fäden der Zufall ihm in die Hand gegeben, lief er aus Dira's Hause nach der Goldschmiedsgasse und bat den Himmel, daß es ihm gelingen möge, diesen Knoten ohne Anwendung der äußersten Gewalt zu lösen, woran er übrigens verzweifelte. Da sah er Frau Radelmayer an der Ecke der Schulenstraße sich entgegenkommen; ein Schritt unter ein Hausthor machte es ihm möglich, sie vorübergehen zu lassen und das Ziel ihres Ganges zu errathen. Sie schritt in den Laden eines Geflügelhändlers, wahrscheinlich um für ihren Gast einen Braten auszuwählen, und er hatte sonach Zeit genug, in ihrer Abwesenheit zu handeln.

Schnell stürzte er über den Stephansplatz und klopfte bald an die Hinterthüre des Ladens zur künstlichen Blume.

Clara, rief er, Clara, ich bin's, öffne schnell, um Gotteswillen!

Das junge Mädchen gehorchte augenblicklich, denn ihn liebte sie innig und aufrichtig und sah sich verurtheilt, Herrn Dira, den sie nicht liebte, an's Ende der Welt zu folgen. Sie glaubte Franz reich, denn er hatte es versichert, —

welches Mädchen glaubte ihrem Geliebten das nicht gern! — und war daher bereit, ihm zu folgen. Eine Entführung in einem flüchtig hinrollenden Wagen, an der Seite eines hübschen jungen Mannes, der mit Gold die Wege ebnet, um endlich sein Vermögen und seinen Namen mit ihr zu theilen, — man braucht eben keine Putzmacherin zu sein, um daran Wohlgefallen zu finden. Uebrigens hatte Clara eine triftige Entschuldigung: ihr wurde nicht Wort gehalten; die Mutter hatte ihre Liebe zu Franz erst gebilligt und jetzt nahm sie ihr Wort zurück, weil das Geld sie blendete. Als Clara daher ihren Geliebten erblickte, sagte sie:

Du kommst, mich abzuholen? wir sollen mit einander fliehen? Komm, ich bin bereit.

Nein, Clara, du irrst, ich komme, um das Portefeuille des Herrn Dira zu holen; schnell, hilf mir, wir haben nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren.

Das Portefeuille des Herrn Dira! rief das Mädchen und ihre ganze Gestalt nahm den ernsten Ausdruck der Würde an.

Ja doch, lieber Gott, nur rasch, liebe Clara, dieses Portefeuille enthält mein Eigenthum, die Päße ausgenommen: doch muß ich auch diese haben, sie sollen mir als Beweismittel dienen.

Aber Franz!

Den Schlüssel, Clara, den Schlüssel!

Statt aller Antwort brach das Mädchen in Thränen aus; aber Franz umarmte und tröstete sie, er lobte die redlichen Gesinnungen, die sie jetzt darlege, und erklärte ihr, daß auch er nicht weniger redlich und weit entfernt sei, sich eines fremden Gutes bemächtigen zu wollen. Der Mann,

den er entlarven müsse, sei eben derjenige, der ein junges Mädchen, ohne von ihr geliebt zu werden, heirathen will, und den Händen ihrer Mutter eine ansehnliche Summe übergibt, die ihm nicht angehört.

Denn dieses Geld, fuhr er fort, ist mein; diese Banknoten sind mein Eigenthum, sie sind der Nachlaß meines Onkels. Den Schlüssel, Clara, den Schlüssel! denn in jedem nächsten Augenblick können wir von deiner Mutter oder diesem Dira überrascht werden, und dann wärst du es, die zu meiner Beraubung und meinem Ruin mitgeholfen.

Den Schlüssel? antwortete das Mädchen, ich habe ihn nicht, denn seit die Mutter im Besitz des verwünschten Geldes ist, kommt er nicht aus ihrer Tasche.

Ohne ein Wort weiter zu reden, eilte Franz in das Gastzimmer, zog den Schlüssel von seinem eigenen Schranke hervor und versuchte ihn hier an der Commode und, o unerwartete Freude, er paßte und schien anzugreifen. Dieser fast unglaublich günstige Zufall wird dadurch leicht erklärlich, daß die gewöhnlichen Möbels, womit die mittleren Wohnungen und die Garni's versehen werden, Fabrikarbeit sind, was natürlich auch von den Schlössern gilt, welche überdieß nicht in sehr wechselnden Varianten angebracht werden. Das Schloß gab also dem fremden Schlüssel nach und hätte übrigens der Gewalt Scheiners, zu welcher dieser nöthigenfalls entschlossen war, gewiß nicht widerstehen können. Nachdem er die Lade geöffnet, nahm er das Portefeuille heraus und verbarg es unter seinem Rocke.

Du sagst deiner Mutter, Clara, daß ich es gewesen, der diesen Schrank erbrach und das Geld mit fort nahm. Mag sie toben und drohen und mich verklagen, — ganz

nach ihrem Belieben, es steht ihr frei, denn ich fliehe nicht, mein Clärchen, und verberge mich nicht; bei dem Advocaten Doctor Pichler auf dem hohen Markt bin ich und dieses Portefeuille zu finden.

Dieses sagend, machte er sich davon, blickte auf der Straße nicht erst lange um, ob er der heimkehrenden Mutter ansichtig würde, sondern eilte auf den hohen Markt zu dem Notar, an dessen Hause er eben anlangte, als Pichler aus dem Fiacre stieg.

Kommen Sie, kommen Sie, Herr Doctor, denn wir sind nirgends in Sicherheit als in Ihrem Cabinet.

Sie stiegen rasch empor, Franz eilte in das Cabinet und als ihm der athemlose Notar dahin nachgefolgt war, knöpfte er den Rock auf und überreichte das kürzlich eroberte Portefeuille dem Ehrenmanne mit den Worten:

Hier, Herr Doctor, ist die Nachlassenschaft meines Onkels, hier das Geld, welches heute Nacht Herrn Dira gestohlen wurde.

Der Notar trat einen Schritt zurück.

Junger Mann, sprach er ernst, mit was für Leuten haben Sie Umgang? Wissen Sie, daß man Herrn Dira diese Nacht ermorden wollte, daß er gebunden, verwundet wurde und . . . .

Und, fuhr Franz fort, daß dieses Portefeuille seit gestern Abend acht Uhr in Gewahrsam der Frau Nadelmayer war, welche es von Herrn Dira erhalten, und daß es unter andern auch Päße enthält, mittelst welcher der ehrliche Depositar nach Triest und weiter reisen wollte.

Wie, und die erbrochene Cassa? fragte der Advocat.

Dira's Werk.

Die Strickleiter, die Brecheisen und Dietriche, die dem Commissär übergeben wurden? . . .

Dira's Vorbereitung.

Die Bande, die ihn gefesselt? . . .

Alles Dira!

Der Maulkorb, welcher das Bellen des Hundes hinderte?

Dira und wieder Dira!

Aber Dira gab doch alles zu Protokoll; er versicherte, daß drei Verbrecher bei ihm eingedrungen . . . .

Drei Verbrecher! wiederholte aufathmend Franz.

Ja, und die Nachbarn haben sie gesehen, denn sie gaben ihm Zeugenschaft und unterzeichneten das Protokoll.

Das mag Ihnen nur ein Beweis mehr sein, antwortete mit sicherer Haltung der junge Mann, daß dieser Mann eine Scene spielte, welche er mit seinen Theilnehmern früher gut einstudirt, weil ich Ihnen auf das Bestimmteste versichern kann, daß sich dieses Portefeuille sechs Stunden vor Ausführung des angeblichen Diebstahls in den Händen der Frau Radelmayer befand.

Der Notar mußte die Richtigkeit dieses Schlusses zugeben, öffnete das Portefeuille, zählte die darin enthaltene Summe, prüfte die Pässe und verschloß dann alles sorgfältig in sein Pult.

Hm, sagte er, das gibt einen hübschen Criminalproceß, der dem Mann ein gutes Stück seiner Freiheit kosten wird. Jetzt mag er kommen, das Portefeuille zu holen.

Da legte er seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes und fuhr fort:

Erinnern Sie sich, lieber Scheiner, daß ich heute morgen auf meine Dose weisend zu Ihnen sagte: ein unglücklicher Stoß könne ein großes Vermögen so leicht wie den Tabakstaub in die Winde streuen? . . . . und wenig fehlte, daß meine Worte eine Prophezeiung geworden wären. Aber noch begreife ich nicht, daß Sie mit diesem Dira nicht zusammengetroffen sind, denn als ich zufällig den Namen der Radelmayer nannte, stürzte er eben so rasch fort als kurz vorher Sie selbst, nachdem Sie in ihm wahrscheinlich ihren Rival und den Räuber Ihres Erbes erkannt hatten. —

In dem Augenblick, wo Dira von Scheiners Liebe und seinem Verhältniß zu Frau Radelmayer hörte, fühlte er sich verloren: ein unvoraussichtlicher und verwünschter Zufall machte alle seine Plane scheitern. Sein Verhängniß ließ ihn den Menschen auswählen, den er am sorgfältigsten hätte meiden sollen und den sein Unternehmen am nächsten anging. Wer mochte auch denken, daß dieser junge Mann eben das Mädchen liebte, das er selbst heirathen wollte, und die Mutter kannte, die seinen Raub verbarg und diesen schnell abreisend in Sicherheit bringen sollte! Er war also entdeckt und wenn er sich nicht sehr beeilte, eines schmachvollen Verbrechens leicht überführt. Nur eine Hoffnung blieb ihm noch: wahrscheinlich hatte Frau Radelmayer von dem Gelde, das ihr übergeben worden, gegen Niemand gesprochen, noch die Summe vorgewiesen; dann konnte er seinen Raub schnell an sich nehmen und mit Hülfe des Passes, den seine Vorsicht früher sich verschafft hatte, rasch entfliehen. Er eilte also was er konnte nach der Goldschmiedsgasse, freilich nicht ohne böse Vorahnung wegen Scheiners plötzlichem Davonlaufen, aber seine Angst

klammerte sich an den letzten Hoffnungsfaden. Am Ausgange der Schulenstraße erblickte er Frau Radelmayer vor sich herschreitend, welche nach eben beendigtem Einkauf heimkehren wollte.

Mein Portefeuille! mein Portefeuille! Frau Radelmayer, ächzte er, sie ereilend, in das Ohr der Ueberraschten.

Ach, Sie sind es, Herr Schwiegersohn! sagte diese etwas verlegen, weil ihr Negligé nicht das sorgfältigste war und die strotzende Einkaufstasche einen Gang verrieth, den man, und besonders am Sonntag, einer Magd überläßt; — Sie wollen Ihr Portefeuille? Sie bedürfen gewiß einiger darin enthaltenen Papiere?

Allerdings; geben Sie mir es nur; Sie haben es doch?

Herr des Himmels! Ob ich es habe? Die Aussteuer meiner Tochter; — wem sollte ich sie denn gegeben haben?

Aber wie unvorsichtig, rief Dira, das Haus zu verlassen, wenn man so bedeutende Baarschaften in der Wohnung liegen hat.

Meine Tochter ist daheim, antwortete die Frau ganz ruhig.

Ja eben deßhalb, eiferte Dira, immer mehr in die Hitze gerathend, Ihre Tochter hat verdächtige Bekanntschaften.

Verdächtige Bekanntschaften? wiederholte Frau Radelmayer etwas gereizt und schon halb fürchtend, daß ihr goldener Wahn verschwinde; Sie zielen vielleicht auf Herrn Scheiner, einen braven und sehr hübschen jungen Mann, der Clara heirathen wollte und dem ich gestern, eben aus purer Rücksicht für Sie, den Abschied gab, — denn auch er ist reich, er hat geerbt.

Zum Teufel, rief in voller Ungeduld Dira, mein Portefeuille! Sie haben es, wenn ich mich recht erinnere, in einen Schrank eingeschlossen, in eine Commode; — geben Sie mir den Schlüssel!

Während die Frau, erstaunt über das bleiche Aussehen und die zornige Sprache Dira's, in ihrer Einkaufstasche nach dem Schlüssel suchte und diesen endlich auf dem Grunde fand, entfiel der Sack ihren Händen, ein stattlicher steyerischer Kapaun, ein Paar Citronen und mehrere Düten rollten zu Boden und boten dem Sonntagspublikum, das eben die Messe in der Stephanskirche verließ, einen recht appetitlichen Anblick. Die Frau bückte sich in großer Verwirrung, um ihre Küchenvorräthe aufzunehmen, Dira aber war mit dem Schlüssel längst vorausgelaufen.

Wenn Franz eben bei Clara wäre, murmelte sie vor sich hin, das gebe eine saubere Geschichte!

Sie hatte sämmtlichen Inhalt wieder in die Tasche gestopft und eilte, so schnell sie durch das Menschengedränge kommen konnte, nach Hause. Mittlerweile hatte Clara den Dingen nachgedacht, die Franz gethan, der Eröffnung des Schrankes und der Mitnahme des Portefeuilles, und da sie sich eben so sehr vor der heimkehrenden Mutter als vor einem etwaigen Besuche Dira's fürchtete, so begab sie sich aus der Wohnung in den Hof, wo die Anwesenheit mehrerer Nachbarn sie vor den gefährlichsten Ausbrüchen schützen konnte. Und sie hatte wohl daran gethan, dieß bewies die Wuth, in welche Dira gerieth, als er das Möbel offen fand und von ihr, zur Thüre hereingerufen, die Auskunft erhielt, Herr Scheiner habe das Portefeuille mitgenommen. Als Frau Radelmayer nach Hause kam und Herrn Dira ver-

nichtet in einen Stuhl gesunken und die Commode leer fand, rief sie außer sich:

Hilf, Himmel! mein Schwiegersohn hat die Wahrheit vorausgesehen, dieser Scheiner hat uns bestohlen!

Clara war näher gekommen, die äußere Thüre offen lassend, sie zitterte wie ein Espenlaub und entgegnete tröstend: Nicht doch, Mutter, er ist mit dem Portefeuille zu dem Advocaten Pichler auf dem hohen Markt gegangen und dort zu finden.

Was? er zu einem Advocaten? der Dieb! er ist gewiß nicht mehr in Wien sammt unserem Gelde. Herr Dira, auf und lassen Sie uns die Polizei zu Hülfe rufen.

Bei dem Worte Polizei erhob sich Dira und sagte ganz gefaßt:

Ihre Tochter hat Recht, Sie werden Herrn Scheiner gewiß bei seinem Advocat finden: ich sehe das jetzt selber ein.

Und nachdem er so gesprochen, ging er fort.

Da siehst du, Thörin, rief jetzt die Mutter, die du dein Glück nicht einsehen willst, wie reich dein künftiger Gemahl sein muß, da ihn selbst ein solcher Vorfall und mehr als wahrscheinlicher Verlust nicht sonderlich erschüttert.

Eine Stunde später hatte sich nächst dem Lusthaus im Prater ein Mann in die Donau gestürzt.

— Das Ende dieser Geschichte ist mit wenigen Worten erzählt.

Franz gelangte an das Ziel seiner Wünsche: Clara wurde die Seinige, und er hatte diese Wahl niemals zu bereuen. Jene tausend Gulden, welche an dem verhängnißvollen Tag in seine Tasche und nicht mehr herausge=

kommen waren, legte er als eine Gabe für die Armen in die Hände des Geistlichen, der den Bund der Liebe gesegnet.

Die Neuvermählten traten eine Reise nach Frankreich an und der glückliche Gatte bat seine junge Frau, sich so einzurichten, als ob sie nicht mehr nach Wien zurückkehren sollten. Und das war auch der Fall, denn wenige Tage nach der Abreise der jungen Leute erschien Doctor Pichler bei Frau Nadelmayer, bedeutete ihr, daß ihr Schwiegersohn sich im Auslande anzusiedeln beabsichtige, wohin sie demselbem unter keinem Vorwand folgen solle, und daß er für den Fall ihres Gehorsams eine lebenslängliche anständige Rente für sie ausgesetzt und das Capital derselben gerichtlich versichert habe. Die Art, wie sich Frau Nadelmayer dem jungen Manne gegenüber benommen, die Begünstigung Dira's und ihr zur Gemeinheit neigender Charakter rechtfertigten diesen Schritt hinreichend.

Eine Woche später las man in einem auswärtigen Blatte — denn die inländischen durften damals nicht einmal Vorfälle aus dem öffentlichen Leben mittheilen, wenn diese mißliebig oder vom Gericht in Untersuchung gezogen waren, — nachfolgende merkwürdig lautende Correspondenz aus Wien:

„Ein beispiellos freches Verbrechen, welches hier in der Nacht vom . . . . . mitten in der Stadt begangen wurde, erregt die allgemeine Indignation und hatte leider die traurigsten Folgen. Der Großhändler Dira, ein Mann von unbescholtener Rechtlichkeit, wurde von Räubern, die durchs Fenster bei ihm einstiegen, mißhandelt, am Leben bedroht, und ihm sein ganzer in diesem Augenblick sehr bedeutender Cassavorrath geraubt, welcher großentheils aus Depositen-

geld bestand, nemlich aus einer von Smyrna an ihn gelangten Baarschaft, als Erbe eines hiesigen jungen Mannes. Die Thäter scheinen spurlos verschwunden zu sein. Dieser unverhoffte Unglücksfall, der wahrscheinlich den größeren Theil seines Vermögens plötzlich verschlang, drückte den Bestohlenen so ganz nieder, daß er sein Leben in den Fluthen der Donau endigte. Als ein schöner Zug von Rechtschaffenheit muß hierbei erwähnt werden, daß der Unglückliche eine Stunde vor seinem Tode alle übrigen Vermögensreste beitrieb und zusammenlegte und so die volle Summe des ihm anvertrauten Depositums einem Notar übergab, damit der Erbe durch diesen Unfall keinen Schaden erleide."

Die Erinnerung an die Gefahr, welcher durch unverzeihlichen Leichtsinn sein Vermögen, seine Redlichkeit und seine Ehre ausgesetzt gewesen war, machte auf Scheiner einen tiefen Eindruck für das ganze Leben; er schwur sich, jede schiefe Stellung und Handlung zu vermeiden, bei welcher das Gefühl der Ehrenhaftigkeit allmählig erkalten und die redliche Vernunft zum Schweigen gebracht werden könnte, — und er hat Wort gehalten. Er ist glücklich, von Allen, die ihn kennen, geschätzt, und diese verdiente Achtung steht so fest, daß er sich leicht erlauben konnte, seine jugendliche Unbesonnenheit einem Freunde selbst zu erzählen, durch welchen sie hier an die Lesewelt gelangt, nachdem, wie sich von selbst versteht, Namen und Oertlichkeit ein wenig verändert worden sind.

---

gelt verband, nemlich aus einer von Smyrna an ihn gelangten Baarschaft, als Erbe eines dortigen jungen Mannes. Die Räuber schienen spurlos verschwunden zu sein. Dieser unerhoffte Unglücksfall, der wahrscheinlich den größeren Theil seines Vermögens plötzlich verschlang, erfüllte den Betheiligten so ganz nieder, daß er sein Leben in den Fluthen der Donau endigte. Als ein schöner Zug von Rechtschaffenheit muß hierbei erwähnt werden, daß der Unglückliche eine Stunde vor seinem Tode alle übrigen Vermögensreste beitrieb und zusammenlegte und so die volle Summe des ihm anvertrauten Depositums einem Notar übergab, damit der Erbe durch diesen Unfall keinen Schaden erleide."

Die Erinnerung an die Gefahr, welcher durch unvergeßlichen Leichtsinn sein Vermögen, seine Rechtschaffenheit und seine Ehre ausgesetzt gewesen war, machte auf Schreiner einen tiefen Eindruck für das ganze Leben; er schwur sich, jede ähnliche Stellung und Handlung zu vermeiden, bei welcher das Gefühl der Gewissenhaftigkeit allmählig erkalten und die redliche Vernunft zum Schweigen gebracht werden könne, — und er hat Wort gehalten. Er ist glücklich, von Allen, die ihn kennen, geschätzt, und diese verdiente Achtung steht so fest, daß er sich leicht erlauben konnte, seine jugendliche Unbesonnenheit einem Freunde selbst zu erzählen, durch welchen sie hier an die Oeffentlichkeit gelangt, nachdem, wie sich von selbst versteht, Namen und Oertlichkeit ein wenig verändert worden sind.

Der Fuchs in seinem Bau.

Am 15. September 1757 öffnete Mademoiselle Genevieve Chretien zu früher Morgenstunde, wie sie es täglich that, ihren Laden in der Gaillonstraße in Paris. In dem ganzen Quartier St. Honoré gab es keinen Laden, der mit neuen Bändern besser versehen war und keine freundlichere Verkäuferin. Man fand hier gleichzeitig die zierlichsten Spitzen und das hübscheste Gesichtchen, das man sehen konnte. Diese blauen Augen, sanft wie Blumen und Sammet, dieses feine Näschen, diese rosigen Lippen, zwischen denen der Schmelz der Zähne hervorblitzte, wenn ein Lächeln sie bewegte, dieses zarte Kinn, dieses lange schwarze Haar an den Schläfen zurückgeschlagen und diese durchsichtige Haut, sanft geröthet an den Wangen und schneeweiß am Nacken, wären der würdige Stoff eines Pastellgemäldes gewesen, wie Greuze kein reizenderes geliefert hat. — Die schmucke Krämerin zählte achtzehn Jahre, und in der Epoche, in welcher sie lebte, bedurfte es weder solcher Reize noch solcher Jugend, um schnell berühmt und gesucht zu werden, und daher kam es, daß Genevieve noch kaum

vier oder fünf Monate ihren Laden zum „goldenen Cocon" hielt, als bereits alle hohen Damen vom Hofe und die vornehmsten Edelleute sich in der Gaillonstraße mit Bändern versahen. Genevieve hatte die artigsten Knixe für die Frauen und ein holdes Lächeln für die Herren und war höflich gegen Jedermann, aber die Liebesbriefchen und wohlduftenden Billets, die sie tagsüber erhielt, dienten ihr Abends nur zu Papilloten; die Händlerin war klug, und das gab ihrer Schönheit einen höheren Werth.

An diesem Morgen grüßte Genevieve, frisch und heiter wie die Morgensonne, ihre Nachbarn an den Thüren rechts und links und ging dann ein Liedchen trällernd an die Arbeit, die Stoffe zu ordnen und Spitzen und Bänder guirlandenförmig aufzuhängen, was ihrem Laden einen festlichen Putz verlieh. Eben wollte sie einen großen Strauß künstlicher Blumen an dem passenden Platze befestigen, als ein junger Mann die innere Ladenthüre sachte öffnete und sich ihr ungesehen auf den Fußspitzen näherte. Als er ganz nahe herangekommen war, faßte er sie um den Leib und küßte sie auf den Nacken. Die hübsche Händlerin stieß einen leichten Schrei aus, wie ein gehaschter Vogel, und wandte sich zürnenden Blicks um, der aber bald in einem Lächeln verschwand.

Schon wieder Sie, Herr Paul, sagte sie erröthend, das ist nun der zweite, den Sie mir rauben.

Ich muß wohl nehmen, was Sie mir nicht geben woelln.

Sie geben mir vielmehr, was ich nicht nehmen will.

Ei nun, so geben Sie es mir doch gleich zurück.

Warum nicht gar! Sie sind so freigebig, daß mich die Zurückerstattung in Verlegenheit brächte.

Genevieve nickte dem jungen Manne einen freundlichen Gruß zu und als er wieder Miene machte sich ihr zu nähern, drohte sie ihm mit ihrem niedlichen Finger und wies nach einem Stuhl in der Ecke des Ladens.

Es ist gut so, mein Herr, sagte sie dann mit einem gewissen gebieterischen Ernste, obgleich es von Ihnen nicht recht ist, so zu handeln, während mein Vetter auswärts verweilt; denn wenn er wieder hier ist, werden Sie Ihre Küsse wohl anders wohin tragen müssen. Uebrigens kommt mein Vetter bereits morgen zurück.

Er komme wann er will, wenn es ihm Vergnügen macht.

Aber es macht ihm kein Vergnügen, wenn man mich umarmt.

Ich strebe aber auch nicht darnach, ihm ein Vergnügen zu machen.

Hören Sie, Herr Paul, rief Genevieve und stampfte dabei mit dem Füßchen auf, Sie nehmen keine Vernunft an, das kann einmal nicht so fortdauern. Erstens liebe ich meinen Victor und gebe nicht zu, daß er um meinetwillen Verdruß habe. Und dann, glauben Sie denn, daß es für ein Mädchen meines Alters schicksam ist, einen jungen Mann Ihres Alters bei sich zu verbergen? Denn ich lasse Sie doch hier wohnen, mein Herr.

Ja für monatlich zehn Livres, das ist wahr.

Um das Geld handelt es sich hierbei nicht. Ich weiß wohl, daß meine Tante bald zurückkehrt und daß dieselbe Sie bei mir eingewohnt hat; aber während ich diese Rückkehr erwarte, bringen Sie Ihre Zeit damit hin, mir bald die Hände, bald den Nacken zu küssen.

Das kommt daher, weil ich Sie liebe, schöne Genevieve.

Und das eben soll nicht sein. Als ich Sie bei mir aufnahm, hatten Sie kein solches Benehmen, wie Sie es jetzt kund geben. Sie schlugen die Augen nieder, waren traurig und Ihre Stimme tönte so klagend, daß ich unwillkürlich gerührt wurde. Sollte die Geschichte Ihres Streites mit dem Schreiber Ihres Amtmanns nur ein ersonnenes Mährchen gewesen sein?

Keineswegs.

Sollten Sie vielleicht weder bedroht noch verfolgt sein?

Ach du lieber Himmel, ich bin das unglücklichste Opfer des Schicksals, das Ihnen jemals vor Augen gekommen ist.

Für ein so unglückliches Opfer sind Sie mitunter recht vergnügt.

Weil ich Sie sehe, Genevieve; bin ich allein, so weine ich, daß es ein Jammer ist; erst heute Morgens benetzten meine Zähren den Tisch so reichlich, als ob man ein Glas Wasser darüber gegossen hätte.

Sehen Sie, jetzt blicken Sie wieder zum Himmel auf; wenn Sie ein so trauriges Gesicht machen, habe ich natürlich nicht die Kraft, Ihnen zu zürnen. Und doch kenne ich Sie eigentlich gar nicht.

Paul Germon aus dem Dorfe St. Gervais bei Blois, ich habe es Ihnen schon dreimal gesagt.

Und wenn Sie es zwanzigmal gesagt hätten — ein Name beweist noch nichts. Meine Tante will zwar Ihre Mutter kennen . . . .

Ja, Gertrude Germon.

Ei was, meine Tante ist, unter uns gesagt, nicht sehr schlau; sie ist eine Fliege, die man mit ein wenig Honig wohin man will bringen kann. Und Sie scheinen Honig auf den Lippen gehabt zu haben, als Sie sie vor vierzehn Tagen beschwatzten. Doch sei's, Sie sind Paul Germon, ich will es glauben; aber wann werden diese Papiere, die Sie erwarten, endlich ankommen?

In drei oder vier Tagen, wie ich denke; vielleicht schon morgen.

Wir wollen sehen. Sie haben etwas in Ihrer Miene, was mir immer den Verdacht erregt, daß Sie ein Edelmann sein könnten.

Ich? Ach, Sie erweisen mir zu große Ehre.

Was Ehre! Als Sie gestern die Treppe herabstiegen, wären Sie beinahe gefallen und stießen dabei einen so edelmännischen Fluch aus, daß ich unter Tags noch daran dachte.

Das ist eine üble Gewohnheit, die ich in Blois annahm; ich war noch ganz jung und lief damals aus Vergnügen mit dem Jagdgefolge des Vicomte von Morsan.

Der Vicomte von Morsan ist ein recht hübscher Herr.

O ja, meinte Paul lächelnd.

Aber ein Spieler, ein Taugenichts und Raufbold.

Ei, ei — ein sauberes Portrait; wer hat Ihnen das entworfen?

Victor, der ihn in Blois sah und beobachtete.

So, so, Ihr Vetter Victor. Der Vicomte kann sich bei ihm bedanken. —

In diesem Augenblicke ging die Ladenthüre so rasch auf, daß Genevieve die Bewegung nicht bemerken konnte,

welche das letzte Gespräch in Paul hervorgebracht hatte. Bei dem Geräusch der Thüre hatten sich die beiden Sprechenden in entgegengesetzter Richtung getrennt, Paul zog sich in den Hintergrund zurück, während die Händlerin nach vorn ging.

Der Eintretende war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, von schöner Gestalt und edlen Zügen. Ein weiter staubiger Reisemantel verhüllte ihn ganz, aber ein vorragendes Degenende, das an die hohen Stiefel schlug und die durch Epauletten erhöhten Achseln deuteten hinreichend an, daß er militärisch gekleidet war.

Wie? Sie sind es, gnädiger Herr, rief Genevieve ihm entgegenlaufend.

Der Fremde führte rasch seinen Finger an die Lippen, blickte nach der Seite hin, wo Paul abgewendet stand — ein Blick, dessen Bedeutung die Händlerin sogleich verstand.

Verzeihung, mein Herr, verbesserte sie sich, mich täuschte eine Aehnlichkeit; was steht zu Ihren Diensten?

Sehr wenig, Mademoiselle, die Erlaubniß, ein Viertelstündchen in ihrem Laden verweilen zu dürfen; an meiner Postchaise hat sich ganz nahe von hier ein Rad losgemacht; ein Unfall, der in wenig Augenblicken beseitigt sein wird, und ich gab den Auftrag, mich im „goldenen Cocon" abzuholen, werden Sie mir diese Freiheit verzeihen, Mademoiselle?

Mein Haus ist ganz zu Ihren Diensten, mein Herr, erwiederte Genevieve mit einer Verneigung.

Jetzt begegneten sich die Blicke Pauls und des Fremden und aus den unveränderten Mienen Beider, in denen sich etwas Neugierde aussprach, konnte man leicht entnehmen, daß sie sich noch niemals gesehen hatten.

In meinem staubigen Anzuge, fuhr der Fremde lächelnd fort, kann ich schicklicherweise nicht in einem Laden verweilen, der, wie ich weiß, das Stelldichein der schönen Welt ist. Wollten Sie mir nicht erlauben, Mademoiselle, in einem andern Gemach abzuwarten, bis man mich mit meinem Wagen abholt?

Mit Vergnügen! antwortete Genevieve, wandte sich zu dem Reisenden und dann gegen ein Zimmer, das eine Glasthüre vom Laden trennte. Als sie die Thür erreichte, rief sie mit freundlich gewendetem Kopfe ihrem Miethsmanne zu: Herr Paul, möchten Sie nicht so gefällig sein, für ein Paar Augenblicke den Verkäufer in meinem Laden zu machen?

Sehr gerne, aber Ihren Kunden wird das nicht sonderlich gefallen.

Zu so früher Stunde dürfte wohl kaum schon Jemand kommen; die Damen vom Hofe pflegen nicht vor neun Uhr aufzustehen; übrigens können Sie mich rufen, wenn eine käme.

Nachdem Genevieve mit dem Fremden im Nebenzimmer verschwunden, setzte sich Paul an einen kleinen Tisch, worauf Dinte, Feder und Papier lag. — Der Miethsmann, welchen Genevieve Paul nannte, war ein schöner junger Mann mit kühnem Blick und feinem Wesen, das gegen die einfachen Kleider, die er trug, sonderbar abstach.

Er hatte sich kaum niedergesetzt, als er in einem kleinen gegenüber hängenden Spiegel seine Gestalt erblickte und in ein herzliches Lachen ausbrach. Bei Gott, rief er, ich spiele da eine saubere Figur in diesem Sarscherocke und in diesen Floretstrümpfen. Wenn Marmontel mich sähe, so

brächte er mich in die komische Oper. Aber ich bin jetzt allein und habe keinen Augenblick zu verlieren. Sagte sie nicht, daß ihr Vetter Victor schon morgen wiederkehrt?

Mit diesen Worten ergriff er eine Feder, warf ein Paar Zeilen auf ein Papier und siegelte dieses, trat dann an die Ausgangsthüre und winkte einem langen Burschen, welcher sich an der Ecke der Gaillonstraße einem angenehmen Nichtsthun überließ. Der Bursche lief herbei, Paul zog ihn in eine Ecke des Ladens und übergab ihm das Billet, nachdem er ganz leise mit ihm gesprochen.

Ganz gut, antwortete der Bote, ich eile dahin.

Als Beide sich umwandten, standen sie plötzlich vor ein Paar Damen, welche durch die offen gebliebene Thüre so eben eingetreten waren.

Wie? Herr von Morsan! sprach die Eine der Damen.

Paul erröthete wie ein Granatapfel und verbeugte sich.

Zum Henker auch, rief er, indem er den Burschen unsanft zur Thüre hinausschob, so geh' doch!

Nach Allem, was ich sehe, kommt unser Besuch hier ungelegen, fuhr die Dame fort, die eine reizende Frau, jung wie der Frühling, schön wie die Rose und frisch wie der Morgen war. Lassen Sie doch diesen armen Teufel nicht so hart an und zürnen Sie vielmehr uns, wenn Sie gestört werden.

Wo die Marquise d'O erscheint, ist sie stets sicher, Niemand ungelegen zu sein.

Ei, Herr Vicomte, das war ein Madrigal in Prosa, aber damit ich es glaube, hätten Sie früher nicht erröthen müssen. Also hierher haben Sie sich zurückgezogen und darum sieht man Sie jetzt so selten in Marly? Nun das

Nestchen hier ist allerliebst bewohnt und ich weiß nicht leicht ein schmuckeres Vöglein, das die Schwingen der Sperber vom Hofe in Bewegung setzen könnte.

Madame?

Es kreisen wohl viele herum, aber fürwahr noch keiner dachte daran, in so bescheidenem Gefieder zu erscheinen. Wenden Sie sich doch einmal um, damit ich Sie ganz betrachten kann.

Ach, Madame, Sie wissen nur allzuwohl, daß ich mit jenen Absichten, die Ihre Güte mir unterlegt, hier nicht erscheine.

Warum denn nicht, wenn man fragen darf?

Weil ich Sie anbete.

Wieder eine Antwort für ein Liebesgedicht. Meine Eitelkeit wäre vielleicht versucht, Ihnen zu glauben, wenn Ihre Kleider nicht die Worte Lügen straften. Sie beten mich an, mag sein; Sie lieben aber auch Mademoiselle Genevieve, das ist alles; ein sinniges Wechselspiel der Leidenschaft!

Ich schwöre Ihnen, daß ein anderes Motiv . . .

Welches?

Ein sehr ernstes . . .

Nicht möglich! Eine Wette, ohne Zweifel? Nehmen Sie sich in Acht, Herr Vicomte, Genevieve ist meine Pathe und ich schätze sie wie mich selbst.

Dann, Madame, hat sie nichts zu fürchten.

Aber sie muß auf ihrer Hut sein, fügte die Marquise schalkhaft bei.

Das ist ein Wort, für das ich gern mein Blut gebe.

Zu theuer für meine Offenherzigkeit; aber es handelt sich nicht um mich, die ich glücklicherweise vor Ihrer Flamme

dadurch geschützt bin, daß Sie Ihren eigenen Ruf nicht auf's Spiel setzen dürfen; es handelt sich um Genevieve.

Mein Besuch im „goldenen Cocon" hat keine Beziehung zu ihr; ich bin hier ....

Wegen?

Wohlan, wenn ich es durchaus gestehen muß, Madame, wegen eines Duells, entgegnete der Vicomte, der nach dem nächsten Worte haschte, welches ihm als Vorwand beifiel.

Ein Duell! rief die Marquise mit sichtbarer Angst.

Sie wissen, Madame, wie streng die Connetablie in jüngster Zeit gegen Angelegenheiten dieser Art geworden ist. Unser Handel hat einiges Aufsehen erregt, wir besorgten den Besuch des Herrn Lieutenants vom Marschallstab, und um die Neugierigen zu täuschen, haben wir uns ein Stelldichein in diesem Laden gegeben; er ist dem Gaillonthor ganz nahe; zwei Schritte und wir sind in Porcherons oder Chateaurouge und ziehen vom Leder, ohne gestört zu werden. Hier haben Sie die ganze Wahrheit, Madame.

Aber zu einem Duell muß man ja, wie ich immer hörte, wenigstens zu Zweien sein? Ich sehe aber Ihren Gegner nicht, Herr Vicomte.

Mein Gegner?.. er ist dort, Madame, antwortete Herr von Morsan sehr gefaßt und wies nach der Glasthüre, durch welche man im Nebenzimmer den Fremden gewahren konnte.

Darf man auch seinen Namen wissen?

Ich habe ihm geschworen, darüber zu schweigen.

Wenn Ihre Verschwiegenheit so verläßlich als der Mantel Ihres Gegners undurchdringlich ist, so wird das

Geheimniß gut bewahrt bleiben; der Herr sieht aus, als ob er vom fernsten Ende der Welt herkomme.

Ich bitte um Ihr Schweigen, Madame, Genevieve kommt! rief der Vicomte, als er in dem Nebenzimmer die Händlerin mit einer Platte Erfrischungen eintreten sah.

Es sei, aber unter einer Bedingung . . .

Ich werde gehorchen.

Morgen beim Frühstück müssen Sie mir die Geschichte erzählen — natürlich, wenn Sie nicht wieder ein Ehrenhandel in den „goldenen Cocon" ruft.

Ihr Befehl ist eine Gunst für mich, die ich kaum zu hoffen wagte. Ich werde nicht fehlen, vorausgesetzt, daß ich am Leben bin. —

Jetzt ging die Thüre des Nebenzimmers auf, Herr von Morsan nahm eine gleichgültige Miene an, und die Marquise, die ihn von der Seite beobachtete, durchmusterte die Bänder in den Cartons.

Wie, meine gnädige Pathe hier! rief Genevieve auf die Marquise zueilend mit anmuthiger Lebhaftigkeit.

Bei diesen Worten blieb der Fremde, welcher der Händlerin in den Laden folgen wollte, plötzlich stehen, drückte den Hut tiefer ins Gesicht und wandte sich zurück ins Zimmer, eine Bewegung, die den Personen draußen entging, weil sie seiner nicht achteten.

Ja ich bin's, meine liebe Kleine, sagte die Marquise d'O; nicht wahr, es ist noch früh, um schon in den Laden zu gehen? aber es handelt sich auch um ein wichtiges Ding —, um eine Garnitur rother Schleifen für morgen, und ich will, daß du selbst sie mir machst, und verlange, daß du Niemand Anderem ähnliche fertigst; du bist in solchen Putzsachen ausnehmend geschickt.

Sehr gern, gnädige Frau; haben Sie aber auch das Roth vorgefunden, welches Ihren Beifall hat?

Ei gewiß, meine Liebe, noch interessanter als ich dachte und so überraschend, als ich es kaum zu finden hoffte, erwiederte die Marquise mit einem boshaften Lächeln und einem Blicke auf den Vicomte, welcher so ernst wie ein Schöppe dastand.

Die Marquise ging nach der Thüre, um sich an ihren Wagen zu begeben, wohin sie Genevieve begleitete, nachdem diese vorher Herrn Paul ersucht, den Laden in Acht zu nehmen, indem sie einen kleinen Gang in die Nachbarschaft mache.

Kaum war die Händlerin fort, als Herr von Morsan die Thüre des Nebenzimmers öffnete, den Fremden begrüßte und zu ihm sagte: Mein Herr, ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen, aber nach Ihrem Aeußeren halte ich sie für einen Mann, der einem Andern aus einer Verlegenheit zu helfen bereit wäre. Nicht wahr, ich täusche mich nicht?

Keineswegs, und ich hoffe, die gute Meinung aufrecht zu erhalten, die Sie von mir gefaßt haben.

Das freut mich sehr, denn ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.

Sprechen Sie.

Wollten Sie mir wohl die Ehre erweisen, sich mit mir zu schlagen?

Mich mit Ihnen schlagen? und weßhalb?

Ja das weiß ich selber nicht, mein Herr. Eine Dame, die mir sehr lebhafte Gefühle einflößt, hat mich vor wenigen Minuten hier überrascht; meine Anwesen-

heit in diesem Laden fiel ihr auf; sie vermuthete sogleich ....

Daß Mademoiselle Genevieve Ihnen nicht minder lebhafte Gefühle einflöße.

Richtig. Sie hat, unter uns gesagt, nicht ganz Unrecht, aber derlei Geständnisse macht man gewissen Personen in gewissen Verhältnissen nicht: Ich quälte meine Erfindungsgabe um einen Vorwand für mein hiesiges Verweilen ab und sie gab mir ein Duell ein.

Sehr sinnreich.

Nun befanden Sie sich gerade in dem Nebenzimmer ....

Und da fiel ihre Wahl auf mich.

So ist es.

Ganz gut, meinte der Fremde, aber ich sehe bei der ganzen Geschichte nur ein kleines Hinderniß ....

Meinen Stand vielleicht?... Dieses Kleid ist nur Maske; ich bin Edelmann, und ich glaube sogar, daß Ihnen mein Name nicht unbekannt sein wird: Vicomte Paul von Morsan.

Der Fremde verneigte sich und fuhr lächelnd fort: Erlauben Sie, daß ich meinen Namen verschweige, gewisse Verhältnisse verpflichten mich, incognito, wie ein Fürst, zu reisen. Dieser Degen und diese Epauletten verrathen übrigens meinen Stand. Das ist auch nicht die Schwierigkeit; aber ich habe sehr große Eile.

Es handelt sich ja nur um eine Viertelstunde.

Vielleicht um noch weniger, aber der Minister erwartet mich in Marly.

Der Minister mag warten, mein Herr! Ich habe nun einmal der Marquise d'O geschworen, mich zu schlagen, und ich werde mich schlagen.

Bei dem genannten Namen überkam den Fremden eine Bewegung.

Also der Marquise d'O haben Sie es gelobt? rief er aus.

Ihr selbst.

Nun dann, mein Herr, begreife ich Ihre Gewissenhaftigkeit, und weil es eine Dame angeht, deren Geist und Schönheit man überall rühmt, so weigere ich mich nicht länger. Wir schlagen uns.

Sie entzücken mich.

Aber unter einer Bedingung. Sie nehmen in meinem Wagen Platz und in dem ersten Gehölz, durch welches wir auf der Straße nach Marly kommen, steigen wir ab; auf diese Weise halte ich Ihnen Wort und verliere keine Zeit. —

Ich bin es sehr zufrieden. —

Jetzt trat Genevieve ein und verkündete die Ankunft der Postchaise.

Der Fremde richtete sich fortzugehen, ließ den Vicomte vorangehen und deutete mit einem Winke nach dem Wagen.

Wie, Sie reisen auch fort, Herr Paul, und mit diesem Herrn? rief Genevieve ganz erstaunt.

Bei meiner Treu und früher als ich dachte; es trifft sich zufällig, daß dieser Herr den Vicomte von Morsan kennt und meine Angelegenheit auszugleichen versprochen hat.

Mit diesen Worten, bei welchen er das Lachen kaum unterdrücken konnte, umarmte der junge Liebesheld die Händlerin und die beiden Edelleute sprangen in den Wagen, der rasch davonrollte.

Als sie aus dem Thore fuhren, schlug es eben zehn Uhr. Der Wagen wiegte sanft, der Weg war gut, das Wetter herrlich; die beiden Edelleute, auf weiche Kissen hingestreckt, sahen die einzelnen Landhäuser an sich vorüberfliehen; der Vicomte von Morsan empfand ein außerordentliches Behagen; er hatte ein Duell und zwei Liebeshändel, also alles erdenkliche Glück auf einmal.

Auf Ehre, rief er lachend, das schönste Wetter von der Welt, um sich den Hals zu brechen.

Und man kann dieß Vergnügen nicht leicht aus einem angenehmeren Grunde haben, meinte sein Begleiter; denn die Marquise d'O ist eine der niedlichsten Damen bei Hofe.

Sagen Sie lieber die niedlichste.

Sie sprechen als Verliebter. Ist denn Ihre Liebe so ernstlich gemeint?

Ernstlich? ich liebe sie zum Verrücktwerden.

Den Teufel auch! Aber hat denn diese lodernde Flamme Aussicht auf Erwiederung?

Je nun, erwiederte der Vicomte mit etwas unzufriedener Miene, sie nährt sich von der Hoffnung.

Magere Kost.

Die Romane fangen alle mit diesem ersten Kapitel an.

Und dann folgen die anderen.

Das wünsche ich auch.

Man hat mir aber gesagt, daß der Marquis seine Frau liebt?

Glauben Sie denn, daß ich sie anbeten würde, wenn er sie nicht liebte?

Ach so!

Gewiß; wenn er sie weniger sorgfältig bewachte, wäre es mir nie in den Sinn gekommen, ihr nachzustellen; ich bete sie an, weil ich ihn hasse.

Wirklich?

Der Marquis d'O ist mein Aristides; ich bin es satt, ihn mir immer als Muster anführen zu hören.

Wie, also hat sein guter Ruf selbst seine Heirath überlebt?

Freilich; was andere todt macht, hat ihn erst recht ins Leben gerufen. Man schwört nicht höher als bei ihm und die Damen schlagen bei seinem Namen die Augen schmachtend zum Himmel auf und haben leise Seufzer auf den Lippen.

Was Sie sagen!

Was man auch thut, es ist nichts gegen das, was der Marquis gethan haben würde. Er lebt in jedem Gedächtniß; dieser Marquis ist ein Gespenst, das Einem allenthalben begegnet, ja sogar bei Mademoiselle Furet.

Ach, Sie kennen also Claudinen?

Sie aber auch, wie ich so eben höre?

Ein wenig, versetzte lächelnd der Fremde; es war zur Zeit, als ich in der königlichen Garde diente; sie vergaß mich gewiß an demselben Tage, als ich sie verließ. Aber fahren Sie fort, ich bitte.

Auch das Herz der Mademoiselle Furet ist von diesem verdammten Marquis behext. Eines Abends, als sie unter dem Beifall der ganzen Stadt gesungen, finde ich es passend, ihr einen Rubin zu schenken. Die Schöne seufzt und läuft an ihr Boudoir: „Sehen Sie", ruft sie, indem sie ein Armband aus einem Kästchen holt, „Ihr Rubin

gleicht ganz demjenigen, den mir mein lieber Roger gegeben" — Roger ist der Marquis.

Ich weiß, antwortete der Fremde.

„Und ich habe geschworen", fuhr meine Undankbare fort, „es zeitlebens als Andenken von ihm zu bewahren."

Das ist ein Zeichen guten Herzens, und wenn ich in der Lage wäre, den Schauspielerinnen zu zürnen, dieser einzige Zug könnte mich mit ihnen aussöhnen.

So finden Sie das? ich war nicht derselben Ansicht. Ich nahm das Armband und warf es ins Feuer, und wenig fehlte, daß ich die Besitzerin nicht nachfolgen ließ.

Ein etwas starkes Mittel, um sie zu heilen.

Es kostete mir auch einen Schmuck, sie wieder zu versöhnen.

Was, ein ganzer Schmuck für ein Armband?

Nicht weniger. Dafür schwur ich, mich zu rächen und zog meine Truppen auf die Domäne des Marquis.

Das heißt, Sie faßten den kühnen Entschluß, seiner Frau den Hof zu machen.

Was sagen Sie aber dazu, daß dieser Teufelsmensch seine Unverschämtheit so weit treibt, auch von ihr wie von einer Geliebten geliebt zu werden?

Ei sieh doch!

Nachdem, was man mir nach meiner Ankunft in Blois sagte, rechnete ich auf eine anständige Zuneigung, die etwa einen Widerstand von vierzehn Tagen bis sechs Wochen leisten würde. Das ist Alles, was man von einer geistreichen Frau verlangen kann, die ihr eifersüchtiger Gatte fünfzehn Monate lang in einem alten Schlosse vergräbt.

Aber weit gefehlt, nach undenklicher Zeit stehe ich noch immer beim ABC der Liebe.

Aber sie hört Sie doch wenigstens an? fragte der Fremde mit gleichgültiger Miene.

Mit einem Ohr.

Dann ist die Bresche fertig.

Und ich hoffe nächstens den Sturm zu wagen.

Aber der Gemahl?

O der ist in Flandern. Nachdem er eine Menge Myrthen geerntet, wollte er auch einige Lorbeern pflücken.

Sie werden sehen, er wird plötzlich hereinfallen wie eine Bombe.

Ich werde ein Zusammentreffen nicht scheuen. Ich muß mir einen Ruf gründen, denn ich bin erst vier oder fünf Monate bei Hofe. Offene Dörfer nehmen, was will das sagen: man muß Festungen stürmen.

Es war also ein Irrthum, was ein aus Versailles kommender Edelmann vor wenigen Wochen erzählte, daß Sie, mein Herr, zu Frau von Perthuis in Beziehung stehen.

Keineswegs.

Wie, also das ist auch wahr?

Allerdings, Frau von Perthuis ist jung, reich, liebenswürdig und ihr Oheim besitzt die volle Gunst des Hofes.

Und Sie wären gar nicht böse, sie heirathen zu dürfen?

Im Gegentheil — und diese Heirath brächte mir ein Regiment; aber die Dame ist grausam unter dem Vorwand, ich sei flatterhaft; sie will wohl geliebt sein, aber nur allein.

Freilich ein sonderbares Verlangen!

In der Erwartung also, daß sie mir ihre Hand endlich schenke, richte ich jetzt meine Angriffe gegen die Marquise d'O — und welch' ein Ruhm, wenn ich siege.

Das wird ein Heldenstück sein!

O mehr angenehm als heldenhaft, und um mein Glück zu verdoppeln, habe ich es zu gleicher Zeit auf die schöne Genevieve abgesehen.

Wie, die Händlerin zugleich mit der Marquise?

Auch aus Rache. Wird doch der Marquis auch von der Kleinen geliebt. „Ich bin seine Pathe", sagt sie. Eine Pathe, die ein Paar Augen wie eine Sultanin hat.

Also, warf der Fremde fast verdrießlich hin, genügt Ihnen Mademoiselle Furet nicht?

Ach nein, sie hat den unverbesserlichen Fehler, welchen Herr von Richelieu an allen seinen Geliebten fand.

Den, Ihnen anzugehören?

Richtig.

Nun in diesen Fehler wird Mademoiselle Genevieve nie verfallen.

Pah! Gewiß nicht.

Wir werden sehen.

Wohlan, ich wette, daß sie nie die Ihrige wird?

Es gilt tausend Louisd'or.

Ich halte sie; sie sollen die Kosten meiner Reise decken. Erlauben Sie, Herr Offizier, fuhr der Vicomte lächelnd fort, habe ich vielleicht die Ehre, Sie zum Nebenbuhler zu haben?

Fast; ich sah Genevieve, sie gefällt mir, und ich habe mir es in den Kopf gesetzt, sie gegen eine so gefährliche Leidenschaft wie die Ihrige in Schutz zu nehmen.

Und das alles ohne Eigennutz?

Aus gutem Herzen.

Sie scheinen etwa dreißig Jahre zu zählen, mein Herr?

Fünf und dreißig.

Wo zum Teufel nistet sich jetzt nicht schon die Tugend ein!

Als der Vicomte dieses gesprochen, bog der Wagen in ein kleines Gehölz ein; zur einen Seite des Wagens lag eine Lichtung von hohen Bäumen umgeben.

Sehen Sie hier eine Stelle, meinte der Reisende, die mir ganz geeignet scheint, unsern Handel zu schlichten. Was sagen Sie dazu?

Sie gefällt mir ganz wohl! umsomehr als hinter diesem Hügel ein Schloß liegt, in welchem ich nöthigenfalls für mich oder für Sie mit Sicherheit auf Gastfreundschaft zählen darf.

Dann steigen wir aus.

Der Wagen hielt; der Lakai packte einen Degen aus und die beiden Cavaliere begaben sich auf die Wiese.

Der Vicomte lachte ganz vergnügt. Wissen Sie auch, Herr Gegner, sagte er, den Degen entblößend, daß wir jetzt fast einen Grund haben, uns zu schlagen? Aber eben darum will ich mich wohl hüten, Sie zu tödten, denn wer zahlte mich dann?

Ich denke, daß das Geld noch kein gewonnenes ist, lassen Sie sich also dadurch nicht beirren.

Die Degen kreuzten sich. Bei der dritten Finte zerriß die Degenspitze des Fremden das Kleid des Vicomte.

Sieh da, rief dieser, wenn Sie so rasch zu Werke gehen, wird mir wohl weder zu gewinnen noch zu verlieren Zeit bleiben.

Er führte jetzt seinerseits einen Stoß, der die Uniform seines Gegners an der Epaulette zerriß.

Sie führen den Degen so gut, erwiederte der Offizier, daß Sie mir, wenn ich nicht solche Eile hätte, viel Zeit kosten könnten.

Bei diesen Worten fuhr sein Degen wie eine blitzende Schlange unter der Waffe des Vicomte hin und alsogleich erschienen ein Paar Tropfen Blutes auf dem Kleide des Herrn von Morsan.

Teufel, das war ein superber Stoß, mein Herr, rief der Vicomte, ich fühlte den Degen, noch ehe ich ihn sah.

Ist's nun genug? fragte der Fremde.

Jetzt ist Alles in Ordnung. Die Marquise kann morgen sehen, daß ich sie nicht getäuscht habe.

Ich werde es ihr späterhin bestätigen. Leben Sie wohl, mein Herr, ich hoffe, wir werden uns wiedersehen.

Ich rechne sehr darauf. Wenn es Ihnen einmal gefällt, daß wir zusammen frühstücken, so finden Sie wohl leicht mein Hotel in der Straße Bourgogne. Aber vergessen Sie die tausend Louisd'or nicht; Sie haben jetzt gewonnen, dann ist die Revanche an mir.

Weder dieß noch jenes.

Der Fremde grüßte, eilte an seinen Wagen, gab dem Postillon ein Zeichen und die Pferde flogen davon.

Der Vicomte, nun allein, löste sein Halstuch ab und verband damit, so gut es ging, die Wunde.

Pah, nichts als ein Ritz, sprach er für sich, der Stahl ist nur ins Fleisch gedrungen; in zwei oder drei Tagen keine Spur mehr daran. Fürwahr, dieser Fremde ist

ein prächtiger Mann, und wenn ich seinen Namen wüßte, stattete ich zuerst ihm meinen Besuch ab.

In solchen Gedanken schlug Herr von Morsan einen Pfad durch den Wald nach dem benachbarten Schlosse eines Freundes ein, innerlich überzeugt, daß es im ganzen Königreich Frankreich keinen glücklicheren Vicomte gebe. Der Tag hatte mit einem Duell begonnen und er hoffte, ihn auch mit einer angenehmen Unterhaltung anderer Art zu beschließen.

Während sich dieses auf dem Wege nach Marly zutrug, sah man auf der Straße von Orleans einen kleinen Wagen so schnell daherrollen als ihn die kräftigen Beine eines stämmigen Rothschimmels fortzogen. In dem Weidenkorbe dieses Fuhrwerks saß eine alte Frau in ländlicher Tracht und ein hübscher junger Bursche, kräftig und munter; es war Frau Simon, die Tante, und Victor, der Bräutigam Genevieve's.

Du lieber Himmel, Victor, sprach die gutmüthige Frau, ist das auch recht, das arme Thier so anzutreiben; du lässest ihm ja kaum Zeit zum Athemholen!

Ei was, „der Blonde" weiß, was seiner zu Paris in der Gaillonstraße wartet. Eine niedliche Hand wird mit ihren kleinen Fingern seinen dicken Hals streicheln und dann fällt wohl auch ein Stück Weißbrod für ihn ab. Mach fort, Blonder, mein gutes Thier, Paris ist mein und dein Ziel, denn Genevieve ist in Paris.

Und als ob der Gaul die Worte seines Herrn verstanden, warf er vergnügt den Kopf empor, wieherte und

griff von neuem aus und setzte seine schweren Hufe in erstaunliche Bewegung.

Aber, begann die Alte lächelnd wieder, daß du verliebt bist, ist noch kein Grund, um das arme Thier zu tödten.

Der Blonde stirbt nicht daran, Muhme, und ich komme einige Stunden früher an.

Allerdings, wie du den ganzen Weg fährst, kommen wir statt morgen mit Tagesanbruch wohl noch heute Abend in Paris an.

Welche Freude, Muhme, ich werde sie noch heute Abend sehen! welche Ueberraschung auch für sie, da sie mich erst morgen erwartet.

Glaubst du also, daß sie dich recht sehr liebt? fragte die Alte mit schalkhaftem Lächeln.

Ob ich es glaube! Ich glaube an ihre Liebe wie an Gott, denn sie hat es mir selbst gesagt.

Zu meiner Zeit sagte man zuweilen Manches, was nicht wahr war. Von der Zunge zum Herzen liegt ein Zwischenraum.

Sie lügen! Genevieve sagen was sie nicht denkt — unmöglich! Seht, nur wenn ich ihren Namen nenne, klopft mir das Herz. Sie mich nicht lieben, während ich, um ihr den kleinsten Gefallen zu thun, durchs Feuer ginge? Aber ich sehe schon, Ihr wollt mich nur quälen; wißt Ihr doch so wohl wie ich, wie gut und offen sie ist. Das Quellwasser ist nicht so rein, als der Grund ihrer Seele.

Ja, ja, lieber Victor, antwortete die Alte mit gerührter Stimme, du hast Recht, sie zu lieben: Genevieve wird eine so gute und brave Frau werden wie sie ein liebenswürdiges Mädchen ist.

O sprecht mir nicht so, Muhme, rief Victor, oder ich treibe den Blonden zum Galopp an.

Und unwillkürlich riß er an den Zügeln und knallte mit der Peitsche, daß der schwere Gaul in Sätzen dahin flog. Zwischen dem Fuhrwerk und der Gaillonstraße lag in diesem Augenblick nur noch eine Entfernung von fünf bis sechs Lieues. —

In dem Modeladen zum goldenen Cocon war der Tag ein sehr einträglicher gewesen und Genevieve reichte kaum aus mit ihrer Behendigkeit, um alle Kunden zu befriedigen, die nach ihren Spitzen und Bändern verlangten. Während sie so beschäftigt war, pflanzte sich der Bursche, welchem der Vicomte von Morsan Morgens den Brief übergeben, an dem Hause gegenüber so auf, daß er alles was im Laden vorging sehen konnte. Zwei oder drei andere Strolche, mit welchen er Zeichen des Einverständnisses ausgetauscht, trieben sich an der Ecke und an den Hausthüren in der Nähe herum.

Gegen Abend entließ Genevieve, müde von der Tagesarbeit und vergnügt durch das Glück, das sie morgen erwartete, ihre Gehülfin in ein rückwärts gelegenes Stübchen und schloß vorsichtig die Ladenthüre ab. Die Kaufladen in der Nachbarschaft folgten ihr einer um den andern, die Vorübergehenden verschwanden und Nacht und Schweigen lagerte sich auf die Straßen.

Diesen Zeitpunkt nahm der Mann wahr, der den Beobachtungsposten inne hatte, näherte sich dem Laden und pochte sanft an dem Thorflügel.

Wer klopft? fragte die Händlerin, welche innen noch beschäftigt war.

Von Herrn Paul, antwortete der Mann.

Ach so, entgegnete Genevieve, indem sie ein Guckfenster in der Thüre öffnete. Was will er von mir?

Sehen Sie selbst, Mademoiselle, dieser Brief wird es Ihnen sagen.

Genevieve nahm den Brief und entsiegelte ihn.

Nun, er hat gute Aussichten, sagte sie, in das Schreiben blickend, um so besser für ihn. Ach, er verlangt seinen Koffer und die Sachen, die er auf seiner Stube gelassen.

Ja, ich bin da, sie abzuholen.

Wartet ein wenig, ich ziehe den Riegel zurück.

Das Eisen knarrte, die Thüre ging auf und der Mann schob sich in den Laden.

Kommt mit mir, fuhr Genevieve fort, indem sie sich gegen die Treppe wandte, ich führe Euch auf seine Stube.

Aber bevor er ihr nachfolgte, öffnete der Mann leise den innern Drücker der Ladenthüre, welchen die Händlerin nach seinem Eintreten hatte zuklappen lassen.

Zu gleicher Zeit näherten sich draußen die Leute, welche in der Nähe gelauscht hatten, dem Laden, schlüpften jetzt hinein, an den Wänden fortkriechend und sich verbergend, mit Ausnahme Eines, der vor der Ladenthüre stehen blieb. Dieser führte ein kleines Pfeifchen an die Lippen und auf das damit gegebene Zeichen bogen zwei Diener aus der Straße Neuve St. Augustin herum und näherten sich mit einer Sänfte.

Bald krachte die Treppe unter den Tritten des Mannes, der auf seiner Schulter den Koffer trug; seine Gefährten drückten sich in die dunklen Ecken des Ladens.

Gebt Acht, rief Genevieve vorausgehend und leuchtend, die Treppe ist etwas steil, Ihr könntet fallen.

Als sie nun unten rückwärts schreitend sich dem inneren Ladeneingange näherte und das Licht seine Strahlen verbreitete, brachen zwei Männer hervor und hoben sie mit den Armen in die Luft. Genevieve wollte schreien, aber ihr Ruf erstickte in einem seidenen Tuche, das ihr um den Mund gebunden worden. Die Träger der Sänfte draußen sangen ein fröhliches Liedchen; sie waren offenbar ein Paar gute Gesellen, die mit derlei Streichen vertraut waren.

Die kräftigen Arme der Entführer brachten die kleine Schöne leicht in die Sänfte, welche nun rasch verschwand; die Ladenthüre wurde beigelehnt und die Schaar verschwand in die St. Rochestraße.

Eine Viertelstunde später kam ein Wägelchen, von einem starken Rothschimmel gezogen, in der Gaillonstraße an.

Hier ist der „goldene Cocon", rief ein junger Mann und sprang von dem Fuhrwerk herab. Seht, Muhme, die Faullenzerin schläft schon, nirgend ein Licht mehr.

Victor klopfte an der Ladenthüre einmal, dann zwei- und dreimal. Er vernahm nichts als den Wiederhall seines Pochens im Innern.

Das ist sonderbar, meinte er.

Indessen gab die lebhaft geschüttelte Thüre bald nach; Victor stieß einen Schrei aus, denn die Finsterniß des Ladens gähnte ihn an. In unheimlichem Vorgefühl stürzte er hinein; sein erster Schritt machte die verloschene Kerze weiter rollen, welche Genevieve entfallen war.

Genevieve! rief er mit erhobener Stimme; aber diese schlug erfolglos an das Getäfel des Ladens. Er wollte nach der Treppe eilen, aber seine Füße verfingen sich in den Kleidungsstücken, welche der Mann mit dem Koffer nach Entführung Genevieve's fortgeworfen hatte.

Mein Gott, was gibt es denn hier? fragte die Tante, welche tastend Victor gefolgt war.

Ein Verbrechen, antwortete dieser.

Inzwischen fand Frau Simon, welche den Hausbrauch kannte, das Feuerzeug und machte Licht. Bei seinem ersten Schimmer fand Victor den Koffer mitten im Laden, da und dort einzelne Kleidungsstücke und an einem Nagel nächst dem Comtoir eine Nestelschnur, die daran hängen geblieben war. Er nahm sie hastig zur Hand.

Gold und Grün, rief er; das ist die Nestelschnur von einem Bedienten. Aber an wie vielen Livreen mag diese Farbe vorkommen.

Frau Simon nahm maschinenmäßig die Kleidungsstücke eines nach dem andern auf.

Aber, sprach sie plötzlich, das sind ja die Kleider des Herrn Paul.

Des Miethsmanns? fragte Victor — und indem er sich des Lichtes bemächtigte eilte er die Treppe hinan. Fünf Minuten später kam er wieder herab, er war blaß und zitterte am ganzen Leibe.

Victor, flehte die Alte, sprich, was gibts, du machst mir Angst.

Er ist nicht oben, antwortete der junge Mann. O daß ich zweifeln konnte! . . . Genevieve verschwunden, ihr Zimmer leer, ihr Bett unberührt; die Gehülfin hat nichts

gehört als ein wenig Geräusch hier unten im Laden. Das ist ein Streich, den Herr Paul ausgeführt.

Wie, Herr Paul?

Seht, dieses Siegel habe ich neben auf seinem Schranke gefunden; schaut es an, kennt Ihr dieses Wappen? es ist der Schild des Vicomte von Morsan.

Die Nachbarn, welche Victor nach und nach geweckt, vermochten über den Weg, den die Entführer eingeschlagen, keine Auskunft zu geben. Während der Streich ausgeführt worden, schliefen die guten Leüte bereits; die Einen bemitleideten Victor, die Andern verfluchten alle Liebhaber, die unter dem Vorwande: Erkundigungen über ihre Geliebten einzuziehen, ehrsame Bürger aus dem Schlafe pochten; es gab sogar Einige, die sich über den Vorfall freuten, weil er eine Händlerin traf, welche alle guten Kunden und die schöne Welt an sich zog.

Im Laufe seiner Nachforschungen pochte Victor mit Anbruch des Tages auch bei dem Schweizer des Hotels in der Bourgognestraße an, aber dieser hatte seinen Herrn seit drei Tagen nicht gesehen.

Mich führt ein wichtiges Geschäft hierher, drängte Victor, könnt Ihr mir nicht sagen, wo sich der Vicomte jetzt befindet?

Wie mir scheint, antwortete der Befragte, wird er allein und der Teufel es wissen, und beide pflegen es erst den Tag nachher zu verrathen.

Victor wollte weiter fragen, aber der Schweizer schlug ihm die Thüre vor der Nase zu.

Nach und nach bemächtigte sich die Verzweiflung des armen Burschen; eine ganze Nacht war verstrichen, Stunde um Stunde floh und jede schlug mit bleiernem Hammer an sein Herz; eine derselben bezeichnete vielleicht das Unglück Genevieve's.

Als er über den Pont royal schritt, stieß ein Mann, der des entgegengesetzten Weges kam, ihn ziemlich unsanft an.

So halte doch, Victor, rief er.

Ach, Bricole, du bist es, antwortete Victor, guten Morgen, Freund!

Was für ein Gesicht du machst; man könnte meinen, die ganze Welt laste auf deinen Schultern! Ist dir vielleicht ein Unglück widerfahren?

Man hat mir Genevieve entführt.

Die schöne Händlerin?

Ja, sie.

Zum Teufel, diese Entführung war der Mühe werth.

Sie war meine Braut!

Freund, an Bräuten fehlt es nicht. Als ich meine Frau verlor, habe ich mir drei Tage nach einander eins angetrunken; das ist das beste Mittel, um am vierten nicht mehr an das Unglück zu denken.

Leb' wohl, Bricole, mir bleibt nur Eines übrig, mich zu ersäufen.

Warum nicht gar! der Fluß läuft morgen wie heute, warte noch ein wenig. Sieh, gestern hatte ich keinen Sou und keinen Bissen und wollte mich erhängen, und jetzt bin ich glücklich wie ein Fürst. Sieh mal diesen Brief, Victor, lies diesen Namen auf der Adresse: an den Herrn Vicomte von Morsan.

An den Vicomten von Morsan, wiederholte Victor und horchte gespannt.

An ihn selbst. Dieser Brief enthält mein Glück. Er wurde mir durch den Kammerdiener des Grafen St. Pol, der seinen Herrn gebeten hat, mich dem Vicomte zum Dienste zu empfehlen, und ich bin überzeugt, daß mich dieser sofort annimmt.

Und wozu macht dich der Vicomte? fragte Victor, der den Brief mit seinen Augen verschlang.

Zu seinem Kammerdiener — und ich eile eben in sein Hotel und in seine Dienste.

Wolltest du mir wohl diesen Brief überlassen, Bricole?

Dir?

Ja.

Bist du verrückt? Im Augenblick wolltest du dich ersäufen und jetzt willst du Kammerdiener werden.

Das ist jetzt meine Absicht.

Sei's, aber du begehrst ja mein Glück.

Ich kaufe dir es ab.

Du kannst es ja nicht bezahlen.

Nenne mir den Preis.

Weißt du, daß ich fünfhundert Livres Lohn erhalte.

Ich gebe sie dir.

Schon recht, aber die Geschenke und Trinkgelder, das macht tausend Livres.

Du sollst sie haben.

Ja, du zählst aber die kleinen Vortheile nicht, die immerhin wenigstens fünfzig Pistolen gelten.

Ich gebe auch diese; mach ein Ende.

Daß ich ein Narr wäre! fünfzehnhundert Livres für einen Platz, der mir mehr als hundert Pistolen einträgt, die Accidentien ungerechnet, — wo denkst du hin!

Was verlangst du denn also, sprich.

Höre, Victor, weil du mein Freund bist, will ich auch etwas für dich thun; du bist auf diesen Brief versessen, wohlan, ich trete dir ihn für tausend Thaler ab.

Tausend Thaler?

Nicht mehr, nicht weniger; auch thue ich es nur, weil mich dein Unglück rührt.

Aber wenn ich alles zusammen rechne, was ich in der Börse habe und was die Muhme Simon bei sich hat und was ich als Erlös für meinen Wagen und den Blonden bekomme, so bringe ich nicht mehr als hundert Louisd'or auf, rief Victor.

Gut, dann sprechen wir nicht weiter davon.

Du verlangst dreitausend Franken?

Daran darf nicht ein Sou fehlen.

Mein Gott, mein Gott, was ist da zu machen, jammerte Victor mit den Händen in seiner Tasche wühlend.

Lebe wohl, Freund, sprach Bricole, es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, daß dir der Brief entgeht.

Warte, schrie Victor plötzlich; du willst durchaus tausend Thaler, du sollst sie bekommen.

Das ist ein Wort.

Geh in das nahe Wirthshaus in der Bacstraße, ich laufe nach dem Gelde und bringe dir es alsbald dahin.

Victor nahm seinen Weg nach dem Carousselplatze, schritt über diesen rasch hinweg und wandte sich durch die Chartrestraße nach dem Palais royal.

Zu jener Zeit gab es rings um das Palais royal und in allen daranstoßenden Gäßchen eine Reihe abscheulicher Kneipen und verdächtiger Häuser, welche von allen Arten Gaunern, von öffentlichen Dirnen und übelberüchtigten Subjecten wimmelten, deren Zahl und Namen selbst dem königlichen Polizeilieutenant nicht bekannt waren. Dort ertönte zu jeder Tagesstunde der betäubende Lärm der Streitenden und Lieder der Trunkenen, die einen Dragoner schamroth machen konnten. Das Geringste, was Jemand begegnen mochte, der sich in diese Raubhöhlen verirrte, war, seine Börse einzubüßen; man sprach aber auch von entführten Frauenzimmern, deren Spur sich hier verlor, ohne je wieder zum Vorschein zu kommen, und von Bürgern, welche sich hierherum verspätet und ums Leben kamen, nachdem sie ausgeplündert worden. Zuweilen ertönte des Nachts beim röthlichen Schimmer einer Laterne an einer dieser Straßenecken das Geklirr mehrerer Degen; die Scharwache eilte herbei und fand bald auf dem feuchten Pflaster Blutspuren und einen Röchelnden, die Mörder aber waren durch das Labyrinth der hundert Gäßchen entflohen, in welchen sich ihnen tausend Schlüpfe aufthaten. Dieß war das Gebiet, wo die Sergeanten Recruten warben, wo dienstlose Lakaien, verabschiedete Soldaten sich herumtrieben und wo Gauner aller Art sich verbargen, Menschen ohne Treue und Zucht, wie sie in der Hefe von Paris gedeihen. Von solchen schmutzigen Häusern und bösen Gassen umgeben, erglänzte das Palais royal mit seinen herrlichen Gärten wie ein Diamant, der in Blei gefaßt war.

Victor öffnete die Thüre einer Kneipe in der Gasse Pierre Lescot. Hier saß, die Kanne schäumenden Weines

vor sich, ein werbender Sergeant zwischen einem schlafenden Lakai und einer halbnackten Dirne; er trug einen großen Knebelbart, den Stoßdegen an der Seite und den Hut auf dem Ohr.

Siehe da ein hübscher Bursche, rief die Dirne, als Victor eintrat.

Schweig, Kleine, bedeutete der Sergeant, der bei ihren Worten aufgeblickt; gleich sollst du sehen, wie man solche Vögel födert. Heda, Freund, rief er zu Victor hinüber, wenn suchet Ihr hier?

Euch oder jeden Andern Eurer Kameraden.

Bleibt also bei mir. Was verlangt Ihr? Einen Bankier, wenn Ihr von einem verdammten Gläubiger verfolgt seid? oder einen Secundanten, wenn Ihr ein Duell habt? Sprecht, ich kann mit dem Gold und mit dem Eisen dienen.

Ich bedarf des Goldes.

Ganz wohl, in dieser Börse ist Gold, meinte der Sergeant, ein seidenes Säckchen hervorholend, aus welchem die Louisd'ors blitzen, aber was bietet Ihr mir in Austausch?

Mich selbst.

Das läßt sich hören. Wie viel braucht Ihr?

Sechshundert Livres.

Viel Geld für einen Mann.

Ich lasse keinen Pfennig nach und ihr habt eine Minute, um Euch zu entscheiden.

Sechshundert Livres! wiederholte der Sergeant.

Aber es gibt einen hübschen Grenadier, meinte liebäugelnd die Dirne.

Nein, bei meiner Treu, wir machen einen Dragoner aus ihm, erwiederte der Werber. Schlagt ein, Kamerad, hier Eure Goldstücke ganz neu und vollwichtig.

Ganz gut, sagte Victor, das ist aber noch nicht alles.

Was dann noch?

Ich muß einen Urlaub für drei Tage haben.

Teufel! und wer bürgt für Euch und dieses Geld?

Mein Wort.

Siehe da, das heißt als Soldat gesprochen, kein Sergeant hätte sich besser ausgedrückt. Ihr sollt den Urlaub haben; aber wenn Ihr nicht wiederkehrt, renne ich Euch, wo ich Euch auch finde, den Degen durch den Leib. Könnt Ihr schreiben, Kamerad?

Sollt gleich sehen.

Unterschreibt also, bedeutete der Sergeant, der über dem Rücken des schnarchenden Bedienten einen Werbevertrag ausbreitete.

Hier, antwortete Victor, und warf die Feder hin.

„Victor Berny", und was für Schriftzüge; auf Sergeantenwort, Ihr seid in sechs Monaten Quartiermeister, wenn Ihr den Säbel so gut wie die Feder handhabt.

Aber der Kamerad war schon zur Thüre hinaus und hörte die Prophezeiungen des Sergeanten nicht mehr; bald befand er sich am Ende der Chartrestraße. Victor machte alles zu Geld, brachte die tausend Thaler glücklich zusammen und trug sie nun seinem Freunde Bricole hin, der in dem bezeichneten Wirthshause trinkend wartete.

Hier das Geld, rief ihm Victor zu und zählte die blanken Goldstücke auf den Tisch.

Hier der Brief, erwiederte einstreichend Bricole.

Victor verbarg ihn an seiner Brust und war bald darauf in wenigen Sätzen in dem Hotel der Bourgognestraße.

Dießmal, nach Nennung des Grafen St. Pol, empfing ihn der Intendant des Vicomte.

Ihr kommt eben recht, sagte dieser; Herr von Morsan bedarf gerade jetzt Eurer Dienste; seid Ihr bereit?

Ich bin's.

Nun wohlan, mein Freund, du sollst sofort dein Amt antreten; die Empfehlung des Grafen St. Pol. Unser Herr ist auf seinem kleinen Schlosse in der Nähe von Lucienne.

Soll ich dahin gehen? fragte Victor mit Eifer.

Augenblicklich. Er erwartet seine Correspondenz. Kannst du reiten?

Ich besteige Pferde, Balcone und Fenster.

Du bist der Bursche, wie ihn der Herr Vicomte braucht; eile; hier alle seine Briefe und auch der Deinige.

Victor bestieg ein gesatteltes Pferd, das im Hofe bereit stand und stürmte im Galopp davon.

Dreißig oder fünf und dreißig Minuten nach diesem Ritte stieg Victor vor der Einfahrt eines reizend am Fuße des Hügels und unfern dem Dorfe gelegenen Lusthauses ab; das Roß war ganz weiß von Schaum und zitterte an allen Gliedern.

Als Bote des Intendanten wurde Victor sofort in das Gemach des Vicomte geführt. Dieser, einen Arm in der Binde tragend, hatte sich so eben pudern lassen; er entließ den Friseur und hieß Victor näher treten, der ihm

den so theuer erkauften Brief überreichte, zugleich auch ein Billet, das der Intendant beigefügt hatte.

Nachdem er beides gelesen, musterte der Vicomte Victor von Kopf zu Füßen; dieser hielt den Blick aus, ohne mit einer Muskel zu zucken und hatte zugleich mit einer kurzen Umschau Thüren und Fenster gezählt und die Höhe der Balcone geprüft.

Du hast das Aussehen eines entschlossenen Burschen, sagte endlich Herr von Morsan.

Dann sehe ich aus wie ich bin, entgegnete entschieden Victor.

Aus dieser Antwort errathe ich, warum mir mein Intendant schreibt, daß ihm deine Reden gefallen haben. Herr von St. Pol versichert, daß ich mit deinen Diensten zufrieden sein werde. Was kannst du Alles?

Was man mir befiehlt.

Wenn dem so ist, werden wir uns vortrefflich verstehen. Ich glaube, mein Seel, daß es in ganz Frankreich keinen Edelmann gibt, der sich so viel gefallen läßt wie ich. Man braucht nur meinen Willen zu thun und um alles Uebrige kümmre ich mich nicht. Wie heißest du?

Bricole, antwortete Victor ganz ruhig.

Also, Bricole, du sollst sofort eine Probe deiner Gewandheit ablegen; zuvor will ich dir aber einen Abriß meines Charakters geben, damit dir dein Dienst leichter werde.

Ich höre.

Ich liebe weder Bemerkungen noch Rathschläge.

Nur Weise geben sie und ich bin nicht so anmaßend, mich für weiland König Salomo zu halten.

Ganz recht. Verweise hat Niemand von mir zu fürchten, denn wenn ich mit meinen Leuten nicht zufrieden bin, schicke ich sie einfach fort.

Eine Worterſparung für Jedermann.

Der Kammerdiener, den du ersetzest, hatte sechshundert Livres Lohn und stahl das Dreifache; ich bemerkte es nicht. Du kommst unter gleichen Verhältnissen ins Haus.

Ich werde mich bemühen, es besser zu machen als mein ehrlicher Vorgänger, damit Sie seinen Verlust nicht bedauern.

Ich drücke gegen alle Fehler ein Auge zu, aber hinwieder verlange ich eine Eigenschaft: Verschwiegenheit.

Diese Tugend muß alle Fehler gut machen; nicht mehr als billig.

Du weißt nun Alles, jetzt höre.

Endlich! dachte der falsche Bricole.

Ich ließ gestern ein hübsches Mädchen entführen; du kennst es vielleicht: die Händlerin Genevieve.

Die Perle der Gaillonstraße.

Sie selbst, sie ist hier.

Victor's Augen leuchteten.

Ich vertraue sie deiner Obhut an. Die Kleine ist widerspenstiger als ich dachte. Unter dem Vorwande, daß sie ehrlich und in irgend einen Taugenichts verliebt sei, hielt sie mir ein zwanzig Predigten, die sehr lästig waren. Mit einem Degenstich im Arm hat man eben keine Lust, derlei Geschwätz zu beantworten, und ich zog mich daher zurück. Aber ich bin nicht der Mann, mich darum für geschlagen zu halten.

Den Henker auch! erwiederte Victor ganz ernst.

Ich überlasse es also deiner Ueberredungskunst, sie fügsamer zu machen, fuhr der Vicomte fort. Mach ihr begreiflich, daß ich sie ihrem Bräutigam nicht vorenthalten will — im Gegentheil.

Natürlich! fügte der angebliche Bricole bei.

Er soll sie heirathen, ich würde sie aussteuern und hänge von ihr ab, daß ihr Geliebter Wildmeister in Morsan wird. Wenn ich die Leute liebe, so bin ich auch denen gut, die sie lieben.

Sie sind zu gnädig.

Das versteht sich von selbst. Die Kleine ist dort, sprach der Vicomte weiter und deutete auf die Thüre eines anstoßenden Gemaches; du magst eintreten und unter dem Vorwande, ihr deine Dienste anzubieten, das Terrain sondiren.

Ich habe einen Plan und glaube, daß sie hören wird.

Gut. Noch ein Wort. Wenn du vielleicht zufällig Lust bekämest, mich zu hintergehen und ihr die Thüre zu öffnen, so wisse, daß meine Leute Befehl haben, nach dir wie nach einem Haasen zu schießen. Hast du verstanden?

Der gnädige Herr haben eine Gabe sich auszudrücken, daß man Ihre Absichten nicht mißverstehen kann, erwiederte Victor, ohne eine Miene zu verziehen.

Eine Stunde nach diesem Gespräch rollte Herr von Morsan in seinem Wagen nach Paris. Niemals noch fühlte sich der junge Roué so heiter und behaglich. Er hatte mehrere Abentheuer im Gange, und wenn er sie, wie er fest hoffte, gut zu Ende führte, so war sein Ruf wenigstens ebenso gegründet als der des vielgepriesenen Marquis d'O. Unter seinem Schlüssel befand sich ein reizendes Mädchen

dessen Tugend den Bewerbungen der gefährlichsten Cavaliere widerstand; ohne allzugroße Eitelkeit durfte er annehmen, daß die Marquise d'O ihn gern sehe; nur böser Wille konnte verkennen, daß Mademoiselle Furet, die schöne Schauspielerin, aus Liebe zu ihm verschmachtete, — und was Frau von Perthuis, die liebenswürdige Wittwe, anbelangt, deren Oheim in so großer Gunst beim Könige stand, so war nicht zu zweifeln, daß sie nahe daran sei sich zu ergeben. Selbst der Degenstich, den er auf so artige Weise empfangen, trug dazu bei, seinen Liebesabentheuern einen gewissen Glanz zu verleihen. Der Gedanke an alles dieses versetzte den Vicomte in unaussprechliche Seligkeit. —

Die Marquise d'O erwartete, wie man sich erinnern wird, den Vicomte zum Frühstück; aber bevor er in ihrem Hotel vorfuhr, beschloß dieser, die niedliche Schauspielerin zu besuchen, welche in der Straße des Bons-Enfants wohnte. Der Kutscher hielt in der Nähe und Herr von Morsan schlüpfte vergnügt in das Haus.

Als er die Treppe hinanstieg, begegnete ihm herabkommend ein Mann. Der Vicomte blickte auf und gewahrte den Fremden aus dem „goldenen Cocon".

Siehe da, rief er, was freut es mich, Sie wieder zu sehen.

Ein Zufall, der auch mir großes Vergnügen macht; ich sehe daraus, daß die Wunde ...

Hatte nichts zu sagen, blos eine Hautritze, und ich habe bereits meine Entschädigung.

Schon?

Sie schulden mir tausend Louisd'or.

Ihnen?

Genevieve ist bei mir.

So? sagte der Fremde. Dann richtete er einen festen Blick auf den Vicomte und fragte: Freiwillig?

Nein; aber sie ist nun einmal da.

Richtig.

Sie werden auch wissen, daß in solchen Angelegenheiten nur der erste Schritt Mühe macht.

Geben sie Acht, ob die übrigen zum Erfolge führen.

Also Sie halten sich noch nicht für besiegt?

Nein, gewiß nicht.

Nun so werde ich das Vergnügen haben, sie bis morgen so total zu schlagen, daß sie zufrieden sein sollen, warf der Vicomte mit selbstgefälligem Lächeln hin.

Also bis morgen, entgegnete der Fremde, und empfahl sich.

Aber da fällt mir ein, sprach Herr von Morsan ihn aufhaltend, sie scheinen da oben heimlichen Zutritt zu haben?

O ich bitte, entschuldigte der Officier treuherzig, ich brachte Mademoiselle Furet nur Nachricht vom Marquis d'O, den sie, wie Sie wissen, kennt.

Herr von Morsan grüßte ohne zu antworten und eilte hinauf. Eine Minute später stand er in einem hübschen Salon, mit einem blumengeschmückten offenen Balcon.

Meine Gebieterin wird augenblicklich die Ehre haben, rief ein Zöfchen, die ihr lächelndes Köpfchen aus den seidenen Falten eines Thürvorhanges hervorsteckte.

Hm, dachte der Vicomte, die Nachrichten vom Marquis dringen ins Boudoir und ich muß im Salon warten. Die Marquise soll mir die Erinnerungen ihres Gemahls vergelten.

Da fielen seine Augen auf einen Brief, der auf dem Sofa liegen geblieben war; er war offen, der Vicomte ergriff und durchblickte ihn rasch.

„Roger!“ sprach er für sich, die Unterschrift lesend. Das muß der Herr sein, der mir gestern einen Degenstoß gab und der mir soeben begegnete. Es gibt aber am ganzen Hofe nur zwei Roger's, Roger d'O und Roger Guerche. Und was für Nebenbuhler das!

In diesem Augenblick erschien eine Frau in dem Salon; sie mochte drei- bis vierundzwanzig Jahre zählen, sah aber wie achtzehn- oder neunzehnjährig aus, so spiegelten sich Jugend, Leben und Frohsinn auf ihrer Miene.

Ihre schöne Wange röthete sich merklich, als sie den Brief in den Händen des Vicomte bemerkte. Sie biß sich auf die Lippen, stieß einen kleinen Schrei aus und sprang mit der Leichtigkeit eines Kätzchens nach dem Papier.

Siehe da, lieber Paul, eine Indiscretion, rief sie, die nur uns Schauspielerinnen erlaubt ist.

Der Vicomte neigte sich über die kleine Hand, die ihm den Brief entrissen, den sie jetzt zerknitterte, und küßte sie.

Sie kennen also den Herrn von Guerche? fragte er.

Claudine blickte ihn erstaunt an.

Den Herrn von Guerche? wiederholte sie.

O verstellen Sie sich nicht so, ich habe die Unterschrift gelesen.

Nun, und?

Heißt der Name darunter nicht Roger?

Ohne Zweifel.

Als ihr Besuch fortging, begegnete er mir auf der Treppe und gestand es mir selbst, daß er Ihnen Nachricht vom Marquis d'O gebracht.

Ach so, er hat es Ihnen gestanden, versetzte die Schauspielerin mit leuchtendem Blicke.

Er heißt aber Roger und kann also nur Herr von Guerche sein.

Sie haben einen Scharfsinn, lieber Paul, daß Sie die Dinge mit dem ersten Blick durchschauen und das Läugnen nichts hilft, entgegnete Claudine mit großem Ernst, hinter welchem sie mühsam das Lachen verbarg. Aber geben Sie Acht, daß Ihr Herr von Guerche mir nicht den Hof mache — er ist ein gewaltiger Gegner.

Sollte es ihm gelingen? meinte zärtlich der Vicomte und schwang seinen Arm um Claudinen.

Wer weiß? aber Ihnen gelingt es inzwischen bei der Marquise d'O, bei Frau von Perthuis und bei Genevieve.

Ha, der Verräther, er hat geplaudert! murmelte der Vicomte in sich hinein.

Als der Officier, mit welchem Herr von Morsan gesprochen, aus der Straße des Bons-Enfants gekommen, warf er sich in einen Fiacre und ließ sich zur Marquise d'O fahren.

Das Hotel der Marquise lag weit draußen in der Vorstadt St. Germain, in der Cherche-Midi-Straße. Eine lange Castanienallee führte vom äußeren Gitterthore zur Abfahrt des Hotels und hinter diesem dehnte sich ein Park aus, welchen die Baumeister von jetzt zu

dreißig Häusern verbaut und zu dreißig Gärten verschnitten hätten.

Die Marquise d'O saß in ihrem Schlafzimmer vor der Toilette und unter den sorglichen Händen ihrer Kammerjungfer Agathe, die bald an einer Haarlocke, bald an einer Falte des Kleides zu richten hatte. Vor ihr stand ein Strauß seltener Blumen in einer Vase von seladongrünem Porzellain. Die Marquise nahm eine Blume und zerpflückte sie sinnend mit ihren kleinen weißen Fingern.

So schöne und seltene Blumen aufzufinden, versteht doch nur Herr von Morsan, meinte Agathe in ganz unschuldigem Tone. Wie bringen nur die Gärten über Nacht die prachtvollen Gewächse auf, welche der Herr Vicomte Euer Gnaden an jedem Morgen sendet?

Sie sind wirklich zum verwundern, antwortete die Marquise, und sog den Duft der Blumen ein.

O der Herr Vicomte ist von großem Geschmack, zumal wenn es sich um Dinge handelt, welche Euer Gnaden gefallen; ich bin davon überzeugt, daß er großes Vergnügen daran findet, diese Sträuße Stengel um Stengel selbst zu binden.

Glaubst du, daß er verwundet wurde? warf die Marquise zagend hin.

Bewahre! aber ob verwundet oder nicht, er kommt gewiß.

Meinst du?

Kein Zweifel; erwartet ihn doch die Frau Marquise zum Frühstück.

Weßhalb schlug er sich nur? Eine abscheuliche Mode diese Duelle. Man ist jung, reich . . .

Schön — schaltete die Zofe ein.

Und man versetzt sich ohne allen Grund gefährliche Degenstiche; denn ich bin überzeugt, daß er selbst den eigentlichen Grund dieses Zweikampfes nicht weiß.

Ach, gnädige Frau, ich denke mir, es wird dabei weder Todte noch Verwundete geben.

Ich bin nicht sicher, ob es die Wahrheit war, was er mir gestern sagte, als ich ihn unvermuthet traf; glaubst du, er habe sich wirklich im Kaufladen zum goldenen Cocon aufgehalten, um seinen Gegner zu erwarten?

Warum sollte Herr von Morsan lügen?

Meine Pathe ist gar hübsch.

Genevieve? Das Herz des Vicomte scheint mir nicht geschaffen, um eine Grisette zu lieben; man weiß recht gut, daß er anderwärts liebt und daß er sein Leben um eine Blume ließe, welche meine gnädige Frau berührt hatte.

Bei diesen Worten erröthete die Marquise.

Ich verbitte mir, rief sie mit erkünsteltem Zorn, von Dingen zu reden, um die du nicht gefragt wirst. Auch begreife ich nicht, warum du mir immer von Herrn von Morsan vorschwatzest?

Sie vergißt, dachte Agathe mit kaum unterdrücktem Lächeln, daß sie selbst seit einer Viertelstunde von nichts Anderem spricht. Mit allem Gleichmuth aber sagte das Zöfchen dann: Verzeihung, gnädige Frau, ich wollte nur dieses Band befestigen. Wenn die Frau Marquise heute nach Hofe kommen, so weiß ich zwanzig Damen, und darunter die schönsten, welche bei Ihrem Anblick vor Neid sterben werden.

Glaubst du? meinte die Marquise und besah sich im Spiegel.

In diesem Augenblick erregte ein leises Klopfen an der Thüre die Aufmerksamkeit der Kammerjungfer; sie eilte dahin und öffnete halb, nachdem sie die Stimme einer anderen Dienerin erkannt.

Was gibts? fragte die Marquise, noch immer mit ihrer Schönheit beschäftigt.

O mein Gott, gnädige Frau, berichtete Agathe, der Herr Marquis ist so eben in den Hof gefahren.

Mein Gemahl! rief die Marquise etwas bestürzt.

Man vernahm Schritte im Vorzimmer und alsbald erschien ein Diener, anfragend, ob die Marquise geneigt sei, den Marquis zu empfangen.

Ich bitte ihn, einzutreten, war die Antwort.

Der Marquis war zu viel Mann von Welt, um nicht sogleich zu erkennen, daß seine Gegenwart mindestens unerwartet kam. Sein erster Blick umfaßte sofort das ganze Gemach, und er gewahrte die Verlegenheit Agathens wie die Blässe seiner Gemahlin. Aber er war nicht der Mann, um sein Staunen über einen solchen Empfang, so sehr er ihn auch verdroß, preiszugeben. Mit dem zierlichsten Anstande eines Liebenden, welcher aus dem Glück, das er selbst empfindet, auf jenes schließt, das er erregt, näherte er sich der Marquise und küßte ihre Hand. Diese Hand aber war merklich kalt und zitterte ein wenig.

Es ist gewiß, dachte der Edelmann, in welchem wir keinen andern, als den angeblichen Herrn von Guerche des Vicomte von Morsan erkennen, — ich wurde nicht erwartet, und weil ich es nicht wurde, komme ich ungelegen. Nichtsdestoweniger küßte er die Hand seiner Frau auf das zärtlichste.

Dem Himmel Dank! er hat nichts bemerkt, dachte die Zofe.

Was bin ich glücklich, Sie wiederzusehen, rief der Marquis. Als mir der Befehl wurde, Flandern zu verlassen, gestehe ich, daß der Eifer, dem Könige zu dienen, vor der Sehnsucht verschwand, endlich wieder in Ihrer Nähe zu sein.

Seien Sie überzeugt, stotterte die Marquise, daß ich nicht weniger Vergnügen empfinde, Sie wieder zu sehen.

Ich fühle es, Madame, fuhr der Marquis mit freundlichem Lächeln fort, und Ihre Freude verdoppelt die meine, denn Sie wissen es, Sie haben das Wunder zu Stande gebracht, an welches man an dem Hofe unseres glorreichen Monarchen nicht glaubt: einen Ehemann, der seine Frau liebt.

Die Marquise erblaßte unter der Schminke.

Als sie eben antworten wollte, hörte man einen Wagen vorfahren.

Die drei Personen dieser Scene warfen zugleich einen Blick nach dem Fenster, das nach dem Hofe ging. Die Marquise zitterte, Agathe biß sich auf die Lippen, der Marquis lächelte.

Ei, unterbrach er die Pause, ist das nicht die Livree des Herrn von Morsan?

Ja, antwortete Agathe, und ich sehe ihn eben den Perron betreten.

Mein Gott, Madame, hub der Marquis wieder an, verzeihen Sie die Unbescheidenheit dieser Frage: erwarten Sie vielleicht zufällig diesen jungen Cavalier?

Ich glaube ihn zum Frühstück gebeten zu haben, entgegnete sie mit leiser Stimme, die Augen zu ihrem Manne erhebend.

Aber noch niemals begegnete ein zaghafter Blick einem freundlicheren; der Marquis war die Güte selbst, und sie versuchte zu lächeln.

Herr von Morsan, sprach sie, wird gewiß sehr erfreut sein, Sie kennen zu lernen, und Sie erlauben mir wohl, ihn vorzustellen.

Ich eile, ihn von der Ankunft des Herrn Marquis in Kenntniß zu setzen, meinte das Kammermädchen und wandte sich gegen die Thüre; allein ein Blick des Marquis bannte sie fest.

Erlauben Sie mir wohl, liebe Bertha, Ihr Kammermädchen für einige Augenblicke zurückzuhalten? ich habe ihr einiges aufzutragen.

Meine Leute sind die Ihren, erwiederte die Marquise, die wieder zu zittern begann.

Es thut mir unendlich leid, Madame, Ihrem Frühstück nicht beiwohnen zu können; aber die wichtigen Aufträge, die mich nach Paris zurückgeführt haben, verpflichten mich, augenblicklich wieder nach Marly zu gehen; es schmerzt mich ungemein, Sie schon wieder verlassen zu müssen.

Schon jetzt? fragte die junge Frau und suchte in dem freundlichen Gesichte ihres Mannes zu lesen.

Noch heute Abend oder morgen früh habe ich das Vergnügen, Sie wieder zu sehen. Aber bis dahin, liebe Bertha, würden Sie mich sehr verbinden, meine Anwesenheit gegen Herrn von Morsan wie gegen Jedermann zu verschweigen. Ich bin hier im Incognito angekommen und habe Gründe, daß meine Ankunft eine kurze Zeit noch unbekannt bleibe; Sie verstehen mich wohl.

Die Marquise begegnete dem Blicke ihres Mannes und ein Schauer überlief sie.

Ich verspreche zu gehorchen, antwortete sie.

Ihr Gast erwartet Sie, liebe Bertha, empfangen Sie ihn jetzt; ich werde mich durch ihr Boudoir und den Garten entfernen.

Der Marquis nahm die Hand seiner Frau, geleitete sie mit der gewähltesten Galanterie an die Thüre und verbeugte sich.

Jetzt ein Wort zu dir, wandte er sich zu Agathe, nachdem die Thüre zugefallen war.

O weh! seufzte die Zofe und näherte sich.

Du kennst mich, behalte also wohl, was ich dir jetzt sage. Wie gut dich auch Herr von Morsan bezahlt, um dich in sein Interesse zu ziehen: ich verspreche und gebe dir das Doppelte, wenn du mir treu dienst. Du hast nichts gesehen und schweigst. Plauderst du, so jag' ich dich fort und du wirst es noch weiter zu bereuen haben. Du hast mich verstanden. Jetzt geh.

Der Marquis ergriff seinen Hut und schritt durch das Boudoir.

Teufel von einem Mann, sagte das Mädchen ganz bestürzt, er hat alles bemerkt!

Während der Marquis unter den Hagebuchen des Parkes dahinschritt, durchkreuzten tausend Gedanken seinen Kopf. Wenn ein Dämon sein Inneres belauscht und die Bilder seiner Phantasie in Worte übersetzt hätte, würde man etwa folgenden Monolog vernommen haben:

Es war hohe Zeit, daß ich kam! . . . und mein guter Stern führte mich gestern in den goldenen Cocon! . . . Der Geck, wenn er mir nicht selbst alle seine sauberen

Streiche erzählt hätte . . . ich hätte jetzt nur einen unsicheren Verdacht, während ich nun fast die Gewißheit habe. Gott, als ich die Verlegenheit meiner Frau sah und die tückische Miene der Zofe, die der Teufel hole, bedauerte ich fast, den Degen meinem Taugenichts von Gegner nicht durch den Leib gerannt zu haben! . . . Wie, wenn ich nun erwarte, bis er fortgeht? . . . Warum nicht gar! Herrn von Morsan tödten, wäre das sicherste Mittel, sein Andenken zu vergöttern, und wenn er davon käme, ließe er mich am Ende die Kriegskosten bezahlen. Nein, nein, bei diesem Streit hat der Degen nichts zu schaffen. — Ich, eifersüchtig! ein Geständniß, das ich mir selbst wohl ablegen darf, aber es irgend Jemand in der Welt merken zu lassen, o pfui! . . . Laß sehen; es ist jetzt 2 Uhr; Bertha hat mich gesehen; die Angst wirkt bei ihr wenigstens vierundzwanzig Stunden nach: ich habe also einen ganzen Tag für mich. Mehr Zeit brauchte ich ehemals nicht, um die Sprödeste zu besiegen, sollte sie jetzt nicht hinreichen, um meine Frau zu retten? Bin ich nicht immer noch der Marquis d'O? Ja, aber der verheirathete Marquis d'O! Wie dieses Wort den Mann verwandelt! Aber hat er mich denn unter meiner Maske im entferntesten geahnt? er, der Gefährliche? Zu meiner Zeit witterten wir die Ehemänner wie die Jagdhunde die Rebhühner, — und diese Helden der Parade wollen jetzt uns überfallen? Sie sollen erfahren, wer wir sind! Ich eile jetzt zum Minister und dann widme ich mich ganz dem Vicomte. In Sachen der Galanterie habe ich meine Proben abgelegt und Niemand soll sagen können, daß sich der Marquis d'O von dem Vicomte von Morsan schlagen ließ.

Der Marquis warf seinen Mantel über und stieg in den Wagen, der ihn am Ausgang des Parkes erwartete.

Wir haben Victor zu Lucienne in dem kleinen Schlosse des Herrn von Morsan verlassen, mit dem Kammerdienste beim Vicomte beauftragt. Als der Wagen des Vicomte im Staube der Straße verschwunden war, kehrte Victor auf seinen Posten zurück, ungeduldig, Genevieve wieder zu sehen; aber die Sache ging nicht so leicht, als er Anfangs gedacht; Bediente kamen und gingen durch die Zimmer, und wenn das junge Mädchen den Geliebten erblickte, ohne auf seine Anwesenheit vorbereitet zu sein, so konnte ein Schrei des Erstaunens beide verrathen.

Victor ging einige Zeit auf und ab und pochte, sobald er allein war, an der Thüre, hinter welcher die junge Händlerin zitterte; aber war dieß Pochen zu leise, oder wollte Genevieve nicht öffnen, weil sie den Vicomte draußen vermuthete, genug, er erhielt keine Antwort.

Das Blut wallte in seinen Adern, da fuhr plötzlich ein Gedanke durch seinen Kopf und während die Diener in dem Gemache dieß und jenes ordneten, begann er ein bekanntes Lied zu singen, das Genevieve kannte und auch schon von ihm gehört hatte:

Schlafe, wenn das Wetter schön,
Ja nicht an des Baches Fluthen,
Denn des Dorfes Bursche geh'n
Da dem Fischen nachzuseh'n
Mit gar langen Angelruthen,
Wenn das Wetter schön.

Kaum hatte er die ersten zwei Verse gesungen, so vernahm er Schritte in dem angrenzenden Zimmer; bei dem vierten hörte er den Fußboden ganz nahe an der Thüre knarren; bei dem letzten drehte sich der Schlüssel leise im Schlosse. Victor fuhr fort:

Geh nicht, wenn es Abends spat,
Noch im Buchenwald spazieren,
Denn des Schlosses Page naht
Oft den Mädchen auf dem Pfad,
Sie im Busche irr zu führen,
Wenn es Abends spat.

Bei der zweiten Strophe drehte sich die Thüre sachte in ihren Angeln; ein sanftes ängstliches Gesichtchen kam zum Vorschein, die Blicke kreuzten sich; aber in diesem Augenblick trat ein Bediente ins Zimmer und das Köpfchen verschwand.

Jetzt sang Victor die dritte Strophe, welche nur ihm vernehmlich von einer zarten Stimme im Nebenzimmer mitgesungen wurde:

Hüte dich des Morgens früh
Blumen auf dem Weg zu pflücken,
Denn die Schäferknaben, sieh,
Lauschen dort den Mädchen, die
Unbedacht in's Gras sich bücken
Schon des Morgens früh.

Sie schwiegen; Niemand war zugegen; Victor öffnete die Thür und Genevieve lag in seinen Armen.

Das junge Mädchen war unfähig zu reden; große Thränen stürzten aus ihren Augen, und sie umarmte Victor, ohne zu wissen, was sie that.

Als Beide etwas ruhiger geworden, lächelte Genevieve durch ihre Zähren und sagte: du vergaßest also meiner nicht.

Deiner vergessen! wäre das möglich? ich wäre bis an's Ende der Welt gegangen, dich zu suchen.

Aber mein Gott, was für ein Kleid trägst du da? rief Genevieve erschrocken, als sie die Livree des Vicomte erblickte.

Das einzige, unter welchem mir's möglich wurde, zu dir zu gelangen.

Guter Victor! Wohlan, durftest du herein, so darfst du auch hinaus, führe mich fort von hier.

Gern wollt' ich es, aber dabei gibt es eine Schwierigkeit.

Welche?

Daß die Leute des Vicomte Befehl haben, nach mir zu schießen, wenn ich es versuche, dich zu befreien.

O dann versuche es nicht, bleibe, bleibe! rief das Mädchen, sich an Victor schmiegend.

Pah, wenn es sich nur um mich handelte, so wollten wir bald draußen sein, aber sie könnten dich verwunden und diese Gefahr will ich nicht bestehen.

Mein Gott! was also thun?

Warten, bis es Nacht wird. Ich sage Herr von Morsan, du seist krank.

Ich lege mich zu Bette, wenn du willst.

Nein, nein; aber gegen Abend nimmst du die Betttücher ab, zerschneidest und knüpfst die Stücke fest zusammen.

Ich soll mich also durchs Fenster retten?

So ist's.

Aber das ist eine Höhe von dreißig Fuß und unten ein Graben; mir werden Kraft und Muth fehlen, und ich stürze mich todt. Wenn du es aber willst, so werde ich es versuchen.

Jetzt schmiegte sich Victor zärtlich an Genevieve.

Ich bin ein Thor, erwiederte er, du bist mein geliebtes Mädchen, und ich rede mit dir, als wärest du ein Mann.

Aber ich muß doch fort von hier.

Und du sollst es.

Aber wie?

Noch weiß ich es selbst nicht, aber gleichviel . . . heute Nacht vielleicht oder morgen.

Ach mein Freund, sieh, ich gebe mein halbes Leben, wenn es gleich jetzt sein könnte; und doch, seit du hier bist, weine ich nicht mehr. Du wirst mich vertheidigen, Victor?

Bei Gott, rief der junge Mann; erst muß er mich tödten, bevor er sich dir naht!

Genevieve warf sich gerührt in seine Arme und er hielt sie darin fest; — als sie sich wieder losmachte, stieß sie einen fürchterlichen Schrei aus.

Der Vicomte von Morsan stand vor ihr.

Mit einem Sprunge warf sich Victor zwischen beide; Genevieve verbarg ihr Haupt erschrocken in seinen Händen.

Recht schön! sprach der Vicomte. Ihr also seid der Herr Victor! Nun, Ihr zeigt vortreffliche Anlagen zum Komödiespielen.

Das kalte und ruhige Benehmen des Vicomte erlaubte Victor, Genevieve's und seine eigene Lage zu über=

legen. Er sah ein, daß Heftigkeit beiden nur Verderben bringen könnte und bezwang sich.

Herr Vicomte, sprach er, ich will nichts mehr verheimlichen.

Das wäre jetzt auch schwer.

Und da Sie mich nun kennen, so werden Sie mich nicht in die äußerste Verzweiflung stürzen wollen und dieses arme Mädchen auch nicht. Geben Sie mir Genevieve wieder! O wenn Sie wüßten, wie ich sie liebe, wie sie all' meine Hoffnung, mein Leben und mein Glück ist! Haben Sie Mitleid mit uns, und Sie werden keinen dankbareren Menschen finden, als mich. Alles, was Sie uns bis jetzt zugefügt, sei vergessen . . . haben Sie Mitleid mit uns!

Während Victor so sprach, war Genevieve in die Kniee gesunken und streckte bittend die Hände empor.

Mein Lieber, du sprichst wie die Leute, die Romane schreiben, entgegnete der Vicomte, sein Jabot abstreifend; das klingt wohl recht gut, aber sehr langweilig. Verlaß uns!

Bei dieser Antwort richtete sich Victor auf.

Sie sind unbarmherzig, wohlan! ich werde bleiben, und wenn Sie einen Schritt gegen Genevieve wagen . . .

Was dann?

O, Herr Vicomte, treiben Sie mich nicht auf das Aeußerste, wo ich mich nicht mehr beherrschen kann. Sehen Sie, ich bin bewaffnet.

Bei diesen Worten zog Victor ein Pistol aus der Tasche.

Ei, mein Bursche, erwiederte der Vicomte, ohne eine Miene zu verziehen, weißt du, daß, wenn du mir nur

die Haut ritzest, du geradenwegs nach der Galeere spazierest! Dieses Mittel wird dir Genevieve nicht zurückliefern.

Genevieve eilte auf Victor zu, entriß ihm das Pistol und warf es aus dem Fenster.

O mein Gott, rief sie, beschütze ihn!

Wir wollen ein Ende machen, fuhr der Marquis fort. Macht Euch das Alles Unterhaltung, Herr Victor, so macht es dagegen mir nur Langeweile. Hier ist die Thüre, durch die Ihr gekommen; macht fort, ich halte Euch nicht zurück. Was Ihr gethan, zeigt mir, daß Ihr ein Bursche von Geist seid und aus dieser Rücksicht vergesse ich alles, selbst Eure Drohungen. Geht.

Und Genevieve?

Bleibt! warf der Marquis verächtlich hin.

Geh, Victor, geh! rief Genevieve; ich schwöre dir bei meinem Seelenheil, daß er mich todt finden soll, wenn er es wagt, diese Schwelle zu überschreiten.

Und sie verschwand im nächsten Zimmer, dessen Schloß sie absperrte.

Victor erblaßte.

Herr Vicomte, rief er, ich gehe; aber wenn durch Ihre Schuld diesem Mädchen ein Unheil widerfährt, dann nehmen Sie sich in Acht, ich tödte Sie.

Der Vicomte zuckte mit den Achseln und Victor entfernte sich.

Ich glaube gar, der Bursche droht, sprach der Edelmann für sich; wenn er sich nicht so gewandt bewiesen, würde ich ihn durch meine Leute stäupen lassen. Und was die Händlerin belangt, die sich hinter diesem Riegel für

sicher hält, so will ich ihr bald zeigen, daß zu ihrem Zimmer noch eine heimliche Thüre führt. Sie verschanze sich nur, soviel es ihr beliebt. —

Victor war mit ein Paar Sätzen auf der Heerstraße. Wohl fühlte er sich einem solchen großen Herrn gegenüber zu schwach, aber seine Liebe gab ihm Muth. Mitten in der Verwirrung, welche durch alle diese Vorgänge in seinem Kopfe stattgefunden, erinnerte er sich der Marquise d'O. Sie wird uns helfen, dachte er, und richtete seinen Lauf nach Paris.

Während er dahin lief, kam inmitten des Weges, im Galopp gezogen, ein Wagen daher; Victor sah ihn nicht. „Aufgeschaut!" rief der Postillon, aber Victor war taub. Der Postillon schrie nochmals; aber Genevieve's Bildniß machte den Fußgeher blind und trieb ihn gegen die schäumenden Pferde; von der Brust eines derselben erhielt er einen Stoß und stürzte weggeschleudert im Staube zusammen. Der Postillon hing sich in die Zügel und der Wagen flog auf die Seite.

Was gibt es denn? fragte ein Edelmann, der sich zum Kutschenfenster herausbeugte.

Ach, gnädiger Herr, rief Victor, Sie sendet die Vorsehung, wenn gleich auf etwas unsanfte Weise! — und mit diesen Worten stand er auf dem Auftritt des Wagens.

Du, Victor, bist es? sprach erstaunt der Marquis d'O; das hätte dein Leben kosten können; hast du keinen Schaden genommen?

Pah, ich bin diesem guten Thier vielmehr Dank schuldig, denn ohne dasselbe hätte ich Ihren Wagen übersehen, und doch bedarf ich jetzt so sehr Ihrer Hülfe, gnädiger Herr!

Gewiß wegen Genevieve?

Ja wohl.

So sprich.

Victor erzählte rasch, was so eben zwischen Herrn von Morsan und ihm vorgefallen war.

Du bist ein braver Bursche, sprach der Marquis; du sollst Genevieve wieder haben und Niemanden tödten. Der Fuchs ist in seinem Bau und dort wollt' ich ihn haben. Willst du thun, was ich dir sage?

Alles.

Der Marquis zog eine Schreibtafel hervor, schrieb einige Worte auf ein Blatt, das er faltete und Victor gab.

Besteige ein Pferd — einer meiner Bedienten soll dir seines überlassen — jage nach Paris und bringe dieß Billet der Schauspielerin Mademoiselle Claudine Furet, Straße des Bons-Enfants; sie aufzufinden ist deine Sache.

Ich finde sie.

Thue, was sie dir sagt: diese Börse soll dir dabei helfen.

Ist das Alles?

Warte noch, sagte der Marquis und riß ein anderes Blatt aus dem Portefeuille; ich habe deine Angelegenheit besorgt, jetzt will ich noch der meinigen gedenken.

Der Marquis warf rasch ein Paar Zeilen auf das Papier, adressirte es an die Gräfin von Perthuis, reichte es Victor und sprach mit eigenthümlichem Lächeln:

Das wird die Krallen des jungen Löwen stutzen. Du gibst, fuhr er dann fort, dieses bei der Gräfin von Perthuis, in der Bonloystraße, ab und eilst von dort sogleich zu Mademoiselle Furet.

Bin ich fertig?

Ja.

Victor steckte die Billete zu sich, sprang auf ein Pferd und jagte wie der Blitz davon.

Eine halbe Stunde später hielt er vor dem Hotel Perthuis.

Hier ist etwas für Eure Gebieterin, rief er dem Schweizer zu, es kommt von dem Marquis d'O und eilt sehr.

Er wendete das Pferd und war bald vor der Wohnung der Schauspielerin. Ein Dienstmädchen sagte ihm, daß Mademoiselle so eben zur Probe in die komische Oper gefahren ist.

Er flog dahin; der Portier wollte ihn nicht einlassen, allein ein Louisd'or in seine Hand gedrückt, machte den Mann nachgiebig und Victor eilte in Sätzen über vier Stufen der Treppe hinauf. Ein Comparse, der eben Schäferstäbe trug, führte ihn hinter die Coulissen.

Hier gingen ein Dutzend Personen herum; das Orchester spielte, der Kapellmeister schlug den Takt, ein Herr und eine Dame sangen.

Wo ist Mademoiselle Furet? fragte Victor einen Herrn, welcher so eben aus einer goldenen Dose schnupfte.

Dort vorn die hübsche Frau, die so eben singt und sich zu dem Souffleur neigt.

Victor stürzte sich zwischen die beiden Singenden, überreichte das Billet der Dame und sagte hastig: Lesen Sie, Mademoiselle.

O mein Gott, rief Claudine, wie man hier die Schäferinnen erschreckt! und ihre Miene schwankte zwischen Lächeln und Grollen.

Es ist von meinem Herrn, vom Marquis d'O.

Von meinem Roger! Gebt!

Claudine öffnete das Billet und las beim Lampenscheine folgende mit Bleistift geschriebene Worte.

„Während meine kleine Nachtigall singt, zog Herr „von Morsan andere Gesellschaft in sein Schloß bei Lucienne; „die Händlerin aus dem goldenen Cocon schläft dort gegen „ihren Willen unter seinem Schlüssel. Soll Ihr Zögling „schlauer sein als seine Meisterin; ich kenne Sie und kann „es nicht glauben! Heute Morgen gewarnt, und schon „des Abends getäuscht, das wäre wohl mehr als die „Reputation der Komödie vertragen könnte; darum schnell „gehandelt.

Roger."

Schnell meinen Mantel, rief Claudine, das Papier zerknitternd.

Hier ist er, entgegnete Victor, der ihn einer Dienerin entrissen.

Aber was soll das? fragte der Regisseur, der vor Schrecken seine Prise ins Jabot gestreut.

Ich muß fort.

Und die Probe?

Was kümmert mich die!

Aber die Vorstellung heute Abend?

Kann morgen stattfinden.

Und die verlorne Einnahme?

Wird vergütet.

Aber . . .

Noch ein Wort, so reise ich ganz ab, und Sie haben mich auf sechs Monate gesehen.

Der vernichtete Regisseur sank auf eine Rasenbank, Claudine eilte aus den Coulissen, Victor flog ihr voraus.

Als er auf die Straße kam, rollte eben ein Fiacre vorbei. Holla, rief er dem Kutscher zu, fünf Louisd'or für dich, wenn du drei Lieues in Galopp zurücklegst.

Das kostet wenigstens zehn, denn meine Pferde werden dann wehe.

Du sollst fünfzehn haben, jage sie todt.

Der Auftritt wurde niedergelassen und Claudine hüpfte in den Wagen. Victor schlüpfte nach und rief, den Kutscherschlag schließend: Nach Lucienne.

Die Pferde, von der Peitsche des Kutschers angetrieben, flogen dahin; die Boulevards verschwanden in einer Staubwolke und der Wagen rollte um eine lange Pappelallee entlang. Bald schimmerten die Häuser von Lucienne mit ihren rothen Dächern zwischen den alten Ulmen hervor; an dem nahen Bergesabhang sah man das Schloß des Vicomte. Plötzlich hielten die Rosse, als ob sie Hafer und Heu gewittert, athemlos vor dem Gasthause zum Königshirsch, ihre Beine zitterten und ihre Nüstern dampften Feuer.

Die armen wehgelaufenen Thiere! klagte der Wirth.

Pah, antwortete der Kutscher, zwei sind wehgelaufen und drei werden mir bezahlt!

Claudine schritt die Treppe des Hauses hinan und verlangte ein Glas Zuckerwasser.

Victor folgte ihr außer Fassung.

Aber, Madame, bemerkte er, gehen wir denn nicht ins Schloß?

Wir haben noch Zeit.

Aber dann, rief er mit blitzenden Augen, war es ja nicht nöthig, so hierher zu eilen.

Im Gegentheil. Die Eile brachte wieder Ruhe in meine Bewegung. Wären wir langsam gefahren, so hätte ich vor Ungeduld keinen Plan fassen können.

Victor ging hastig im Zimmer auf und ab; Claudine beobachtete ihn von der Seite und lächelte.

Madame, begann er wieder, gefällt es Ihnen hier zu bleiben, so will doch ich gehen.

Wohin?

Ins Schloß.

Das wäre der beste Weg, alles zu verderben. Setze dich, mein lieber Junge, iß, schlaf und laß mich machen.

Ja Sie thun aber nichts.

Ich erwarte das Abenddunkel.

Victor sah Claudine neugierig an. Sie fuhr fort:

Hast du mir nicht gesagt, daß Genevieve sich in dem grünen Zimmer eingeschlossen hat, das nach dem Parke sieht?

Ja.

Dort ist sie bis zum Abend in Sicherheit. Käme ich jetzt im Schlosse an, so würde der Vicomte meine Absicht errathen, was ich nicht will. Ich habe einen Plan.

Hat man denn Pläne, wenn man liebt? Als ich Ihre Miene und die Hast sah, mit welcher Sie zur Abfahrt drängten, glaubte ich, die Liebe treibe Sie.

Ja die Eigenliebe, sprach die Schauspielerin lächelnd.

Victor schwieg erstaunt.

Beruhige dich, mein Junge, ist dieß auch für ihn nicht gleichviel, so ist es doch um so vortheilhafter für dich.

Mein Gott, Madame, erklären Sie sich doch deutlicher.

Recht gern, aber du versprichst, mich ganz nach meinem Sinne handeln zu lassen.

Lieber Himmel, kann ich es denn hindern?

Das ist eben gut, denn sonst würdest du alles zerstören. Nicht wahr, Genevieve glaubt sich geborgen, seit sie die Thüre verschlossen.

Wenigstens so lange er die Thüre nicht erbricht.

Daran denkt der Vicomte nicht, denn ist die eine Thür verschlossen, so steht ihm die andere offen.

Was wollen Sie damit sagen?

Daß das grüne Zimmer zwei Ausgänge hat. Eine geheime Treppe, welche du nicht kennst, führt aus dem Garten hinauf zu einer Tapetenthüre.

Der Verräther! rief Victor und ballte die Fäuste.

Nur ruhig, Herr Liebhaber, ich habe den Schlüssel zu dieser Treppe.

O geben Sie mir ihn, ich eile hin.

Ganz überflüssig, ich gehe selbst.

Sie?

Ja wohl, denn ich will den Tod des Sünders nicht.

Aber Genevieve?

Nun wahrlich, wenn der Käfig offen steht, so fliegt das Vöglein fort.

O Dank, Dank! rief Victor, bemächtigte sich der Hände Claudinens und bedeckte sie mit Küssen.

Gib Acht, wenn Genevieve dich sähe, würde sie eifersüchtig.

Pah, wenn sie mich sähe, fiele sie Ihnen um den Hals! —

Während Mademoiselle Furet und Victor im Gasthause zum Königshirsch schwatzten, jagte ein Piqueur in den Hof des Schlosses von Lucienne. Er brachte einen Brief von der Gräfin von Perthuis.

Dieser Brief wurde unter dem Einfluß jenes Billets geschrieben, welches die Gräfin von dem Marquis durch Victor erhalten hatte. Die Bleistiftzeilen des Marquis aber enthielten Folgendes:

„Madame! Ein junger Cavalier, den Ihre Strenge „verzweiflen macht, ist von einer großen Gefahr bedroht; „Sie allein können ihn derselben entziehen. Wenn Sie „Herrn von Morsan heute Abend, noch vor Mitternacht, nicht „vermögen, sein Lustschloß zu verlassen, so dürfte es leicht kom„men, daß er mit seinem Leben für eine Unbesonnenheit büße, „zu welcher nur ihre Grausamkeit ihn getrieben hat. Un„umgänglich nothwendig ist dabei, daß Herr von Morsan „nicht erfahre, daß ich Sie hiervon in Kenntniß gesetzt.

Marquis d'O."

War Frau von Perthuis gegen den Vicomte auch strenge, so hatte nichts destoweniger seine Bewerbung großen Eindruck auf sie gemacht und es bedurfte eigentlich nur eines günstigen Vorwandes, um ihre Liebe sichtbar zu machen. Das Billet des Marquis bot diesen in so passender Weise dar, als sie selbst es heimlich wünschen mochte. Sie eilte an ihr Pult und schrieb folgende Worte:

„Eine Person, die Sie zu lieben vorgeben, wird „Sie heute Abend um zehn Uhr in ihrem Wagen in der „Nähe von Chatou erwarten. Sie nennt sich nicht und

„will errathen sein. Hegen Sie nur die Hälfte der Liebe „für sie, die sie ihr so oft geschworen, so muß ihr Name „auf ihren Lippen sein.“

Der Piqueur, der den Brief überbrachte, hatte den Befehl zu schweigen, entledigte sich desselben als Mensch, dem der Mund mit goldenen Fäden zugenäht ist, und ließ den Vicomte im Zweifel, ob er auf die Marquise d'O oder Frau von Perthuis rathen soll.

Ich gehe jedenfalls, sprach er für sich; Heirath oder Liebeshandel, gleichviel, immer ein schönes Abentheuer! und er drehte sich vergnügt auf dem Absatz herum. —

Mit einbrechendem Abenddunkel verließen Claudine und Victor den Königshirsch. Es war etwa sieben Uhr, Victor aber meinte, es sei schon wenigstens zehn. Sie gingen um den Park und schlüpften ungesehen bis an die Mauern des Schlosses hin. Als sie hier anlangten, wo ein kleines vorspringendes Gebäude eine Ecke nach außen bildet, zog Claudine einen Schlüssel hervor, öffnete eine kleine Thüre, machte ihrem Begleiter ein Zeichen, sie hier zu erwarten und schlüpfte eine Wendeltreppe hinauf, deren oberste Stufen im ersten Stockwerk ausmündeten.

Genevieve saß eben in einer Fensterecke und sah traurig den letzten Schimmer des Abendroths erbleichen; die dunklen Wipfel des Parkes stiegen wie Schatten in das Gewölk empor; schon erglänzte der Abendstern. Den Kopf auf die Hand gestützt, lauschte das Mädchen seufzend dem letzten Gezwitscher der Vögel im Gebüsch. In diesem Augenblick ließ sich ein dumpfes Knarren vom Alkoven her vernehmen, das Wandgetäfel ging auseinander und eine geheime Thüre that sich auf; die Händ-

lerin sprang an das Fenstergitter und stieß einen Schrei aus.

Still doch, rief Claudine, eilte aus dem Alkoven heraus und ergriff die Gefangene bei der Hand.

Genevieve zitterte wie ein Vöglein, das man überm Nest gefangen.

Ein Frauenzimmer! sagte sie.

Ja, ein Frauenzimmer, das Sie zu befreien kommt.

Genevieve heftete einen Blick voll Angst und Hoffnung auf ihre unbekannte Retterin.

Ein Wort erklärt Ihnen alles. Da unten wartet Victor, flüsterte Claudine dem Mädchen ins Ohr.

Victor! rief Genevieve erröthend, und fiel zugleich lachend und weinend der Fremden um den Hals.

Arme Kleine, Sie hatten wohl große Angst?

Ach, Madame, bei jedem Geräusch vermeinte ich zu sterben.

Auf dem Kamin standen Kerzen. Claudine, die mit der Oertlichkeit bekannt schien, suchte in einer Ecke, fand das Feuerzeug und zündete das Wachs an.

Ei, sagte sie, Genevieve betrachtend, die Angst steht Ihnen allerliebst. Schön, um einen Heiligen zu verführen.

O Madame, erwiederte das Mädchen schüchtern und blickte nach der Thüre des Alkovens.

Ich verstehe; nicht Ihre Schönheit, sondern Victor beschäftigt Sie jetzt.

Genevieve nickte.

Nehmen Sie dieses Licht und gehen Sie schnell. Sie brauchen nur die Treppe herabzusteigen; unten steht Victor.

Und Sie? fragte Genevieve, das Licht in der Hand.

O ich, das ist etwas anderes; ich bleibe hier.

Victor zählte die Minuten, jede schien ihm eine Ewigkeit. Sinnlos vor Ungeduld wollte er eben die dunkle Treppe hinaufsteigen, als ein Lichtschimmer von oben niederdämmerte; er springt über die ersten Stufen, erblickt Genevieve und trägt sie auf seinen Armen fort.

Seine Füße berührten kaum den Boden, bis er Lucienne erreichte; die süße Last auf seinen Armen gab ihm Flügel. Genevieve schloß die Augen und hielt seinen Hals umfangen.

Im Namen des Marquis d'O vertraue ich Euch Mademoiselle an, rief er dem Wirth zu, als er im Königshirsch anlangte. Ihr haftet ihm mit dem Kopf für sie.

Kein Haar auf dem ihrigen soll berührt werden, antwortete der Wirth und führte das Mädchen in sein bestes Zimmer.

Gut denn, ich eile jetzt nach Marly, wohin mich der Marquis beschieden hat. —

Während Victor die Straße nach Marly dahinflog, besah sich Mademoiselle Furet im Spiegel und ein schelmischer Gedanke durchkreuzte ihr Köpfchen.

Sie lockerte die Agraffen ihres Mieders und ihr Oberkleid fiel auf den Teppich. Jetzt blickte sie wieder in den Spiegel, kreuzte die Arme und lächelte schalkhaft. Da vernahm sie Tritte auf der geheimen Treppe und der Hauch ihres schönen Mundes blies das Licht aus.

Ein Schlüssel leise in das Schloß geschoben öffnete bald die Thüre und der Vicomte von Morsan — denn er war es — trat in das Zimmer.

Mitten im Schweigen der Dunkelheit vernahm er sanfte Athemzüge im Alkoven; der Vicomte trat einen Schritt näher und lauschte gesenkten Kopfes.

Eine Herzogin, flüsterte er, kann nicht anmuthiger schlummern.

Zu Marly war in dieser Nacht festlicher Empfang. In diesen kleinen Cirkeln, wo nur der beste Adel in der Nähe des Königs zugelassen wurde, übte der Marquis d'O, trotz seiner Verheirathung, noch immer einen gewissen Zauber aus durch die hundertfältigen interessanten Abentheuer seiner früheren Zeit. Seiner Mission entkleidet und den Vergnügungen des Hoflebens wiedergegeben, konnte er hier keinen Schritt thun, ohne einer Freundin oder einem Nebenbuhler von ehedem zu begegnen. Aber heute beschäftigten andere Dinge seinen Geist. Er erwartete seine Frau. Sie erschien bald und auf den ersten Blick las der Marquis in ihrer Miene den kaum verhehlten Ausdruck innerer Unruhe.

Ist das Aergerniß oder Reue? dachte er bei sich, oder vielleicht beides?

Zu jener Zeit, wo es nicht Mode war, daß ein Gatte für den andern zärtlichere Gefühle als die der wechselseitigen Achtung und Rücksicht hegte, trug ein Ehemann, welcher seine Frau liebte, die größte Sorgfalt, diese Flamme so zu verheimlichen, wie heutzutage etwa eine verbotene Leidenschaft. Der Marquis d'O, welcher Bertha liebte, dieses aber nicht merken lassen wollte, entwickelte alle Schlauheiten der galanten Kriegskunst, um unbeachtet in ihre Nähe zu gelangen. Bertha, welche ihrerseits auch mit ihm zu sprechen wünschte, kam ihm so zu Hülfe, daß sie sich bald in seiner Nähe befand.

Ich wünsche mit Ihnen zu reden, sagte sie, in seinen Arm schlüpfend.

Mit mir? ich bin ganz Ohr, Madame.

Genevieve ist entführt worden.

O! meinte der Marquis erstaunt, ein Streich, der auch minder Häßlichen passiren konnte.

Aber sie ist meine Pathe und ich muß sie beschützen. Ihre Muhme kam vor einigen Stunden in unser Hotel und weinte bitterlich. Welch ein abscheulicher Vorfall; ich bin ganz empört darüber!

Hat man Ihnen den Thäter genannt? fragte der Marquis ganz unbefangen.

Ja, der Vicomte von Morsan ist es.

Nicht möglich, der Cavalier, der noch heute Morgen bei Ihnen frühstückte?

Derselbe; es ist abscheulich!

Gewiß, bestätigte der Marquis, heimlich erwägend, ob der Unwille seiner Frau wohl mehr dem Thäter oder der That selbst gelte.

Billigen Sie also, daß ich einen Plan gefaßt habe, sie zu befreien?

Sicherlich; nur daß ein solcher Plan leichter zu fassen als auszuführen ist.

O im Gegentheil, ganz leicht.

Lassen Sie hören.

Genevieve ist in Lucienne, Sie haben die Güte, sich dahin zu begeben und dem Vicomte zu sagen, daß Genevieve meine Pathe ist; gewiß gibt er sie dann frei.

Wenn er sie nämlich nicht bei sich behält.

Wie, er könnte wagen?

Ich bin dessen gewiß. Mein Verlangen würde ihn gerade zum Widerstand zwingen; hätte es denn nicht den

Anschein einer Drohung, und glauben Sie, daß ein Cavalier einer solchen nachgibt?

Was aber dann thun? Ich kann doch Genevieve nicht bis an ihr Lebensende in Lucienne lassen.

O er ist nicht der Mann, sie so lange dort zu halten. Ein Tag ist schon zu viel.

Liegt Ihnen die Sache so sehr am Herzen, so ließe sich wohl ein Mittel finden.

Welches?

Aber ich fürchte, Sie werden es nicht wählen wollen.

O so nennen Sie es doch.

Meines Erachtens müßten Sie selbst die Freiheit Genevieve's verlangen.

Ich?

Allerdings, Ihnen könnte sie Herr von Morsan nicht verweigern.

Bertha sah ihren Gemahl an; seine Miene enthielt nichts, was dieser Antwort eine ungünstige Auslegung verliehen hätte.

Ich dachte wohl schon selbst daran, sprach sie, aber ich war Ihrer Billigung nicht sicher.

Ich wagte nicht, es Ihnen vorzuschlagen, weil ich besorgte, Sie werden es ablehnen.

Wenn es dem so ist, dann fahren wir sogleich hin.

Wir fahren.

Zehn Minuten später rollte der Marquis d'O mit seiner Gemahlin in einem Wagen die Straße nach Lucienne dahin, und der Kutscher trieb die Pferde so nachdrücklich an, daß dieses einen besonderen Befehl voraussetzen ließ.

Während Roger sich mit seiner Frau in Marly unterhielt, verließ der Vicomte von Morsan sachte den Alkoven, in welchem Mademoiselle Furet ruhte. Bevor er die Vorhänge zufallen ließ, neigte er sich nochmals über die schöne Schläferin.

Lebe wohl, süße Genevieve, flüsterte er der falschen Händlerin zu, die eben keine Lust zeigte, zu antworten, drehte dann den Schlüssel in der geheimen Thüre und verschwand.

Ein schalkhaftes Lächeln zuckte über die rosigen Lippen der Schauspielerin, welches sie oft zu unterdrücken vorhin die größte Mühe hatte.

Gute Nacht! gute Nacht! rief sie jetzt, morgen folgt die Aufklärung! Sie wandte dabei ihr Köpfchen auf den Polstern herum und schlief guter Dinge ein.

Der Vicomte befahl mittlerweile ein Pferd zu satteln und sprengte bald darauf im Galopp fort. Die Nacht war heiter, ruhig lag die Flur unter dem blassen Schimmer der Sterne, nichts war zu hören, als zuweilen der Ton des Heimchens. Herr von Morsan zog die Luft mit vollen Zügen ein, das Herz hüpfte ihm vor Vergnügen in der Brust. Sein Pferd griff wiehernd unter ihm aus und er hätte keine Stunde dieser Nacht für ein Fürstenthum hingegeben.

Ungefähr eine Schußweite von Chatou hielt ein Wagen von dunkler Farbe am Rande der Straße; ein Frauenkopf, gehüllt in einen Capuchon und in eine Sammetmaske, neigte sich aus dem Wagenfenster und blickte nach der Richtung von Lucienne hin. Der Wagen trug kein Wappen, der Kutscher keine Livree. Als er der Equipage

ansichtig wurde, stand der Vicomte mit einem Satze aus dem Sattel auf dem Auftritt des Wagens.

Endlich kommen Sie! sagte die Dame im Capuchon. Es ist fast eine Viertelstunde, daß ich warte.

Diese Zeit, entgegnete er, ist ein verlorenes Glück für mich. Aber da ich Sie nun sehe, will ich alles Vergangene vergessen, um nur an das Kommende zu denken.

Sie erkennen mich also?

Können Sie zweifeln, da ich Sie liebe?

Der Vicomte log unverschämt. Er ahnte es noch nicht entfernt, wen er vor sich habe: ob die Marquise d'O, Frau von Perthuis oder Claudine. Aber die Stimme der Unbekannten klang so jugendlich, die Hand, welche sie ihm überließ, war so weich und zärtlich, und er rechnete auf den Zufall, das Uebrige zu errathen.

Aber so steigen Sie doch ein, ermunterte die Dame, welcher die schönen Worte des Vicomte zu gefallen schienen.

Herr von Morsan besann sich nicht, dieser Einladung zu entsprechen und sprang in den Wagen.

Der Kutscher neigte sich vom Bocke und fragte den Bedienten, der die Wagenthüre schließen wollte, welchen Weg er fahren solle. Dieser kratzte sich hinter dem Ohre und richtete dieselbe Frage an die Dame mit der Maske.

Ja wohin fahren wir denn? fragte diese verlegen den Vicomte.

Die Feen haben immer irgend ein Schloß, antwortete Herr von Morsan, und ich bin bereit, Ihnen zu folgen.

Zu mir? das ist unmöglich!

Nun dann habe ich in der Nähe ein Häuschen, welches zu Diensten steht.

Zu Ihnen! nimmermehr! rief die Unbekannte ängstlich.

Nicht zu ihr und nicht zu mir, dachte der Vicomte, das ist Claudine nicht. Herrlich also, entweder ich räche mich oder ich heirathe. — Indessen, sprach er laut, werden wir uns doch wohin begeben müssen, Madame, wenn wir nicht die ganze Nacht auf der Heerstraße umherfahren wollen.

Wohlan denn, antwortete sie, in der Nachbarschaft hier, nach der Seite von Bougival, liegt ein Pavillon, der zum Jagdrendezvous dient; er gehört einem Cavalier, dessen Frau mir befreundet ist. Fahren wir dahin. Sie ist eben dort und wird Sie aus Rücksicht für mich gewiß empfangen.

Diese ganze Einladung gefiel dem Vicomte nicht sonderlich, nichtsdestoweniger schien er entzückt davon.

Allerliebst, sagte er, und wandte sich an den Lakai mit dem Befehl: Nach Bougival! — Aber während der Bediente die Wagenthüre schloß, beugte er sich rasch, als ob ihm ein Kleidungsstück eingeklemmt worden, und flüsterte dem Diener, dem er ein Goldstück in die Hand drückte, die Worte zu: Im Galopp nach Lucienne!

Der Wagen rollte dahin.

Gott sei Dank, lispelte die Unbekannte, er ist gerettet!

Eine Viertelstunde später begegneten sich zwei Wagen am Ende der Allee, welche vom Orte her zu dem Schlosse des Vicomte führte, und hielten wenige Minuten darauf gleichzeitig in der Anfahrt.

Die Unbekannte und Herr von Morsan gewahrten diese Begleitung gar nicht, so sehr waren sie in Gespräche vertieft, welche sie interessirten.

Bei dem Rollen zweier Wagen gegen den Perron erschien ein Diener mit einer Fackel vor dem Schlosse und nun stiegen gleichzeitig Herr und Frau von O, der Vicomte und die unbekannte Dame ab.

In der Dunkelheit und wahrscheinlich auch durch die rasche Fahrt verwirrt, konnte die letztgenannte die Oertlichkeit nicht erkennen; bei dem Anblicke der Marquise d'O aber stieß sie einen Schrei aus und wollte ihre Maske wieder vornehmen. Aber es war zu spät, denn die Fackel des Bedienten beleuchtete die schönen, aber verlegenen Züge der Gräfin von Perthuis.

Bei dem Schrei der Gräfin wandte sich der Vicomte und erkannte sie und zugleich die Marquise an dem Arme seines Unbekannten aus dem goldenen Cocon.

Auch gut, dachte er, ich habe den kürzeren Weg der Galanterie eingeschlagen, um zur Hochzeit zu gelangen, und mit feinster Artigkeit neigte er sich über die Hand seiner Gefährtin und küßte sie.

Indessen begriff Herr von Morsan noch immer die Veranlassung nicht, welche die Marquise d'O zu so später Stunde in sein Schloß führte, wiewohl er dem vermeintlichen Herrn von Guerche die Anstiftung zumuthete.

Nachdem er die Marquise begrüßt, wandte er sich folgend zu diesem: der Herr von Guerche ist mir willkommen.

Der Herr von Guerche? riefen zugleich beide Damen mit Staunen.

Erlauben Sie, Herr Vicomte, erwiederte der Marquis mit einem eigenthümlichen Lächeln, Herr von Guerche, der mein Freund ist, trägt gewiß einen der ehrenvollsten Namen, dennoch aber werden Sie es natürlich finden, daß ich an dem Namen halte, welchen ich nach meinem seligen Vater, dem sehr ehrenwerthen Marquis d'O trage.

Dieser Name durchzuckte den Vicomte. Der Marquis d'O! wiederholte er.

Er selbst und die Marquise, seine Gemahlin, welche Ihnen besser als ich den Grund unseres Besuchs sagen wird. Ich dachte, wenn ich in Gesellschaft komme, Ihnen weniger ungelegen zu sein.

Der Vicomte verneigte sich, aber während er sich der Marquise näherte, sagte er leise zu ihrem Gemahl:

Herr Marquis, Sie verdienen Ihren Ruf und bleiben überall Sieger. Der Teufel auch hätte einen Ehemann unter dem Kleide eines Vertrauten vermuthet.

Frau von Perthuis folgte dieser Scene mit den Blicken und wagte kein Wort zu reden; roth und verlegen suchte sie die Lösung, ohne sie zu finden; als sie den Marquis allein stehen sah, ging sie ihm zwei Schritte entgegen.

War denn die Gefahr, von welcher Sie mir schrieben, wirklich so drohend? meinte sie, auf den erhaltenen Brief anspielend.

Bei meiner Ehre, gnädige Frau, nur um Sie zu Ihrem Glücke zu nöthigen, setzte ich diese Gefahr vielleicht um ein Paar Stunden früher an als sie jedenfalls doch eintreten mußte. Entschloß sich Herr von Morsan heute Nacht zu keiner ernsten Verbindung, so kenne ich einen Edelmann, der sich bemüßigt gesehen hätte, ihm den Degen durch den Leib zu rennen.

Der Blick, mit welchem er diese Worte begleitete, ließ der Gräfin keinen Zweifel über die Absichten des Marquis. Sie reichte ihm lächelnd die Hand.

Muß ich Ihnen dann nicht noch danken? sagte sie.

Nein, fürwahr, wir sind quitt, ich verliere einen Rival und Sie gewinnen einen Gemahl.

Während dieser kurzen Unterredung hatte auch die Marquise dem Vicomte ihren Wunsch ausgesprochen und Herr von Morsan sofort den Entschluß gefaßt, wenigstens mit Ehre aus einer Angelegenheit heraus zu kommen, in welcher keineswegs alle Vortheile auf seiner Seite waren. An der Miene der Marquise gewahrte er nur zu deutlich, daß er bei dieser Dame nichts mehr zu hoffen habe.

Wollen Sie die Gnade haben, mich zu begleiten, Madame, Ihr Wunsch soll augenblicklich erfüllt werden.

Aber als sich die Gesellschaft eben in's Schloß begeben wollte, wurde sie plötzlich durch eine doppelte Erscheinung überrascht.

Von der Seite des Hofes nämlich kam Genevieve herbeigelaufen, nachdem sie Victors Arm verlassen und stürzte sich der Marquise d'O zu Füßen, während zu gleicher Zeit Claudine, als Dienstmädchen gekleidet und ein Licht in der Hand, die Gesellschaft in den Salon zu treten einlud. Die Schelmin hatte von oben alles mitangesehen und fand ein Vergnügen daran, die Verlegenheit des Vicomte durch ihre Mitwirkung zu vergrößern.

Hierher, wenn es gefällig ist, gnädige Frau, sagte sie zu der Gräfin von Perthuis und zeigte lächelnd ihre weißen Zähne.

Der Vicomte, einen Augenblick ganz bestürzt, eilte auf sie zu.

Schweigen Sie, flüsterte sie ihm zu, spielte ich da eben das unschuldige Mädchen, so kann ich wohl hier unten auch die Soubrette spielen.

O die Schlange! murmelte der Vicomte, der nun Alles durchblickte.

Mademoiselle Furet antwortete mit einem Lächeln, trat vor und geleitete die Gräfin in die Appartements.

In dem Vergnügen, ihre Pathe wiederzusehen, für welche sie wahre Theilnahme hegte, hatte die Marquise von dieser raschen Scene nichts bemerkt; als sie aber den Kopf wendete, um zu fragen, auf welche wunderbare Weise Genevieve frei sei, da man sie doch gefangen glaubte, kam der Marquis als edelmüthiger Sieger dem Vicomte zu Hülfe.

Eine Ueberraschung, welche Ihnen Herr von Morsan aufsparte, erklärte er, Genevieve war bereits vor Sonnenuntergang ihrem Victor wiedergegeben.

Genevieve wollte sprechen, aber da Frau von Perthuis noch in der Nähe war, winkte ihr der Marquis, zu schweigen.

Wohlan, Herr Vicomte, wandte er sich an diesen, während Claudine, ins Fäustchen lachend, als Kammermädchen im Salon umhertrippelte, sind Sie zufrieden?

Zufrieden und geschlagen.

Und bald glänzend verheirathet, fügte der Marquis mit einem unbeschreiblichen Lächeln hinzu.

Die verlorene Wette des Vicomte fiel Genevieve und ihrem Bräutigam zu, welcher den Werbesergeanten befriedigte und durch die Verwendung des Marquis seiner Verpflichtung enthoben wurde, um bald darauf eine viel angenehmere einzugehen.

Die kleine Königin.

An der westlichen Küste von Martinique jenseits des großen sandigen Ufers, welches sich zwischen der Thomasbucht und dem steilen Gestade der sogenannten Ochsenberge ausdehnt, befand sich gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine Besitzung, deren Grenze an der einen Seite an das Ufer reichte, und von der andern sich bis zum Fuß des grünen Berges erstreckte. Diese prachtvolle Domaine gehörte Herrn von Enambuc du Parquet, Generallieutenant des Königs von Frankreich in den Antillen. Herr von Enambuc hatte glücklich diese hohe Stellung erlangt, welche nur Auserkohrenen vorbehalten war, die es verstanden, ihren Weg trotz Hindernissen und Gefahren zu verfolgen. Der Jüngste einer adeligen Familie der Normandie und auf ein sehr bescheidenes Erbe angewiesen, ging er mit dem Grad eines Seeoffiziers nach den Inseln, und hatte sich bald durch Muth, Geschicklichkeit und verständige Ausdauer des Charakters jene unabhängige, ja fast unbeschränkte Stellung errungen. Seine Macht glich der eines souveränen Fürsten; Unterthan des Königs von Frankreich, führte er in Amerika eine Art Feu-

dal-Herrschaft ein, die im Mutterlande nicht mehr existirte: er war oberster Herr und Besitzer von Martinique, Grenada und St. Lucia. Wie die alten großen Vasallen der Krone, hatte er das Recht der höheren und niederen Gerichtsbarkeit in dem ganzen Umfang seiner Domainen; die Gerichtspersonen, die er ernannte, waren von keinem Parlamente abhängig, ihr Urtheilsspruch war ohne Berufung, und in allen Fällen, selbst in dem der Todesstrafe, hatte er das schönste Recht der obersten Gewalt, das Recht der Begnadigung. Als General-Lieutenant des Königs von Frankreich hob er Truppen aus, befehligte Expeditionen, und konnte mit Jedwedem Krieg führen, welcher nicht Unterthan oder Verbündeter seines Monarchen war. Er hatte seine Garden, Offiziere, Edelleute; kurz er regierte.

Während seiner letzten Anwesenheit in Frankreich, als er die Investitur dieser Machtstellung empfing, hatte Herr von Enambuc in Paris ein Fräulein geheirathet, das zwar arm, aber von hohem Adel und den ersten Familien des Königreichs verwandtschaftlich verbunden war.

Allerdings war es eine gar ungewöhnliche Veränderung, die dadurch in das Geschick des jungen Fräuleins kam; sie verließ ihr düsteres väterliches Haus in Paris, um an dem anderen Ende der Welt ein Glück zu suchen und Ehrenbezeugungen entgegen zu nehmen, an die sie nie gedacht hatte. In Martinique angekommen, fand sie alles zu ihrem Empfang vorbereitet und eingerichtet; sie erhielt Gesellschaftsfräuleins, Pagen, Ehrenkavaliers, kurz einen förmlichen Hofstaat; ihr Gefolge war eben so zahlreich, als dasjenige einer Prinzessin von Geblüt; ihr fehlte nur der Titel. Zuerst nannte man sie „Frau Generalin“, darauf

ganz einfach „Madame“, und so bezeichnete man sie auch auf der ganzen Insel, so wie man sich auch angewöhnt hatte, den General-Lieutenant „Monsieur“ zu nennen. Die junge Frau nahm alle diese Huldigungen mit naiver Selbstgefälligkeit auf. Als sie ankam, zählte sie kaum fünfzehn Jahre und ihre Jugend und Schönheit, so wie ihre liebenswürdigen Eigenschaften gewannen ihr bald die Zuneigung der gemischten Bevölkerung, welche die Colonie bewohnte. Die Weißen und die reichen Creolen bezeigten ihr große Hochachtung; die Schwarzen und das ärmere Volk nannten sie „die kleine Königin“. Während der General Regierungsgeschäften oblag, gab sie Feste im Fort St. Pierre, oder sie ruhte zurückgezogen in ihrer Behausung am Gebirge in den üppigen und weichlichen Gewohnheiten der creolischen Lebensweise aus.

Der letztere Aufenthalt war einer der reizendsten. Das Haus aus Steinen gebaut, mit Pavillons an den vier Seiten, erhob sich zwischen zwei starken Cassiabäumen, deren hohe Gipfel sein Schieferdach überragten. Obgleich nicht durch Palissaden und Gräben gedeckt, war es doch nicht ohne Vertheidigungsmittel. Die Fenster des Erdgeschosses waren mit starken Läden versehen, eine Art Fallgitter konnte im Nothfall hinter der großen Thüre niedergelassen werden, und der Hausflur ging ein gewölbter Gang voraus, in welchem einige entschlossene Männer eine überlegene Schaar Angreifender leicht aufzuhalten vermochten. Um das Haus herum lag ein ziemlich unregelmäßig angelegter Garten, von allen Seiten mit einer Hecke von indischen Feigen eingeschlossen. Diese Pflanze, welche in den tropischen Regionen die Höhe eines großen Strauches

erreicht, bildete eine natürliche und undurchdringlichere Mauer, als die besten Verschanzungen, denn die breiten fleischigen und mit langen Stacheln bewaffneten Blätter waren eine verläßliche Schutzwehr gegen Jeden, der es gewagt hätte, hindurch zu dringen. An einer einzigen Stelle war diese unzugängliche Heckenwand durch ein Gitter unterbrochen, welches der Hauptthüre des Gebäudes gegenüber lag, und durch das man die krummen dichtbeschatteten Gänge des Gartens erblickte.

Nicht weit vom Hause, in der Nähe des Ufers, befanden sich die Hütten der Neger, die Zuckermühle und die einem großen Etablissement nothwendigen Gebäude. Prachtvolle Anpflanzungen dehnten sich in der Umgegend aus und warfen ihr Farbenspiel auf die Landschaft. Cacaobäume wuchsen in den Niederungen, vor dem Winde geschützt, der ihre zarten Blüthen gestreift haben würde; der trockene Boden war mit Mais bebaut, dessen Aehren goldfarbig strahlten, und die Zuckerrohrfelder bildeten lange Streifen eines schönen und lebhaften Grüns, in welchem sich Cocosblüthen wiegten. Weiter entfernt von diesen reichen Anpflanzungen trug die Erde noch ganz die wilde Pracht der ursprünglichen Vegetation; nirgends eine Spur menschlichen Fleißes in den tiefen Thälern, welche die Gebirge durchschneiden; allenthalben dichtverwachsene Gehölze, unterbrochen von wuchernden Savannen und überragt von kahlen Bergen, überall die kräftige, tiefsinnige Natur, auf welcher der heiße Himmel der Antillen liegt. Zuweilen erhob sich ein weißer Rauch in langen Säulen aus der Mitte der dichten Wälder, oder ein feuriger Wiederschein verkündigte einen Grasbrand in den Ebenen. Man ge=

wahrte an diesem Zeichen die Anwesenheit der Wilden, welche im Innern der Insel lebten. Dieser Volksstamm hatte sich zwar tief hinein zurückgezogen, so wie die Europäer die Küsten besetzten, jedoch nicht ohne zuerst versucht zu haben, ihr Land zu vertheidigen. Die ersten Ansiedler hatten blutige Kämpfe mit ihnen bestanden, die entlegenen Wohnungen wurden oft von diesen Horden, welche ein wilder Trieb der Rache beseelte, zerstört und verbrannt, aber jetzt waren sie geschwächt und wenig gefürchtet, und zwischen den wilden Karaiben und den Einwohnern von St. Pierre hatten sich sogar schon Handelsverbindungen angeknüpft. Mehr als einmal waren leichte Piroguen auf der Rhede erschienen, und die Wilden, die sie führten, hatten mit Geschrei der Bewunderung und des Erstaunens die großen Schiffe begrüßt, welche da vor Anker lagen, so wie die an der Küste aufgeführten Gebäude und besonders die schöne Behausung des Generals mit Ueberraschung angestarrt. Mit einer Art von Betäubung betrachteten sie das Haus von drei Stockwerken, den breiten Perron mit doppelten Treppen, und das Schieferdach, welches wie der schuppige Rücken eines gigantischen Fisches in der Sonne glänzte; aber sie bestaunten diese Wunder nur aus der Ferne und wagten nicht, diese Höhe zu besuchen, auf welcher vor Zeiten ein Verband mehrerer Familien ihres Stammes ein Dorf gebildet hatte. Sie landeten wegen Tauschhandels und verließen das Ufer nicht. Gegend Abend bestiegen sie ihre Piroguen wieder, um an die Ostküste der Insel zurückzukehren, wo sie noch einige Plätze inne hatten.

Am Himmelfahrtstage des Jahres 1657 saß ein Mann, dem Aussehen nach in den Jahren vorgeschritten,

und eine junge Dame vor der Thüre jener schönen Behausung, unter einem leichten Zelte von indischem Mußlin: es war der General von Enambuc und seine Gemahlin. Ein schöner Knabe von vier bis fünf Jahren spielte zu ihren Füßen mit einem Polichinell, fast so groß wie er selbst, und welchen er auf dem Rücken eines kleinen Negersklaven reiten zu lassen sich Mühe gab; er verließ von Zeit zu Zeit dieses seltene erst kürzlich aus Frankreich gebrachte Spielzeug, um sich an die Kniee seiner Mutter zu lehnen. Ein wenig weiter hin standen zwei Negerinnen und flüsterten leise und fröhlich mit einander. Die Sonne ging unter, und ihre Strahlen, umschleiert von einem leichten Nebel, warfen eine angenehme Dämmerung auf das Ufer; das Meer lag in dunklem Blau und bespülte mit leichten Wellen den Sand; nicht ein Segel zeigte sich auf dieser ungeheuren Fläche; Alles war einsam und stumm wie am Tage, wo das Fahrzeug von Christoph Columbus zum erstenmal diese unbekannten Küsten berührte. Die melancholische Erhabenheit dieser Scene schien die junge Frau schmerzhaft zu bewegen, denn sie lehnte sich mit einem wehmüthigen Blicke in ihren Bambusstuhl zurück und murmelte, indem sie die Augen schloß, um eine Thräne zurückzuhalten, welche unter ihren langen Wimpern hervorzitterte: Mein Gott! ich wollte, es wäre schon Morgen!

Mama, sagte auf einmal das Kind, es ist ja heute dein Namenstag, warum hast du denn keinen Blumenstrauß? Ich hatte am Heinrichstage einen schönen Blumenstrauß vor der Brust. Darauf wendete er sich lebhaft gegen den Vater und fuhr mit kindlicher Zudringlichkeit fort: Mama hat keinen Blumenstrauß, sie will keinen;

sag' ihr doch, sie solle einen vorstecken; ich will ihr einen aus dem Garten holen.

Bei diesen Worten warf er seinen Polichinell zur Seite, sprang den Perron herab, und entschlüpfte mit freudigem Geschrei den Händen der Negerinnen, welche herbeieilten, um ihn zu überwachen. Frau von Enambuc erhob sich und folgte einen Augenblick dem Kinde mit den Augen; darauf setzte sie sich wieder zu ihrem Manne und stützte sich auf die Lehne des Sessels, in dem er halb ausgestreckt lag. Diese beiden sich so näher gekommenen Gesichter bildeten einen fremdartigen und traurigen Gegensatz. Der General mochte damals erst vierzig Jahre alt sein; dichtes schwarzes Haar bedeckte seinen Kopf; seine Gestalt war edel und regelmäßig, aber durch Krankheit war die lebhafte Gesichtsfarbe, von der tropischen Sonne gebräunt, erloschen; bleifarbige Blässe fing an sich über seine abgemagerten Züge zu verbreiten, das matte Auge war in die Höhlung zurückgetreten, und sein hoher Wuchs, von einem Schlafrock aus indischer Seide umhüllt, zeigte fast ein Gerippe im Leichentuch. Die junge Frau dagegen war von blühender Gesichtsfarbe, eine Seltenheit in dem heißen Klima der Antillen, und der klare Schmelz der Haut erhöhte ihre außerordentliche Schönheit. Das ausdrucksvolle blaue Auge, das blonde weiche Haar, in reichen Locken das Gesicht umwallend, gaben ihrer Physiognomie etwas Seraphähnliches. Wenn sie die Arme auf ihrer Brust kreuzte und sich in die weiten Falten ihres langen weißen Mußlin-Kleides hüllte, glich sie einem Engel, der seine Flügel zusammenfaltet. Ach! sagte sie, indem sie sich zärtlich gegen ihren Gatten neigte, wir sind heute traurig; aber

ich hoffe, daß wir künftig diesen Jahrestag freudiger feiern werden.

Und da er nicht antwortete, so wiederholte sie liebkosend und beinahe kindlich: Nicht wahr, künftiges Jahr werden wir hier viel Gesellschaft sehn? Wir werden tanzen, und ich will, daß man noch lange von dem Ball reden soll, den ich in unserem Berghotel geben will. Dann bist du auch nicht mehr krank. Wie werde ich glücklich sein, dich wieder hergestellt zu sehen! Ich weiß gar nicht mehr, an welchen Heiligen ich mich wenden soll, wenn ich dich so leiden sehe; aber du wirst genesen, gewiß recht bald genesen: ich habe so sehr zu Gott für dich gebetet! Es scheint mir auch, als fühltest du dich heute Abend besser! —

Ja, meine liebe Marie, antwortete er mit schwacher Stimme, ich fühle mich wirklich besser; die frische Seeluft hat mir wohlgethan.

Sie rückte ihm noch näher und ergriff beruhigt lächelnd seine Hand. Es trat ein Augenblick des Schweigens ein, in welchem Beide sehr verschiedenartige Gedanken beschäftigten: sie, durch Hoffnung belebt, vergaß ihren Kummer, er, ergriffen von einem düsteren Vorgefühl, sah mit Jammer in die Zukunft, oder besser, er sah keine Zukunft mehr: er fühlte seine Tage gezählt, und das Ende nahe. Die Beschwerden, die Sorgen seiner Stellung, der Einfluß eines verzehrenden Klima's hatten seinen kräftigen Körperbau untergraben, der Tod trat ihm in Mitten seiner Laufbahn entgegen, und nur mit dumpfer Verzweiflung riß er sich von all den Glücksgütern los, welche er noch lange zu genießen gehofft hatte.

Ich wünsche, der Arzt käme wieder, sagte Marie, indem sie den Kopf nach St. Pierre wandte; er hatte mir versprochen, noch vor Nacht zurück zu sein.

Ich habe seiner nicht nöthig, mein Kind, ich versichere dich, antwortete der General mit einem traurigen Lächeln; beunruhige dich nicht über seine Verspätung; das sicherste Heilmittel für mein Uebel ist die gänzliche Ruhe, die wir hier haben, die Einsamkeit, in der du mit mir eingeschlossen bist. Da unten waren zu viel Menschen um uns, zu viel Personen, die mich mit ihrer eigennützigen Sorgfalt belästigten. Wenn man leidet, so ist es einem nicht wohler, als mit denjenigen allein zu sein, die man liebt. — Bei diesen Worten wandte er sein Gesicht gegen den salzigen Seewind, der ihn erfrischend anwehte, und tief einathmend sagte er mit einer Art Frösteln: Mein Gott, Marie, wie schön ist es hier! es ist wie ein Frühlingsabend in Frankreich! es friert mich beinahe.

Der Frühling in Frankreich! wiederholte die junge Frau mit einem tiefen Seufzer: es sind jetzt über sechs Jahre, daß ich hier bin, aber ich habe ihn nicht vergessen. Nicht wahr, wir werden, wenn einmal die Unruhen im Lande beseitigt sind, eine Reise nach Frankreich machen, wo ich dann wieder Veilchen im Gehölz von Vincennes suchen kann?

Welch Kind! murmelte der General, indem er seine bleiche und magere Hand auf den blonden Kopf legte, der sich zu ihm neigte; ja du sollst dereinst nach Frankreich zurückkehren; ach vielleicht bald!

O! mein Freund, was sprichst du! rief sie mit Entsetzen aus; mein Gott! welche Gedanken kommen dir

heute! Du bist ja besser, du befindest dich wohler, der Arzt hat es gesagt.

Die Thränen, die sie zurück zwang, unterbrachen ihre Rede; sie lehnte sich schluchzend an die Schulter des Kranken, und sagte sanft: Mein Gott! mein Gott! warum redest du so? Du bist in der Kraft deines Alters, dieses böse Leiden wird vorüber gehen, du wirst noch lange, recht lange für deine Marie leben.

Ja, ja, mein Kind, ich weiß es wohl, entgegnete der General mit gebrochener Stimme, aber sieh, es sind schon sechs Monate, daß dieses Uebel andauert, diese langen Leiden haben mich ganz herabgestimmt, mir fehlt oft die Geduld und der Muth, und dann beunruhigt mich die Lage des Landes; Gott weiß wie sie steht, seit ich mich nicht mehr damit beschäftige! Wer weiß wie Gorcelas an meiner Statt regiert!

Er ist doch ein Mann von Kopf; du hast ihn selbst gewählt und bis jetzt ist noch keine Klage erhoben.

Weißt du das, Marie? Wer wird mir ohne Furcht, ohne Partheilichkeit, ohne Rückhalt sagen, was sich zuträgt? Gorcelas besitzt mein Vertrauen nicht: ich habe Rücksichten und äußeren Einwirkungen nachgegeben, als ich ihn zeitweilig zum General-Lieutenant ernannte; aber wenn ich sterben sollte, Marie, so wäre nicht Er es, den ich beauftragen würde, deine Rechte und die deines Sohnes zu schützen, denn er würde nicht genug Muth, Entschlossenheit und Uneigennützigkeit haben, um sie aufrecht zu erhalten und Heinrich meinen Nachlaß zu bewahren. Was würde aus dir werden, großer Gott! wenn ich schiede, ohne dir eine Stütze, einen Rath zu geben und Beschützer zu hinter-

lassen? Aber weine nicht so, Marie; Alles was ich da sage, ist vielleicht nur eine unnöthige Vorsicht; ich bin besser, ich bin wohl, du siehst es ja.

Laß uns ins Haus gehen, sagte sie, ihre Thränen zurückdrängend und den Befürchtungen ausweichend, die zum erstenmal ihr Herz beschlichen; die feuchte Abendkühle könnte dir schaden.

Nein, meinte der Kranke, sie belebt mich im Gegentheil, es ist schon lange, daß ich mich nicht so wohl gefühlt habe als eben jetzt. Ich will mich mit dir an Tafel setzen und zu Nacht speisen.

O schön, rief Marie freudig, wir feiern den heutigen Tag; es sind nun sechs Monate, mein Freund, daß du Abends nicht mit uns speistest und wir wollen heute das Fest deiner Genesung begehen.

Sie drückte das Tuch vor ihre Augen, um jede Spur der Thränen zu verwischen und lächelte wieder mit gewohnter Heiterkeit; aber trotzdem blieb eine traurige Vorahnung in ihrem Herzen zurück; die Worte ihres Gemahls hatten sie fürchterlich und unerwartet schmerzlich getroffen; denn während dieser langwierigen Krankheit, welche ihn unter ihren Augen verzehrte, war ihr niemals der Gedanke gekommen, daß er daran sterben müsse. Sie hatte den General nie mit Leidenschaft geliebt, sie hatte selbst nicht ohne geheimen und tiefen Schmerz ihn zu heirathen sich entschlossen und ihm so fern von ihrer Familie und ihrer Heimath zu folgen; aber er liebte sie so zärtlich, er hatte sie so glücklich gemacht, daß sie sich jetzt mit herzlicher Zuneigung und mit Banden der Dankbarkeit, Ergebenheit und Achtung an ihn gefesselt fühlte. Als sie ihn zum erstenmal seine

trüben Ahnungen aussprechen hörte, erwachte sie aus ihrer Sorglosigkeit und ein schreckliches Licht zeigte ihr auf einmal die Gefahr.

Nun woran denkst du denn, Liebe? fragte der General, beunruhigt, sie blaß und zerstreut zu sehen. Ich habe dich durch meine düstere Krankenlaune betrübt. Wir wollen jetzt all das bei Seite lassen und lieber von den Ergötzlichkeiten sprechen, die heute stattgefunden, und an denen wir allein keinen Antheil genommen haben. Die Illuminationen und die Tänze müssen jetzt zu St. Pierre ihren Anfang nehmen. Man hat doppelte Rationen vertheilt und einen Generalpardon für vergangene Vergehen angekündigt. Heute ist kein einziger Sclave an den Stockpfahl gekommen und alle erhielten Tafia, um auf die Gesundheit ihrer kleinen Königin zu trinken.

Ja, sprach sie, indem sie einen Strauß von Jasmin und persischen Rosen entblätterte, welchen ihr Sohn ihr eben auf den Schooß gelegt hatte, dem Himmel sei Dank, Jedermann ist heute auf der Insel vergnügt, für Jeden ist heute Festtag.

Ausgenommen für dich, meine arme Marie, kein Ball, kein Souper, keine Musik, nicht einmal eine Serenade; du hättest doch wenigstens erlauben sollen, daß einige Violinen den Abend hierher kämen.

Ich wollte dich damit überraschen, antwortete sie lächelnd, sie müssen schon in dem kleinen Saale sein, um wenn es dunkel wird unter den Fenstern zu spielen.

Ach, das ist schön! sagte der Kranke, dabei trocken hustend, ich werde sie mit Vergnügen hören.

In diesem Augenblick vernahm man Pferdegetrappel in der Allee, welche die Negerhütten von der Besitzung

trennte, und die Schildwache an dem Gitter des Thores rief ihr: Wer da?

Da ist endlich der Doctor! rief Frau von Enambuc, und er kommt nicht allein zurück.

Ohne Zweifel wird ihn Loinvillier begleiten, antwortete der General, es sind schon acht Tage, daß wir ihn nicht sahen.

Du siehst ihn gern, und ich nehme ihn aus Rücksicht für dich freundlich auf, sagte die junge Frau sanft, aber wahrlich, ich weiß nicht, was du an ihm für ein Gefallen findest, er ist ein kalter Mensch; wortkarg, und von wenig feiner Bildung. Hast du ihn neulich beobachtet, als ich ihn zum Essen einlud? Er hütete sich, mir die Hand zu reichen, um ins Speisezimmer zu gehen; unter dem Vorwande, seinen Degen abzulegen, hielt er sich an der Thür der Gallerie auf, und ich mußte allein an den Tisch gehen. Ein andermal fordertest du ihn auf, mich auf einem Spaziergang in den Garten zu begleiten, und er konnte nicht davon loskommen; aber glaubst du wohl, daß er nur einmal seinen Arm bewegte, um ihn mir anzubieten? Ganz und gar nicht: er ging etwas hinterher, ohne irgend ein anderes Ceremoniel zu beobachten, als mir den Vortritt zu lassen und ohne ein Wort an mich zu richten. Ich glaube, daß er während dieser schweigsamen Promenade leise seinen Rosenkranz betete.

Freilich ein junger Edelmann, der eben nicht sehr galant ist, antwortete der General mit milder Ironie, aber indem du ihn so streng beurtheilst, liebe Marie, hast du vielleicht seine Herkunft und das Leben, welches er immer geführt, nicht genugsam in Betracht gezogen. Es ist nicht

seine Schuld, wenn er nicht die Feinheit und die schönen französischen Manieren hat; denn in Wahrheit, wo sollte er sie auch gelernt haben? Noch sehr jung, verlor er seinen Vater, den Grafen Thomas Loinvillier, und wurde von seiner Mutter erzogen, einer Spanierin von Spiritu-Santo, welche ihm die strengen und ernsten Gewohnheiten ihrer Nation einprägte. Als er zwölf Jahre alt war, schickte sie ihn zu seinem Onkel, dem Befehlshaber Loinvillier de Poincy, der aus ihm einen braven jungen Mann, einen tapferen Soldaten und einen tüchtigen Seemann, wie er selbst, aber sonst auch nichts machte.

Du hast ganz recht, meinte Marie mit einer Miene voll Ueberzeugung; ein Mann, der nie in Frankreich war, kann kein gewandter schöner Geist sein, noch die Lebensart der feinen Welt besitzen.

Du bist also von deinem Vorurtheil gegen ihn zurückgekommen?

Ja, mein Gemahl, antwortete sie mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit; da kommt Herr von Loinvillier und du sollst sehen, wie freundlich ich ihn, um mein Unrecht wieder gut zu machen, empfangen werde.

Das Gitter des Thores öffnete sich und zwei Reiter, die am Ende der Allee vom Pferde gestiegen waren, näherten sich, von einigen schwarzen Dienern gefolgt. Der eine war ein kleiner hagerer Mann, von ziemlich häßlichen Zügen und reifem Alter. Sein Wamms von schwarzem Wollenzeuge reichte bis auf die Kniee und auf ein paar Gamaschen aus gleichem Stoffe herab. Ziemlich zerknitterte Bäffchen aus weißem Linon fielen vom Halse auf die Brust, und seine Kopfbedeckung bestand aus einem dreieckigen Hute,

ähnlich dem der alten Geistlichen. Er trug keine Perrücke, aber sein volles langes Haar ersetzte dieses unentbehrliche Kostüm eines Facultätsmitgliedes; auch diese Bäffchen waren Zeichen seiner Würde, welche Niemand verkannte, denn er wurde nie anders als „Herr Doctor" angeredet. Er ging auf ein kleines Rohr gestützt, welches ihm zu Pferde als Reitgerte diente, und von dem er sich eben so wenig als von seinem dreieckigen Hute trennte. Der Andere war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren; seine Gesichtsfarbe hatte ein so braunes Incarnat, daß man eine Mischung afrikanischen Blutes in ihm hätte vermuthen können, wenn sein glänzend schwarzes Haar, seine Adlernase und seine fein geformten Lippen nicht klar bewiesen hätten, daß er von reiner europäischer Abkunft sei. Sein Wuchs war nicht sehr hoch, aber seine Haltung zeigte Ernst und Kühnheit zugleich. Auf seinen Zügen lag eine strenge Ruhe und selten sah man diesen Mund unter dem Schatten des aufgekräuselten Schnurrbartes sich zum Lächeln verziehen.

Sein Sie willkommen, Herr Graf, rief Frau von Enambuc, indem sie mit Anmuth den Kopf neigte, und Sie auch, mein lieber Doctor, wir erwarteten sie mit Ungeduld, wie alle Ihre Patienten Sie erwarten.

Mein lieber Loinvillier . . . . begann der General, ihm die Hand mit Herzlichkeit reichend, aber .. konnte nicht enden, denn ein trockener und schmerzhafter Husten schnitt ihm das Wort ab.

Sieh da, so befolgt man meine Vorschriften, polterte sogleich der Doctor, man verweilt nach Sonnenuntergang und noch dazu bei so frischer Abendluft im Freien. Geschwind, Herr General, Sie müssen ins Haus zurück.

Sogleich, Doctor, antwortete der Kranke mit einer Miene voll Ergebung.

Loango! rief sofort die Gebieterin, indem sie sich gegen die Thüre wandte.

Alsobald erschien ein großer Neger, gefolgt von zwei oder drei andern Sclaven, die ihm den Sessel des Generals wegtragen halfen; Marie folgte auf den Arm des Doctors gestützt; Loinvillier blieb etwas zurück.

Mein Herr, wandte sich die Hausfrau stehen bleibend gegen diesen, ich hoffe, Sie sind gekommen, um mit uns zu Abend zu speisen?

Ich werde die Ehre haben, Madame, antwortete er mit einer ernsten und schüchternen Verbeugung.

In diesem Augenblick erschien der Haushofmeister, um anzukündigen, daß die Tafel bereit sei. Frau von Enambuc streckte nun mit einem Lächeln ihre Hand gegen Loinvillier aus, indem sie gebieterisch, aber zugleich sehr anmuthig sagte: Kommen Sie, mein Herr!

Bei dieser Bewegung blieb der Graf einen Augenblick unentschlossen stehen, dann reichte er ihr die Hand, und als Mariens zarte rosige Finger seine büffelledernen Handschuhe berührten, durchzuckte es ihn, eine leichte Blässe überzog sein Gesicht und er fing an zu zittern. Wie die junge Frau ihn so verlegen sah, ermuthigte sie ihn durch einen freundlichen, wohlwollenden Blick.

Es ist ein gutes Werk, die Kranken zu besuchen, sprach sie, und ich bin Ihnen unendlich verbunden, daß Sie diesen Abend gekommen sind, statt in St. Pierre zu bleiben, wo Sie sich ohne Zweifel besser unterhalten haben würden.

Diese Worte drangen tief in die Seele Loinvilliers und verwirrten ihn noch mehr; er beantwortete sie aber nur mit einigen kalten gezwungenen Worten. Da rief der Doctor: Ja wahrlich, man vergnügt sich heute höchlich in St. Pierre. Als wir fortritten, begannen die Tänze auf dem Ankerplatz, wo ein Triumphbogen mit einem Transparent errichtet ist, auf dem der Name „Marie" prangt. Alle Negerhütten sind erleuchtet und mit flatternden Tüchern geziert, was einen gar schönen Anblick gewährt; vor der Festung manövrirte die Miliz mit Trommelschlag und wehenden Fahnen, alle Compagnien vollzählig und alle Leute riefen, die Hüte vor dem Triumphbogen schwenkend: Es lebe Madame!

Die letzten Worte schienen den General freudig zu bewegen und seine Gemahlin mit Rührung ansehend sprach er: Die Einwohner lieben dich, Marie; ich glaube, daß du auf ihre Ergebenheit und Treue rechnen kannst. Du sollst auch nächstens einen Besuch in allen Niederlassungen der Insel machen.

Ja, mein Gemahl, sobald du wieder ganz hergestellt bist, machen wir ihn zusammen, antwortete sie mit bewegter Stimme.

Ein düsteres Schweigen folgte diesen Worten; ein Jeder hatte die Idee des Generals und seine Gedanken an die Zukunft errathen. Marie schlug die Augen nieder, um die hervordringenden Thränen zu verbergen. Loinvillier war im Innern mit sich selbst beschäftigt, und der Arzt beobachtete mit ängstlicher Unruhe die Züge des Kranken, welcher, den Kopf in seinen Sessel zurückgelehnt und die Augen halb geschlossen, einzuschlafen schien. Alle Fenster

der Gallerie, welche zum Eßzimmer diente, waren offen; zwanzig Wachskerzen erhellten den großen Raum, der wie alle übrigen dieser Behausung mit einer eigenthümlichen Mischung von Luxus und Einfachheit meublirt war. Wände und Plafond waren mit Kalk geweißt, ohne irgend eine Malerei oder Verzierung; der Fußboden, mit Steinen verschiedener Farben ausgelegt, hatte das Ansehen einer großen Mosaik; die plumpen im Lande verfertigten Meubles zeigten keine sonderlich elegante Form; aber kostbares Silbergeschirr glänzte auf dem Schenktisch von massivem Mahagoniholz, und ein großer Kronleuchter von Kristall hing an der Decke herab. Die Tafel, an welche Madame und ihre Gäste sich setzten, war mit dem schönsten flandrischen Linnendamast und einem Reichthum von bewunderungswürdigem chinesischem Porzellain bedeckt. Ein Dutzend Sclaven standen aufmerksam auf jeden Wink zur Bedienung bereit. Ihre Livree bestand aus einer gestreiften Beinbekleidung und aus einer Jacke ohne Aermel, die ein Hemd von Nankin sehen ließ, dessen blaßgelbe Farbe das matte Schwarz ihrer Haut hervorhob. Am Halse trugen sie ein massives breites Silberblech, worauf das Wappen ihres Herrn eingegraben war; blaue Achselbänder, gleichfalls mit Silber eingefaßt, fielen an der Schulter herab; Fußbekleidung trugen sie nicht, da nackte Füße das wesentliche und unerläßliche Kennzeichen der Sclaverei sind.

Die Abendtafel ging traurig und still zu Ende, als plötzlich das „Wer da" der Wache einen neuen Besuch ankündigte.

Wer kann denn noch so spät zu Besuch kommen, bemerkte Frau von Enambuc erstaunt und fast verlegen.

Bald darauf meldete ein Sclave, daß der Marquis Heinrich von Maubray, welcher aus Frankreich komme, eingeführt zu werden wünsche. Bei diesem Namen wurde Marie so weiß wie das Taschentuch, das sie in der Hand hielt, nichtsdestoweniger sprach sie mit fester Stimme, deren Ton aber etwas bedeckt klang: Herr von Maubray! Laßt ihn eintreten!

Dann ihre Bewegung wieder ganz bemeisternd, näherte sie sich dem General und sagte sanft zu ihm: Hast du gehört? man meldet uns Jemand, der aus Frankreich kommt, es ist Herr Heinrich von Maubray, ein Edelmann aus der Bretagne, dessen Familie dem Hof des verewigten Königs von England anhing.

Sie kannte ihn also schon! dachte Loinvillier, welcher mit peinlicher Unruhe die Bewegung Mariens wahrgenommen so wie den Zwang, um sie zu verbergen.

Der General hob den Kopf in die Höhe und sagte um sich blickend, wie ein Mensch, der nach einem angstvollen Schlaf seine Erinnerungen und Gedanken zu sammeln sucht: Herr von Maubray? Ich erinnere mich dieses Namens nicht; mein Gedächtniß wird schwach. Sprich du mit ihm, Marie; ich will mich zurückziehen, ich leide . . .

Nein, mein Gemahl, antwortete sie lebhaft, erlaube, daß ich dir folge, wenn du leidest, verlasse ich dich nicht . . .

Bei diesen Worten trat Herr von Maubray eben ein. Sein Blick überflog schnell den Saal, und nachdem er Marien begrüßt, hielt er inne, als traue er seinen Augen nicht, den General wieder zu erkennen.

Ich bin es, ja ich bin es, Herr Marquis, sagte der Kranke mit einer Art Lächeln; ich bitte, kommen Sie näher,

denn ich kann leider nicht aufstehen, um Sie willkommen zu heißen.

Herr von Maubray hatte beim Anblicke des schwachen hinsterbenden Mannes die Miene verändert; diese langsame Stimme, dem Erlöschen nahe, aus einem so hinfälligen Körper, durchschauerte ihn, aber er verbarg sein Erstaunen und seine Verwirrung, trat näher und grüßte den General mit jener vornehmen Vertraulichkeit und leichter Höflichkeit, welche den Mann von Welt und vom Hofe verrieth.

Herr General! sagte er, so eben komme ich auf dem St. Malo, welcher gestern am Fort=royal Anker geworfen, aus Frankreich an; wir gehen sofort nach St. Domingo wieder unter Segel, und ich wollte nicht versäumen, Ihrer Frau Gemahlin Nachrichten von ihrer Familie zu bringen.

Bei diesen Worten überreichte er Marien ein Paquet Briefe, welche sie annahm, ohne die Augen auf ihn zu richten, und ohne ihm anders als durch eine Kopfneigung zu danken.

Ich hoffe, mein Herr, daß der St. Malo vor einigen Tagen nicht wieder in See stechen wird, sagte der General, indem er sich mühevoll gegen den Marquis wendete; bis dahin bitte ich Sie, mir die Ehre zu erzeigen und meine Gastfreundschaft, eine gute creolische Gastfreundschaft anzunehmen.

Bei diesem Vorschlag, den sie doch hätte vorhersehen müssen, blickte Marie den Marquis mit sichtbarer Angst an. Er lächelte leicht, gleichsam um sie zu beruhigen und erwiederte mit einer Verbeugung: Ich danke, General; Morgen früh muß ich in Fort=royal zurück sein und zu meinem großen Bedauern daher schon in einer Stunde wieder abreisen.

Dann darf ich nicht weiter in Sie dringen. Aber Sie müssen erschöpft von der Reise sein; setzen Sie sich wenigstens an den Tisch und genießen etwas, indem Sie uns Neues aus Frankreich erzählen.

Der Marquis verneigte sich von Neuem mit einer Geberde des Dankes und der Ablehnung. Obgleich seine Worte und seine Haltung keine Unruhe andeuteten, so verrieth doch seine Miene und der Ton seiner Stimme eine gewisse innere Bewegung, welche weder der Generalin, noch Herrn von Loinvillier entging. Auch Marie war im Innern erschüttert, aber eben diese Bewegung machte sie zur Herrin ihrer selbst und gab ihr die Kraft, Alles zu verhehlen, was die Gegenwart des Marquis an Rückerinnerungen, Sehnsucht und wehmüthiger Freude in ihrer Seele erregt hatte. Loinvillier, aufmerksam und finster, hatte sich mit dem Doctor Janson in eine Fensterbrüstung zurückgezogen. Frau von Enambuc saß dem Marquis gegenüber, einige Schritte vom General entfernt, der wieder in starre Unbeweglichkeit und Schlummer versunken war. Sie wagte ihr Auge auf Maubray zu richten: sechs Jahre der Trennung hatten ihn sehr verändert; aber es schien ihr, daß dieses Gesicht von der Sonne gebräunt und durch lange Anstrengungen abgemagert, noch stolzer, edler und schöner geworden sei. Heinrich von Maubray zählte damals ungefähr dreißig Jahre; er gehörte zu einer Familie, deren Namen sich der ältesten geschichtlichen Epochen der Bretagne anreihte, und alles an ihm verkündigte diesen schönen und starken nordischen Volksstamm, dessen Blut sich mit dem der südlichen Bevölkerung vermischt hat. Sein helles blondes Haar fiel über die breite Stirn in leicht gekräuselten Locken. Sein frischer

Mund hatte einen Ausdruck von stolzer Kälte, den aber ein fast weiblich sanfter Blick milderte. Seine lebhafte Gesichtsfarbe hatte unter dem brennenden Klima der heißen Zone kaum gelitten, sein Auge war von jenem dunklen Blau der Franken, seiner Vorfahren, von denen er auch die hohe Gestalt und den schlanken Wuchs hatte. In seiner ruhig stolzen Miene, in seiner ganzen kräftigen Körperbildung lag etwas, das an die Männer früherer Zeitalter erinnerte; vielleicht an die Könige jener Barbaren, deren Krieger die römischen Legionen besiegten. Aber der arme Edelmann hatte auch weiter keinen Vortheil von seiner hohen Abkunft. Das Erbe seiner Vorfahren war für ihn verloren, und sein Aeußeres verrieth sehr bescheidene Glücksumstände. Obgleich sein Ton und seine Manieren zeigten, daß er der höheren Gesellschaft angehörte, so war seine Kleidung nichts weniger als die eines Modeherrn vom Hofe Anna's von Oestreich, und glich mehr der eines gewöhnlichen Reiters.

Marie hatte die Augen niedergeschlagen vor dem melancholischen Blick, den Maubray auf sie heftete; und da er nicht sprach, versuchte sie zuerst, das für Beide peinliche Stillschweigen zu brechen.

Herr Marquis, sagte sie mit einer Stimme, deren leises Zittern die Ruhe, die sie zu zeigen suchte, Lügen strafte, Sie waren gewiß zum erstenmal auf dem Meere?

Ja, Madame, ich komme nach den Inseln mit dem Vorhaben, mich da niederzulassen; die gewöhnliche Zuflucht für Leute, die, wie ich, keine andre haben.

Und da sie ihn mit einem Blick voll Erstaunen und Trauer anblickte, fügte er ganz einfach hinzu: Ich habe

die Trümmer meines Vermögens im Dienste des Königs, meines Herrn, verloren, und bin in England zum Tode verurtheilt.

Wie, Sie waren also dorthin zurückgekehrt? rief Marie.

Ich habe dort die letzten sechs Jahre zugebracht, die Waffen in der Hand gegen den Tyrann und Königsmörder Olivier Cromwell. Ich wurde in einem Gefecht verwundet und gefangen; aber man hat mich nicht als Kriegsgefangenen behandelt. Verurtheilt, als Rebell durch Henkershand zu sterben, sollte ich gehangen werden, als ich Mittel fand, aus den Gefängnissen zu Leith zu entfliehen und nach Frankreich zurückkehrte.

O mein Gott! seufzte Marie leise und faltete die Hände.

Nach sechsjähriger Abwesenheit kam ich nach Paris, fuhr Maubray mit klangloser Stimme fort, und ging, die Personen wieder zu sehen, von denen mich nur der Schmerz eines fürchterlichen Lebensmomentes getrennt hatte. —

Sie haben meine Schwester gesehn, meine theuere Louise? fragte Marie; hat sie selbst Ihnen diese Briefe eingehändigt?

Bei diesen Worten schwankte ihre Stimme, das Andenken an Heimath und Familie trat in ihrer Seele zu dem Schmerz und der Rührung, die sie ohnedies empfand, und sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurück halten. Maubray sah sie mit finstrer Freude an; es schien, als sammle er diese stillen Thränen in seinem Herzen auf.

Marie! sprach er so leise, daß sie diesen Namen auf seinen Lippen mehr errathen als hören konnte. Sie aber,

wie von geheimer Reue erfaßt, rückte nun ihren Stuhl ganz nahe an den Sessel des Generals und legte ihre kalte zitternde Hand auf die des Kranken.

In einigen Augenblicken, fuhr Maubray fort, reise ich ab und werde bald in St. Domingo sein, von wo ich wahrscheinlich nicht zurückkehre, denn Sie kennen wohl den Krieg, den wir dort gegen die Spanier führen.

Da fuhr der General aus seinem Schlummer empor und sagte um sich blickend: Nun, Marie, sollten wir heute Abend nicht Musik haben? es ist mir, als hättest du mir eine Serenade versprochen. Das könnte Herrn von Maubray einen Augenblick unterhalten, den ich gar sehr um Verzeihung bitten muß, daß ich ein so schlechter Gesellschafter bin.

Madame gab dem Sclaven an der Thüre des Saals ein Zeichen, und bald darauf erklangen Töne unter den Fenstern. Jetzt näherten sich auch der Doctor und Loinvillier; die Musik diente zum Vorwande, die Unterhaltung abzubrechen, die mit Ausnahme des Arztes doch Niemand ohne Zwang geführt hätte. Marie, unbeweglich zur Seite des Generals, hörte zu, ohne zu hören; ihr schien es, als ob die Zeit mit furchtbarer Eile entfliehe, und doch ängstigte sie jede Minute während dieses Besuches, den sie geendigt zu sehen wünschte und zitterte. Bei jeder Bewegung Maubray's schrack sie innerlich zusammen, denn sie fühlte, daß die Stunde entfloh und daß er fort müsse.

Die Musik spielte immer fort; nachdem sie einige Stücke ausgeführt hatte, begann sie eine Tanzmelodie, welche zur Zeit, als die Frondeurs den Cardinal Mazarin aus Paris vertrieben hatten, sehr in Mode war. Marien

überlief ein Schauer, als sie die ersten Tacte dieser fröhlichen Sarabande hörte; sie erinnerte sich an eine unvergeßliche Epoche ihres Lebens, an ein Fest, wobei sie einige Zeit vor ihrer Verheirathung erschienen war. Gewiß berührte die Erinnerung auch Maubray, denn er legte eine Hand auf seine Brust wie Einer, der von einer innern schmerzlichen Bewegung ergriffen wird. Kurz darauf erhob er sich, um von dem General Abschied zu nehmen, verbeugte sich gegen Marie mit einem kurzen Lebewohl, und ging, ohne sie noch einmal angesehen zu haben.

Zwei Stunden später herrschte ein tiefes Schweigen in der Behausung, die Lichter waren nach und nach hinter den Bambusläden erloschen, und der mit Schließung des Hauptthores beauftragte Sclave hatte, wie es Brauch war, die Schlüssel unter den Kopfpfühl des Generals gelegt. Es war beinahe Mitternacht; alles schlief; doch zeigte sich noch ein schwaches Licht am Fenster des einen Pavillons, und der Gazevorhang, welcher hier vor dem Fensterrahmen hing, schwoll leicht vom Hauche des Seewindes: es war die brennende Nachtlampe in dem Zimmer Mariens, welche diesen leichten Schimmer inmitten der tiefsten Finsterniß verbreitete, die seit einigen Stunden den Himmel verschleierte. Die junge Frau fing an sich entkleiden zu lassen; ein weißes weites Nachtgewand umfloß ihren schlanken Wuchs und fiel auf die bloßen Füße herab, welche auf einer Matte von Honfalu ruhten. Nachdenkend und den Kopf vorgebeugt, rollte sie maschinenartig ihre langen Locken auf und verbarg sie unter dem Madrastuch, das sie turbanförmig

um den Kopf schlang. Eine vor ihr knieende Sclavin hielt zwei Pantoffel von gesticktem Maroquin, so schmal, so fein, daß sie nur für ein Kind zu passen schienen. Die übrigen Dienerinnen bereiteten alles für die Nachtruhe vor: eine schlug die große Gazewand zurück, welche das Bett umgab, eine zweite setzte die Nachtlampe unter eine Porzellanglocke; eine dritte sorgte für frische Luft, indem sie einen breiten Fächer von Palmenblätter an einem Bambusstiel in Bewegung setzte. Einen Augenblick darauf entfernten sie sich; nur die Sclavin blieb, welche bei Marien die Nacht zu den Füßen des Bettes zubrachte. Sie war ein junges Mädchen, den andern Sclavinnen der Anpflanzung nicht zu vergleichen. Das schwarze glänzende Haar, die feinen Züge, die durchsichtig braune Haut verriethen einen andern Ursprung; sie gehörte zu den wilden Volksstämmen, welche von den Europäern vertrieben worden und deren Ueberreste in den Wäldern und längs den östlichen flachen sandigen Ufern der Insel zerstreut waren. Die Indianerin hatte in ihren Gesichtszügen etwas Trauerndes und einen den wilden Völkern eigenen unstäten und unruhigen Blick, aber ihr Lächeln war sanft, geistvoll, und in ihrem ganzen Wesen lag eine gewisse natürliche Anmuth, die nur den Frauen eigen wird, deren Leben in leichten Beschäftigungen und in materiellem Wohlbehagen dahinfließt.

Palida, sagte die Gebieterin mit einem tiefen Seufzer, zieh den Vorhang zurück; Gott, man erstickt ja hier!

Die Sclavin zog den doppelten Mußlinvorhang, der vor dem Fenster herabhing, zurück, und setzte sich wieder knieend zu den Füßen Mariens.

Herrin, begann sie, der Himmel ist schwarz vom Meere her, diese Nacht wird es wohl ein Gewitter geben.

Gott möge die armen Reisenden vor dem Unwetter bewahren! sprach Marie leise, indem sie sich aus dem Fenster bog.

Der sternlose Himmel schmolz am Horizont mit dem schwarzen und unbeweglichen Meere zusammen; ein leises Rauschen stieg aus der Mitte der Wälder auf und gesellte sich dem fernen Gemurmel eines unter dem Laubgewinde der Lianen verborgenen Waldstroms. Feurige Funken durchflogen unaufhörlich die dichte Finsterniß: Fulgorien oder Leuchtkäfer, die sich in der Luft wie kleine Meteore kreuzten und in dem dichten Laube der Cassiabäume verloren. Ananas, Frangipane, Jasmin und all der Blumenreichthum, der in dem Garten die Kelche öffnete, hauchte ambrosische Wohlgerüche in den feucht herwehenden Hauch des Waldes. In diesem schwellenden und duftschwangeren Luftzuge lag ein eigenthümlich berauschender und zugleich beruhigender Reiz. Die Erinnerungen in Mariens Herzen sänftigten sich und wurden milder; sie erhob einen ruhigen Blick zum Himmel, und sagte leise mit frommem Vertrauen: O mein Gott, mache den glücklich, den ich nicht wieder sehen darf, und gib, daß ich die Zeit vergesse, wo es uns erlaubt war, uns zu lieben!

Aber dieses Gebet selbst erneuerte die Erinnerungen, die sie ersticken wollte; ihre Gedanken führten sie wider ihren Willen zu dem Tage zurück, wo ihr Vater ihr ankündigte, daß er ihre Hand dem Marquis von Maubray versprochen, zu dem Feste, wobei sie als seine Braut erschienen war, und zu ihrem Liebesglück, das ach so bald durch

den unbeugsamen Ehrgeiz ihrer Familie zerstört wurde. Die sechs Jahre, welche sie mittlerweile getröstet und ruhig, ja glücklich verlebt hatte, erloschen vor diesen Erinnerungen, die nun so plötzlich und so mächtig wieder erschienen, nachdem sie so lange in die geheimsten Winkel ihres Herzens zurückgedrängt waren.

O! mein Gott! wiederholte sie erschreckt vor ihrem Schmerz, entziehe mich diesen Gedanken! . . . habe Mitleid mit meiner Schwäche, o Gott!

In diesem Augenblicke zog sich die Sclavin, die aus dem Fenster gesehen, plötzlich zurück und blieb, das Gesicht nach dem Garten gekehrt, unbeweglich stehen.

Was ist denn, Palida? fragte Marie, mit einmal aus ihren Träumereien geweckt.

Herrin, antwortete diese, es ist sonderbar! aber man sollte meinen, daß in der Nähe Rothhäute seien . . .

Rothhäute! rief die junge Frau, indem sie mit einer Geberde des Entsetzens sich erhob; dann sind auch die Wege nicht sicher von hier bis nach Fort-royal. Herr mein Gott! . . . Doch ich bin thöricht . . . Maubray muß bereits zur See zurückgekehrt sein. Darauf sich etwas erholend fügte sie hinzu: du irrst Palida; es ist Niemand. Warum würden die Wilden auch ihre Hütten verlassen haben? was sollten sie hier machen? und überdieß, wie kannst du ihre Anwesenheit bei so dunkler Nacht erkennen?

Ich sehe sie auch wahrlich nicht, Herrin, erwiederte Palida; aber man riecht eine Rothhaut eher, als man sie gewahr wird!

Indem sie dieß sagte, wandte sie ihr Gesicht dem Winde zu, den sie langsam einathmete, als ob sie die

Ausdünstungen, die ihrem Geruchsinn aufgefallen waren, prüfen wolle. Ihre Sinne waren nämlich wie bei Allen ihres wilden Volksstammes, von außerordentlicher Schärfe und Feinheit. Nach Verlauf eines Augenblicks sagte sie vom Fenster tretend: der Wind hat sich gelegt; ich rieche nichts mehr als den Duft der Ananas und des Frangipanenstrauchs. Wenn die Rothhäute hier herum streifen, so wird man morgen ihre Fußstapfen in dem Sande längs der Küste bemerken, wenn sie es nicht etwa wie die Schildkröte machen, die in's Meer zurückgehend ihre Spuren vertilgen.

Aber diese armen Heidenkinder haben ja von Natur aus keine röthere Haut als du, Palida, und man würde sie nicht am Geruch erkennen, wie die Angola-Neger, wenn sie so gingen, wie sie Gott erschaffen hat.

Nein, gewiß nicht, Herrin; es ist die Salbe, womit sie sich jeden Tag einreiben, welche ihnen die Farbe und den durchdringenden Geruch verleiht. Ein Karaibe bringt jeden Morgen, nachdem er sich im Meere oder im Flusse gebadet, nicht weniger als eine lange Stunde mit seiner Toilette zu. Erst flicht ihm sein Weib das Haar in Zöpfe und schmückt seinen Kopf mit Federn, Glasperlen und anderem Zierrath, dann reibt sie seinen ganzen Körper mit einer Mischung von Orlean und Palmöl; die Eitelsten lassen sich auf diesen Untergrund eine Art schwarze Zeichnung aus dem Safte einer Lianengattung setzen, und so geschmückt meinen sie so schön zu sein wie Sie, wenn Sie Ihr Atlaskleid mit Silberspitzen und Ihr Halsband von Smaragd anlegen.

Und machen sie jeden Tag von neuem ihre Toilette?

Jeden Tag, Herrin; der Saft der Liane läßt wohl eine dauernde Farbe zurück, aber sie verschwindet auf der Einreibung von Orlean allmählig und nach Verlauf von einigen Tagen muß die obere Malerei wieder vorgenommen werden.

Und schmücken sich die Weiber auf dieselbe Art?

Auf keine andere.

Sag, Palida, ziehst du nicht deinen gestreiften Rock, dein indisches Tuch und deine silbernen Ringe diesem abscheulichen Putze vor?

O ja, Herrin.

Und wenn ich dir nun sagte, du sollst frei sein und fortgehen, würdest du denn zu den Rothhäuten zurückkehren?

Niemals, niemals; wer könnte in ihren Hütten wohnen, der gelernt hat, gut zu leben und zu Gott zu beten?

Aber du würdest frei sein. —

Frei — o nein, Herrin, bei den Rothhäuten sind alle Frauen Sclavinnen und sie haben böse Herren.

Bei diesen Worten, die das Mädchen mit finsterer Entschiedenheit sprach, blickte Marie verwundert Palida an und sagte: du hast also keine Mutter mehr?

Meine Mutter! erwiederte jene dumpf, sie ist todt, und mein Vater tödtete sie.

Großer Gott!

Ja, Herrin, und am nächsten Morgen nahm eine andere ihren Platz ein. Das kommt daher, weil unter den Rothhäuten das Leben eines Weibes nicht mehr gilt als das eines Hundes; sie werden nur geboren, um zu arbeiten und zu sterben.

Arme Geschöpfe! sie werden glücklicher sein, wenn erst die Missionaire diese Götzenanbeter bekehrt haben.

In diesem Augenblick ließ sich starkes Hundegebell fernher aus der Richtung der Negerhütten vernehmen.

Das ist Nankin, der so bellt, sagte Palida an das Fenster zurückkehrend. Man sollte meinen, er wittere Rothhäute!

Er kennt sie also?

Das arme Thier hatte einem Pflanzer angehört, welcher unter der Isletthöhe wohnte, und der von den Wilden ermordet wurde.

Es trat eine Stille ein, darauf nahm Marie beruhigter das Wort: Das Gitterthor ist geschlossen, ein Dutzend Männer sind im Wachtzimmer und die Schildwache auf ihrem Posten ist bereit, Feuer auf Jeden zu geben, der sich auf verdächtige Art nähern würde. Wir können ruhig schlafen .....

Herrin, es sind Menschen im Garten, unterbrach sie Palida; hören Sie, da unten beim Pavillon?

Ein kindischer rascher Gedanke durchzuckte Marien; einen Augenblick dachte sie, daß Maubray noch nicht fort sei, daß er in ihrer Nähe versteckt den Tag abwarte, und vor seiner Entfernung ihr vielleicht ein letztes Lebewohl zu sagen hoffe.

Schließe den Laden, Palida, sagte sie aufgeregt; es ist spät und wir wollen zu schlafen suchen.

Die Sclavin bog sich aus dem Fenster, um die Zugbänder zu fassen, welche auswärts hingen; in demselben Augenblick bewegte ein leiser Windstoß die Zweige des Cassiabaumes, dessen lange Schooten mit Geräusch an einander

schlugen. Palida wandte von neuem ihr Gesicht dem Winde zu, ein tiefes Einathmen hob ihre Brust; den Mund halb offen, die Nasenlöcher erweitert, versuchte sie die leichten Ausdünstungen, die der Wind, mit dem Dufte der Früchte und Blumen vermischt, herführte, zu erkennen. Nach Verlauf einer Minute ließ sie mit hastiger Bewegung die Jalousie herunter, und sagte mit bebender Stimme: Bei meinem Seelenheil, ich hatte mich nicht getäuscht! Herrin! da unten sind Rothhäute!

Großer Gott! dann müssen wir Lärm machen, entgegnete hastig die Generalin, indem sie gegen das Fenster zuging.

Palida warf sich ihr in den Weg.

Nicht weiter, Herrin, schrie sie, Sie würden nur einem Pfeile zum Ziele dienen, glauben Sie sicherlich, daß die Rothhäute ihre Augen auf diese Seite gerichtet haben, wo man von außen Licht sehen muß.

Diese Wilden können nur durch Verrath oder Ueberrumpelung hereingekommen sein; sie werden uns angreifen, sprach Marie entsetzt, o Gott! habe Mitleid mit uns!

Sie stürzte aus dem Zimmer und durchflog die lange Gallerie, welche dieses Zimmer von dem des Generals trennte, aber bevor sie bei ihrem Gemahl eintrat, blieb sie stehen und rief sich umwendend: Meinen Sohn, Palida, geh, hole meinen Sohn und führe ihn zu mir!

Der General hatte die beiden Sclaven entlassen, welche gewöhnlich bei ihm wachten, aber er war nicht allein. Loinvillier saß an seinem Bette und endigte das Vorlesen der Papiere, die er von St. Pierre mitgebracht hatte. Ein

einziges Licht beleuchtete die Gruppe und verbreitete seine matten Strahlen im Zimmer.

Marie! rief der General, als er diese blaß und athemlos eintreten sah; du bist es? zu dieser Stunde noch nicht zu Bette? was geht vor?

Wir sind in Gefahr, antwortete sie, mit kaum vernehmbarer Stimme; eine Truppe Caraiben umzingeln diese Pflanzung. Palida hat sie erkannt; sie sind hier . . . unter diesen Fenstern . . . .

Was sagst du? unterbrach sie der General, sich erhebend, ich habe die Schlüssel des Gitterthores, und es ist ebenso unmöglich, über die Zäune zu steigen, als über die Mauern der Festung Saint-Pierre.

In demselben Augenblicke trat Palida, gefolgt von einer Negerin, die ein schlafendes Kind auf dem Arme trug, in das Zimmer.

Du glaubst, daß Rothhäute hier herumstreichen? sagte der General, sprich, was sahest du?

Sie wiederholte, was sie ihrer Herrin gesagt. Alles in der Pflanzung schläft, fuhr sie fort, es befindet sich Niemand weder in der Gallerie, noch in den unteren Sälen, und sowohl die Fenster als das große Thor sind gut verschlossen, und von innen verriegelt.

Es ist gut, bedeutete der General, den müden Kopf auf das Kissen zurücksenkend. Niemand ging hinaus, und es ist nicht zu befürchten, daß Verrätherei den Rothhäuten den Eingang durch den Garten überliefert. Du sahst eine Erscheinung, Palida.

Wollte Gott, Herr, aber schlafen Sie nur nicht ein, fügte sie rasch hinzu. Ein matter Schein drang eben durch die Jalousien, es erhebt sich ein Sturm in der Gegend

des Meeres; bei dem Scheine der Blitze können Sie sehen, was außerhalb vorgeht, und ob ich geirrt.

Loinvillier war schon am Fenster; ein leuchtender Blitz erhellte die Luft, der Donner rollte in der Ferne. In diesem Augenblicke ließ der Graf die Jalousie, die er in die Höhe gehoben, zurückfallen, indem er einen Pfeil zeigte, der in dem Aermel seines Rockes stack. Es ist wahr, sprach er, und hier der Beweis; mehr als Hundert befinden sich unter diesen Fenstern. — Bei diesen Worten zog er den Pfeil, der seinen Rockärmel durchbohrte, heraus und untersuchte ruhig die Spitze: Eine Wunde, setzte er hinzu, hätte tödtlich werden können, der Pfeil ist vergiftet.

Palida näherte sich dem Fenster; hinter den Jalousien versteckt und begünstigt von dem Leuchten der Blitze konnte sie alles sehen. Sie steigen über den Zaun, sagte sie bestürzt, sehen Sie?

Wirklich hatten die Wilden durch besondere Geschicklichkeit den furchtbaren Heckenwall überstiegen. Nahe außerhalb des Gartens stand ein Tamarindenbaum, dessen Zweige über die Hecken herein ragten und sich mit denen einer Cassia verflochten, welche ihre dunkelgrünen Blätter im Hintergrunde der Allee ausbreitete. Die Caraiben waren ohne das geringste Geräusch, einer nach dem andern über diese luftige Brücke in den Garten gestiegen. Jetzt zu berathen war unnöthig, sondern es galt, sich zu vertheidigen. Nicht das Erstemal überraschten so die Wilden eine abgelegene Pflanzung, und man kannte die Rache, deren sie fähig waren. Der General war aufgestanden und zu seiner Frau gegangen, welche seitwärts saß und in Angst und Bestürzung ihr Kind in den Armen hielt.

Marie, sagte er, ziehe dich mit deinem Sohne in die Gallerie zurück, nähere dich nicht den Fenstern, hüte dich überhaupt, sehen zu wollen, was außerhalb vorgeht . . . . versprich mir, dort zu bleiben und getrost zu warten, bis die Gefahr vorüber ist.

Und du? du wolltest dein Leben auf das Spiel setzen?

Meine Pflicht und mein Beruf fordert es.

Aber meine Pflicht erfordert, daß ich bei dir bleibe und dich nicht verlasse.

Geh, Marie, unterbrach der General im befehlenden Ton und auf die Thüre der Gallerie deutend, dort erwarte mich und bete.

Sie nahm die Hand, die er ihr reichte, drückte sie an ihre Lippen, und stolz den Kopf erhebend, sagte sie mit ehrerbietigem Tone: Ich werde gehorchen, und sei versichert, daß mich keine Furcht erfassen soll. Ich weiß, daß du Frau und Kind retten wirst. Solltest du aber bei unserer Vertheidigung unterliegen, so beruhige dich, lebend falle ich nicht in die Hände dieser Elenden.

Kaum hatte sie diese Worte beendet, als heftige Schläge das große Thor erschütterten.

An das Pförtchen! Loinvillier, an das Pförtchen! rief der General. In einem Augenblick war alles in der Behausung auf den Füßen. Der General schickte die Frauen zu Madame und bereitete sich zum Kampfe vor. Er bewaffnete seine Neger und stellte sie in einer Art von Casematte auf, wo sie gedeckt im Stande waren, den Eingang der Halle zu vertheidigen, worauf er sich an das Pförtchen zu Loinvillier begab. Es war merkwürdig, diesen Mann,

dessen Gesundheit durch das Fieber und so langes Leiden untergraben, zu sehen, wie er jetzt der Gefahr gegenüber all seine Kraft und Energie plötzlich wiederfand. Indem er Befehle gab und alles zu dem schrecklichen Kampfe vorbereitete, in welchem er zwar den Vortheil der Stellung und den der Waffen für sich hatte, worin aber leicht die Mehrzahl über die Ordnung, die Erfahrung des Anführers und die Ueberlegenheit der Vertheidigungsmittel den Sieg davon tragen konnten, ertönte sein Commandowort so bestimmt, seine Stimme so sicher als früher, wenn er Musterung über seine Truppen an der Küste von Saint-Pierre hielt.

Die Gallerie, wohin die Generalin und ihre Frauen sich zurückgezogen, lag im ersten Stockwerke, ihre Fenster gingen in einen Theil des Gartens, der das Labyrinth genannt wurde, und erhoben sich ungefähr zwanzig bis dreißig Fuß über den Boden. Bei dieser Höhe schien man der gewaltigen Läden nicht zu bedürfen, welche die Fenster des Erdgeschosses deckten, die oberen waren blos mit leichten Jalousien und Gaze-Vorhängen versehen, deren durchsichtiges Gewebe hinter den breiten Rahmen wellenförmig vom Winde gehoben wurde. Gänzliche Stille herrschte in diesem großen Gemache, welches durch die auf der Treppe befindliche Lampe schwach erhellt wurde, und wo zwanzig knieende Frauen in ihrer Herzensangst, Verzweiflung und Furcht beteten. Unaufhörlich ertönte der Lärm von außen: es war das Kriegsgeschrei der Wilden. Ihre Keulen schlugen wie im Takt gegen die schwere Thüre und das Echo der Schläge hallte durch die ganze Pflanzung.

Marie hielt ihren Sohn in ihren Armen und betete leise; wer sie kurz vorher so schwach und zitternd gesehen,

wäre erstaunt über den Muth und die Kaltblütigkeit, die sie jetzt an den Tag legte. Diese junge Frau, die sich noch in keiner Gefahr geprüft, deren Sanftmuth und Schüchternheit fast an Schwäche grenzte, war jetzt stark; das Gefährliche ihrer Lage hatte die ganze Willenskraft und den vertrauenden Muth ihrer Seele geweckt.

Mein Kind, sagte sie zu Palida gewendet, welche bleich und unbeweglich, auf der Erde knieend hastige Gebete hersagte, unser Leben liegt in Gottes Hand. Haben wir Vertrauen, das Thor kann noch lange widerstehen. O mein Gott! welcher schreckliche Lärm, glaubt man nicht von einer Bande Teufel bedroht zu sein! und doch darf uns dieses Geschrei nicht ängstigen; all dieser Lärm stürzt keine Mauern um.

In demselben Augenblick trat auch Doctor Janson ein. Sieh, sieh, rief er, ich bin durch eine saubere Musik geweckt worden, wie es scheint, steht uns eine angenehme Nacht bevor!

Doctor, rief die Generalin sich erhebend, wir werden Verwundete bekommen! ein Glück, daß Sie hier sind.

Ein wahres Glück! murmelte der Doctor, Augen und Hände zum Himmel erhebend; doch es ist nicht das Erstemal, daß ich meinen Beruf auf dem Schlachtfelde ausübe; aber in Wahrheit immer waren es Christen gegen Christen, nie fand ich mich diesen verwünschten Rothhäuten gegenüber.

Das Abfeuern von Musketen verhinderte den Doctor am Weitersprechen; er lief zur Treppe, um zu sehen, was unten vorging.

Gut, rief er jetzt, nachdem er im Hausgange hinter einer großen Thüre, die ihm als Schild diente, Fuß ge-

gefaßt; gut, die Hälfte der Getroffenen wird sich nicht mehr erheben.

Sehen Sie meinen Mann, Doctor? rief die Generalin, über das Treppengeländer gebeugt; sagen Sie mir, ob Sie ihn sehen!

Er wie alle unsere Leute sind durch die Thüre gedeckt; sie feuern durch die Schießscharten.

Eine neue Entladung erscholl wie ein Donnerschlag und machte das Haus in seinen Grundfesten zittern; fürchterlicher Lärm erhob sich von außen; doch plötzlich trat gänzliche Stille ein.

Dießmal säubern wir den Platz, rief der Doctor, den Kopf aus seinem Versteck beugend. Gott sei gelobt! den Wachtposten sind Alarmzeichen gegeben; wir müßten schon ihre Musketenschüsse hören, wenn nicht allenfalls auch sie überrascht oder gar ermordet worden sind, was leicht möglich ist.

Und die Neger? unterbrach ihn Marie, von schneller Hoffnung belebt, sie werden uns doch zu Hülfe kommen?

Diese haben keine Waffen; man wagt es nicht, die Neger in den Werkstätten zu bewaffnen, erwiederte der Doctor. Heilige Mutter Gottes! wenn es nur den fünfhundert Sclaven nicht auch in den Sinn kömmt, ihre Befehlshaber zu ermorden und sich diesen Elenden anzuschließen!

Ein neues noch viel schrecklicheres Geschrei übertönte jetzt die Stimme des Doctors, und zugleich wurde die Thüre wieder durch fortgesetzte wüthende Schläge erschüttert, welche denen der Kriegsmaschinen ähnlich, so gut wie Kanonen die Mauern zu durchlöchern im Stande sind.

Die mit Eisen beschlagenen Bretter spalteten sich krachend, und die berstenden Thürflügel widerstanden nur noch wenige Augenblicke; endlich stürzte das Thor unter so mächtig andringender Gewalt zusammen. Siegesgeschrei ertönte, aber gar bald darauf ein Geheul des Erstaunens und der Wuth. Die Staketenwand des Hauses war hinter dem Thore zugefallen und wehrte durch breite Eisenstäbe den Belagerern den Eingang. Wüthend griffen die Wilden dieses neue Hinderniß an; ein Hagel von Pfeilen, die aber Niemand trafen, flog in das Vorhaus. Der Doctor hatte sich schnell in den höheren Stock zurückgezogen, und auf der obersten Stufe stehen bleibend, blickte er ängstlich hinunter. Das Staket widersteht länger als die Thüre! rief er; gesegnet, der es so fest und stark gemacht! Das Gitter ist für die Hände dieser Elenden so unbeweglich wie eine Felswand. Alarm ist gegeben; man muß unsere Musketerie gehört haben. Der Tambour trommelt schon an der Küste des Meerbusens bis zur Festung Saint-Pierre; bald muß Hülfe kommen und uns retten!

Daß Gott und seine heilige Mutter Sie erhöre! sagte Frau d'Enambuc, an der Thüre der Gallerie stehend, und immer ihren Sohn haltend.

Zehn Minuten unaussprechlicher Angst und Erwartung verflossen. Das ferne Getöse des Sturmes mischte sich mit dem wilden Geschrei der Rothhäute, welche das Gitterthor mit verzweifelnder Wuth angriffen. Matte Blitze erhellten den Himmel, und zeigten mitten in der Finsterniß die nackte Menge, brüllend und gräßlich wie Verdammte. Das Feuer der Belagerten ließ nicht nach; aber es war den Angreifenden weniger gefährlich, weil die Schüsse jetzt in

schiefer Richtung gingen. Zweimal jedoch schoß Loinvillier seine Pistole dicht vor sich auf diejenigen ab, die mit schweren Keulen das Staket bestürmten. Die Lampe, die an der Decke angebracht war, verbreitete nur ein schwaches Licht über die gewölbte Hausflur, die zum Schlachtfeld umgewandelt worden, und nur undeutlich sah man die verworrene bewegliche Masse, die sich von außen wüthend auf den Widerstand warf. Eine Menge Todter und Verwundeter lag vor der äußeren Treppe und ihre Klagen vermischten sich mit dem Kriegsgeschrei der Stürmenden.

Wir haben ihnen zwar Viele erschossen, sagte der General, am Eingang stehend und seine Waffen neuerdings ladend, zu Loinvillier, aber wir müssen uns doch in Gottes Hand empfehlen, denn wenn uns keine Hülfe kommt, ist's um uns geschehen. Das Staket hält keine Viertelstunde mehr.

Alsdann vertheidigen wir den Eingang, erwiederte Loinvillier kaltblütig.

Da erhob sich ein durchdringender Schrei in der Gallerie, und der Doctor erschien mit gefalteten Händen auf der Treppe: die Rothhäute ersteigen die Gallerie, rief er; Hülfe, Erbarmen!

Der Lärm von außen war so groß, daß man kaum sich selbst hörte; dennoch errieth der General, was dieser Angstruf und diese Geberde des Schreckens sagen wollte: Loinvillier, schrie er, hören Sie! da hinauf!

Der Graf stürzte, seine Pistolen in der Hand, die Treppe hinan. Bange Stille folgte dem Hülferuf. Doctor Janson, gegen das Geländer gelehnt, zeigte schweigend nach dem Eingang der Gallerie. Loinvillier blickte besorgt

rings umher und errieth mehr als er sah, was in dem Halbdunkel, wo alles unbeweglich und undurchdringlich an sich hielt, vorging. Es war eine schreckliche Scene: die Sclaven hatten sich, wie eine von wilden Thieren bedrohte Heerde, in das finsterste Ende der Gallerie gedrückt; die Generalin stand allein gegen die Mauer gelehnt, ihren Sohn mit ihrem Körper deckend, und unzusammenhängende Gebete stammelnd. Zwei Schritte von ihr, vor einem der Fenster, das er erstiegen, schwang ein Caraibe, wild um sich blickend, sein fürchterliches Kriegsmesser; kein Gewand bedeckte seine rothe Haut, sein Haar hing wirr und straff wie eine Mähne herab; eine Auszeichnung von Gestalt eines Halbmondes glänzte auf seiner breiten Brust und deutete auf die Würde eines Führers. In demselben Augenblick erschien ein zweiter Wilder am Fenster, und beide schwangen sich in die Gallerie, wo sie die Generalin erblickten, auf sie zusprangen und sie bei ihren langen Haaren faßten; aber Loinvillier war da.

Marie! rief er, den Schlag, der sie treffen sollte, abwendend, und sie in seine Arme fassend, Marie, ich bin hier. Er feuerte sein Pistol ab und einer der Wilden fiel. Nun begann Mann gegen Mann ein Kampf, in welchem jeder Streich traf und der nicht länger als zwei Minuten dauerte; Loinvillier, dessen Blut aus einer tiefen Wunde strömte, hatte nur noch seinen Dolch; aber die Generalin lag wie leblos vor ihm, und er fand die Kraft, mit der blinden Wuth eines Verzweifelnden weiter zu kämpfen. Endlich bemeisterte er seinen Feind, traf ihn tödtlich, und warf mit einer letzten Anstrengung die beiden Leichname durch das Fenster auf die Köpfe der die Mauer ersteigenden Wilden.

Der Doctor war indessen der Generalin zu Hülfe geeilt und hatte die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, die sein Beruf erfordert, wiedergefunden. Jetzt hätten zwanzig Wilde mit erhobenen Keulen und vergifteten Pfeilen seinen Kopf bedrohen können, er hätte den Platz nicht verlassen. Ueber Marie gebeugt, das Auge fest und aufmerksam auf ihr blasses Gesicht gerichtet, zählte er die unregelmäßigen Athemzüge, die den entblößten und blutenden Busen der jungen Frau hoben.

Sie ist todt, rief der Graf, sich neben sie auf die Kniee werfend; Großer Gott, sie ist todt!

Dem Himmel Dank, nein! sagte der Doctor, ich sehe keine andere Wunde, als einen leichten Ritz an der Schulter, und nur der Schrecken ließ sie das Bewußtsein verlieren; sie athmet und erholt sich.

O sei gepriesen, mein gütiger Gott, ich habe also den tödtlichen Schlag abgehalten und nur ich allein sterbe, sagte mit schwacher Stimme Loinvillier; welch schöner Tod; ich gab für sie mein Leben hin! Sagen Sie es ihr eines Tages! . . .

Er sank bei diesen Worten starr und leblos auf den Boden.

Während dieses auf der Gallerie vorging, war die Staketenwand gebrochen, und die Rothhäute versuchten den Eingang zu erstürmen; aber aus den Schießscharten kam ihnen ein wohlgezieltes Feuer entgegen, und kaum war einer eingedrungen, so fiel er auch und erhob sich nicht mehr. Auf diese Art hätte man sie bis auf den letzten getödtet, wenn das Feuer hätte fortgesetzt werden können; aber es fehlte an Munition und weder Pulver noch Kugeln waren mehr vorhanden.

Jetzt hörte man den Tambour in dem Hügellande, und Truppen kamen von Saint-Pierre. Als sie auf der Höhe erschienen, von welcher man die Küste übersehen konnte, feuerten sie ihre Gewehre ab; ein langes Echo verbreitete den gewaltigen Knall und ließ ihn bis in die Casematten dringen. Erschrocken suchten die Caraiben zu fliehen, allein die Zaunwand und die großen Eisenstäbe stellten ihnen von allen Seiten Hindernisse entgegen. Jetzt eilten sie, das freie Feld zu gewinnen, um vermittelst der Luftbrücke, über welche sie in den Garten gestiegen, zu entrinnen; aber nur Wenigen gelang dieß; die Truppen kamen und machten die Mehrzahl vor den Mauern der Pflanzung nieder.

Als der Tag anbrach, gewahrte man erst die ganze schreckliche Verwüstung. Die Truppen lagerten im Garten, und die Sclaven der großen Werkstätte, ihren Aufseher an der Spitze, machten längs der Küste Gruben, um die Todten einzuscharren. Eine noch traurigere Scene ging im Innern des Hauses vor; der General lag ausgestreckt auf seinem Bette, die Kraft, die er im Augenblicke der Gefahr wiedergefunden, war jetzt entwichen; diese Nacht des Schreckens hatte die Neige seines Lebens aufgezehrt, bleich und regungslos war er in einen todtähnlichen Schlaf gesunken. Marie saß neben ihm, von Zeit zu Zeit befühlte sie unwillkührlich ihre eigene leichte Wunde. Ihr starrer thränenloser Blick verrieth die schmerzliche Abspannung, welche heftigen Aufregungen folgt. Der Doctor vor dem Bette des Kranken beobachtete mit forschendem Blicke die Fortschritte des Todeskampfes, den seine Kunst nicht einmal verzögern konnte. Die Leute des Hauses standen schweigend und bestürzt in geringer Entfernung.

Plötzlich erhob sich der General mit einer raschen Bewegung und verlangte mit gebrochener Stimme nach seiner Frau.

Er richtete den matten gläsernen Blick auf sie. Marie, meine liebe Marie, komm hierher, damit ich dich sehe; und wo ist mein Sohn?

Palida brachte ihm das Kind, dessen blonden Kopf er gleichsam segnend berührte; dann fragte er nach Loinvillier. Der Doctor bedeutete, daß dieser in der Gallerie sei.

Stehen Sie für sein Leben ein? fragte mühsam der Kranke.

Mit meinem eigenen, antwortete der Arzt.

So lassen Sie ihn hierher bringen, aber sogleich, fügte leise der General hinzu und sank zurück.

Einige Augenblicke später näherte sich, auf zwei Sclaven gestützt, Loinvillier; matte Blässe bedeckte seine Züge, aber sein belebter Blick zeigte, daß der Tod von ihm gewichen war. Der General gab ihm zu verstehen, daß er seine Hand wünsche, die er drückte; und mit deutlicher, aber abgebrochener Stimme sagte er zu ihm: Ich habe die Zeit nicht mehr, mit Ihnen zu sprechen, Loinvillier ..... der Geistliche wird kommen, und Gott gehören meine letzten Augenblicke.

Marie preßte ihren Kopf mit einem unterdrückten Wehlaut in seine Kissen, und sich gegen den Doctor wendend, sagte sie: Es ist unmöglich, so schnell stirbt man nicht; gestern versprachen Sie mir, daß er noch einige Tage lebe. Der Arzt senkte das Haupt und zog sich vom Bette zurück. Marie setzte sich und betete.

Loinvillier, fuhr der General so leise fort, daß es der Graf, obschon über ihn gebeugt, kaum hören konnte, Sie wissen, was ich Ihnen gestern sagte .... Ihrem Muthe, Ihrer Rechtlichkeit vertraue ich; ich lasse Sie an meiner Stelle zurück; vereint mit meiner Frau verwalten Sie bis zur Großjährigkeit meines Sohnes sein Erbe.

Er schwieg, dann machte er eine letzte Anstrengung, blickte Marie an und sagte: Und eines Tages, Loinvillier, heirathen Sie meine Wittwe.

Das Gesicht des Grafen wurde noch blässer, er bückte sich mit einem leisen Ausrufe über den Kranken. Der General war zurück auf's Bett gesunken; seine Hände hielten die des Grafen, sein Leiden schien nachzulassen; seine Züge hatten ihre frühere Ruhe wieder angenommen, er athmete leiser, leiser als zuvor, man hätte glauben können, er schlafe.

Marie hatte nichts gehört, ihre Kräfte waren erschlafft, wirr blickte sie herum, ohne zu sehen, was um sie vorging; ihre Unruhe, selbst ihr Leiden verschwand in dieser gänzlichen Abspannung. Loinvillier stand auf der andern Seite des Bettes ihr gegenüber und betrachtete sie mit starrem, bestürzten Blicke, die Hand des Sterbenden mit unaussprechlicher Freude drückend.

Nach Verlauf einiger Minuten näherte sich der Arzt, der, um die letzte Unterredung nicht zu stören, zurückgetreten war. Kaum hatte er einen Blick auf den General geworfen, als er lebhaft den Arm Loinvilliers ergriff und sagte: Wir müssen Madame fortführen; auf, Herr Graf, sehen Sie denn nicht, daß hier alles beendet ist?

Die Sonne war längst hinter den schwarzen zerrissenen Wolken verschwunden, deren abentheuerliche Gestalten breite Riesenschatten auf das dunkle Blau des Himmels warfen. Die äußersten Grenzen des Horizonts waren mit einer rothen Feuerlinie, dem sicheren Zeichen eines bevorstehenden Sturmes, gesäumt. Obgleich die Luft ganz ruhig war, schlug das Meer doch heftig gegen die Mauern von Saint-Pierre; gleichsam als ob ein unterseeischer Orkan in den Tiefen zürne, und stürmisch die Wellen hebe. Die Küste war öde, nicht mehr vernahm man den eintönigen Gesang der an der Rhede beschäftigten Sclaven, noch die rauhen Stimmen der Matrosen, nicht den Freudenruf der Kinder, die bei schönem Wetter des Abends im lauen tiefen Wasser badeten, ohne Furcht vor den alles verschlingenden Haifischen, die sich öfters diesem Landungsplatze näherten. Einzelne Lichter schimmerten längs des Strandes in der Ferne. Alles war ruhig, mit Ausnahme des Meeres, dessen zürnende Wogen mit unheimlichem Getöse gegen die Küste schlugen.

Marie lehnte in einem Fenster des Forts und ließ ihren sinnenden Blick zerstreut über den weiten Horizont, den nur die sterbenden Strahlen des Tages erhellten, hingleiten. Der Doctor mit der grübelnden Miene eines Mannes, der über die Lösung eines Räthsels sinnet, stand hinter ihr.

Die Gemächer der Festung Saint-Pierre waren mit dem prachtvollen Luxus, der die Landwohnung am Gebirge auszeichnet, eingerichtet und boten dieselben Contraste dar. Das Audienzzimmer, worin sich Madame in diesem Augenblick befand, wies keine besonders geschmackvolle Ausstattung

auf; alles war ernst, einfach und doch reich, keine Tapeten bedeckten die Mauern, kein Glas die Fensterrahmen, vor welchen weiße Atlasvorhänge mit chinesischen Malereien herabgelassen waren. Ein kostbarer indischer Teppich lag auf dem mit Briefen und Papieren beladenen Tische. Ein Portait des Generals in Lebensgröße unter einer Art Thronhimmel hing der Thüre gegenüber; als Gegenstück prangte eine Waffentrophäe aus Helm, Panzerhandschuhen und Degen des Verstorbenen, über welchem noch die französische Nationalfahne, die er in Kriegszeiten vor sich hertragen ließ, angebracht war. Die Fenster dieses großen Saales gingen auf die Festungswerke hinaus, deren Fuß das Meer bespülte; selbst bei ruhigem Wetter hörte man das unaufhörlich dumpfe Geräusch der Wogen, und dem traurigen Auge begegnete am ganzen Horizonte nichts als jene endlose Weite, in der sich Himmel und Wasser vereinigt.

Madame verließ langsam das Fenster und setzte sich vor das Portrait des Generals. Der Doctor ging zu ihr, nahm ihren Arm und befühlte den Puls, der heftig und ungleich ging. Kurze Zeit sann er nach; daß Sie krank sind, Madame, sehe ich, aber was Ihnen fehlt, vermag ich nicht zu sagen.

Was mir fehlt, Doctor: ich leide; ich zehre mich selbst auf, ich sterbe. —

Aber warum? fragte sie scharf ansehend der Arzt.

Weil ich Uebermenschliches erduldet, alles verloren, fern von allen Angehörigen, ohne Rath, ohne Beistand bin, und weil eine schreckliche Verantwortung auf mir liegt. Der Doctor erhob den Kopf und fuhr nach kurzem Still-

schweigen zögernd fort: Der Graf von Loinvillier besitzt doch Ihr Vertrauen.

Nein, Doctor, nein, erwiederte lebhaft die Generalin, und ohne das Andenken, ohne den letzten Willen des Generals, welchen ich achte, hätte der Graf nie hier solche Macht gewonnen; er ist hochmüthig, rachsüchtig und voll blinder Leidenschaft, ich traue ihm nicht.

Dennoch ist er Ihnen mit Leib und Seele ergeben, sagte der Doctor, und oft schon lieferte er die Beweise.

Er rettete mir das Leben mit Aufopferung seines eigenen, erwiederte sie dumpf, ich erinnere mich dessen noch genau.

Gestern war es ein Jahr, daß der General diese Welt mit einer besseren vertauscht, und von diesem Tag an, Madame, bewies er Ihnen große Aufopferung und Anhänglichkeit; ich begreife nicht, warum Sie an seiner Ehrenhaftigkeit zweifeln; was fürchten Sie von ihm?

Seine Liebe, erwiederte Marie.

So! murmelte erstaunt der Doctor; sprach er Ihnen schon davon?

Nein, entgegnete die Befragte, mit der Hand über ihr schwarzes Taffetkleid streifend, bis jetzt wagte er es nicht.

Ihre Trauer, Madame, ist heute zu Ende, und der Sitte gemäß legt Ihr ganzes Haus sie heute ab.

Ich werde sie noch lange beibehalten, sagte sie, die gefalteten Hände an ihr Herz drückend, und mit einem melancholischen Blicke auf das Bild des Generals; lebte der noch, den ich verloren, ich würde nicht so viele Unruhe und Qualen erdulden; bei ihm wäre ich geborgen und

glücklich. Die Verehrung, die ich für ihn hegte, hatte allen Kummer von mir entfernt, und jetzt, mein Gott, was leide ich jetzt!

Der Arzt begriff diese Bekenntnisse, die einer von Erinnerungen und Reue gedrückten Seele entschlüpften, nur zur Hälfte. Er dachte ganz einfach, die Generalin fürchte den großen Einfluß, den der Graf in den Geschäften gewonnen, und die Ansprüche, die er darum vielleicht geltend machen werde. Doch erschien ihm ihre Lage deßhalb weder verwickelt noch gefährlich.

Aber, Madame, sagte er nach kurzem Bedenken, selbst wenn der Graf Hoffnungen schöpfte, ja wenn er sogar wagte, sich zu erklären, warum sollte Sie das so sehr beunruhigen?

Weil ich alsdann genöthigt wäre, ihm entgegen zu treten und zwischen seiner Liebe oder seinem Hasse zu wählen. Ich kenne ihn zu genau; er würde eine abschlägige Antwort niemals verzeihen.

Sie sind also entschlossen, ihn abzuweisen, unterbrach sie beunruhigt der Arzt; haben Sie auch alle Folgen überdacht?

Ja, denn ich weiß alles was vorgeht, entgegnete die Generalin kalt, ich weiß, daß meine Stellung Feinde hat, die im Dunkeln arbeiten und sich Mühe geben, einen Aufstand hervorzurufen; ebenso weiß ich, daß Loinvillier sich für unentbehrlich erachtet, diesen drohenden Aufruhr zu unterdrücken; aus diesen Gründen umgab er sich nach und nach mit Truppen: eine Hand voll Abentheurer, die man seine spanische Garde nennt. Längst schon durchblickte ich dieses Treiben.

Und dennoch suchten Sie es nicht zu hindern; aber wem wollten Sie sich auch anvertrauen, um der Macht des Grafen Schranken zu setzen?

Vielleicht wird Jemand kommen, sagte Marie, und richtete einen langen Blick auf das Meer.

Jemand, den Sie erwarten? fragte erstaunt der Arzt.

Jemand, den ich längst erwarte. Ja, Doctor, es gibt in der Welt einen Mann, von dessen Ehrenhaftigkeit und Anhänglichkeit ich fest überzeugt bin; ein Mann, dessen ganzes Leben das edelste Beispiel von Muth und Treue ist. Ich ließ ihm meine Lage zu wissen thun, und wenn er noch lebt, so wird er kommen.

Gott gebe, daß dieß bald geschehe, rief der Doctor, immer mehr erstaunend.

Ja, er wird kommen, bekräftigte Marie mit zuversichtlichem Tone. Dann aber verfiel sie wieder in Besorgnisse, in die Bestürzung des langen vergeblichen Erwartens, und fügte trüb hinzu: Wie aber, wenn er nicht mehr lebt?

Eine Pause trat ein; dann hub der Doctor wieder an: Seit geraumer Zeit beobachte ich den Grafen, er liebt Sie mit Leidenschaft und Eifersucht.

Ich erkenne das an dem Hasse, den er auf meinen Sohn wirft, bemerkte bitter die junge Wittwe; armes Kind, meine Zärtlichkeit für dasselbe verletzt Herrn von Loinvillier. Diese mütterliche Liebe, rein und heilig wie die für den Himmel, flößt jenem Mann Eifersucht ein. Er freut sich bei dem Gedanken an den Schmerz, der mir bevorsteht, denn der Tag nähert sich, wo ich mich von meinem Sohne trennen, und diesen, dem unabänderlichen Willen des Generals gemäß, nach Frankreich zur Erziehung

schicken muß. Diesem Wunsch willfahre ich und gebe so den größten Beweis der Ergebenheit gegen denjenigen, dem ich im Leben stets gehorcht. Theures Kind! bald überschreitest du dieses unendliche Meer, und ich werde die Wimpeln des Schiffes, das dich davonträgt, müssen verschwinden sehn! — Ihre Stimme versagte, und sie kehrte ihr thränenbedecktes Gesicht gegen das Fenster, unter welchem man die Wellen der See anschlagen hörte.

Meine Kunst vermag nichts gegen ein Uebel, das in solchem Kummer wurzelt, meinte entmuthigt der Arzt. So lange Sie unter dem Einfluß solcher Gedanken leben, wird Sie das Fieber nicht verlassen; doch müssen wir wenigstens versuchen, Sie davon zu befreien. Ich bin überzeugt, daß eine Reise, eine Veränderung und die frische Bergluft heilsam auf Sie wirken würde. Der Anblick neuer Gegenstände würde Sie zerstreuen und Sie einen Theil Ihrer Sorgen vergessen machen. Es wäre wirklich an der Zeit, die Rundreise nach den verschiedenen Theilen der Insel vorzunehmen, welche Sie schon lange im Sinne haben.

Ich bin damit einverstanden, begleiten Sie mich, Doctor. Ich will unsere neue Besitzung an der Spitze von Vauclain besuchen.

Diese Reise bietet jetzt gar keine Gefahr, fuhr nach kurzem Bedenken der Doctor fort; kein Caraibe wird sich auf dem Wege zeigen, Loinvillier hat Sie für immer von diesen schrecklichen Feinden befreit.

Es ist wahr, sagte bewegt die Generalin, der Graf übt schreckliche Wiedervergeltung gegen diese Unglücklichen; er vernichtete sie alle; und was wurde an Blut vergossen! Täglich gedenke ich in meinem Gebete jener unglück-

lichen Götzenverehrer, die ich eines Tages bekehrt zu sehen hoffte. —

Die Nacht war gekommen und der Himmel, dunkel wie das Meer, bedeckte sich mit Wolken, die kaum einige Sterne sehen ließen. Aus den Gemächern des Forts strömten die angezündeten Candelabers ihre Helle in die Finsterniß dieser stürmischen Nacht hinaus; jedes Fenster bildete einen großen erleuchteten Rahmen, dessen Schein sich in dem weißen Schaume der Wellen abspiegelte. In dem großen Zimmer, welches an den Audienzsaal stieß, versah ein Sclave den Dienst eines Thürstehers. Einige Damen und Offiziere des Hauses spielten im ersten Salon Karte, um die Zeit bis zum Souper auszufüllen.

Gnädige Frau, sagte ehrerbietig der Arzt, sich Marien nähernd, die wieder gedankenvoll durchs Fenster sah, man erwartet Sie ohne Zweifel.

Noch einige Augenblicke der Einsamkeit und der Freiheit! unterbrach ihn diese bittend! bin ich doch vom frühen Morgen an umgeben, beobachtet, gequält. Man nennt mich, leider mit Recht, die kleine Königin, denn ich erdulde die Sclaverei eines Thrones.

Ihr Gesundheitszustand, Madame, könnte Sie öfters entschuldigen und von diesen anstrengenden Pflichten befreien.

Ja, Sie haben Recht, und da ich heute müde und leidend bin, will ich auch bis zum Nachtessen Niemand sehen, und mich um Nichts bekümmern. Es ist doch Ihre Anordnung, Doctor, nicht wahr?

Der Herr Graf von Loinvillier, meldete ein Sclave, beide Flügelthüren öffnend.

Es ist mein Generallieutenant und hat mithin das Recht, zu jeder Stunde zu erscheinen, sagte bitter Marie, ich muß ihn empfangen und anhören. Gehen Sie, Herr Doctor; in einer Viertelstunde bin ich im Salon.

Die Generalin hatte sich gesetzt, mit einer Hand blätterte sie zerstreut in den auf dem Tische angehäuften Papieren; ihre andere, gegen den Busen gepreßt, schien unangenehme Gemüthsbewegungen niederdrücken zu wollen. Dennoch war ihre Miene ruhig und sie erwiederte den Gruß Loinvillier's mit einem Gleichmuthe, der weder ihr Mißvergnügen noch ihre Angst und Verlegenheit verrieth.

Der Graf näherte sich ihr mit jenem Ernste, welchen die Gewohnheit, seine Gefühle zu beherrschen, seiner Physiognomie aufgedrückt.

Marie glaubte dieses Mal noch der Erklärung, welche sie voraussah, zu entgehen, und daß ihr Generallieutenant nur von Geschäften mit ihr reden werde. Sie wagte daher ihre Augen auf diesen gefährlichen Mann, dessen Liebe und Haß ihr gleich fürchterlich war, zu richten und fragte mit leiser Stimme: Nun, Herr Graf, was bringen Sie heute? Haben Sie Nachrichten aus Frankreich? Ist irgend ein Schiff in Aussicht?

Nein, Madame, erwiederte dieser, das Meer ist unruhig, alles deutet auf Unwetter, und kein Schiff würde es wagen, sich der Küste zu nähern; sogar die vor Anker lagen, zogen sich in die Bucht zurück.

Ganz gut. Doch hoffe ich, daß wir diese Nacht weder zu Wasser noch zu Land Unfälle zu befürchten haben. Sowohl die Einwohner, als die Matrosen, werden ihre Vorkehrungen gegen den Sturm getroffen haben.

Die Colonisten sind im Allgemeinen leider so unvorsichtig, daß man genöthigt ist, an ihrer Statt Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Besonders einige Häuser längs des Strandes sind der Wuth des Wassers ausgesetzt, so daß darin diese Nacht zu schlafen unklug wäre. Ich ordnete daher an, Madame, daß Alles diese Wohnungen zu verlassen habe und bis morgen hier Unterkunft finden werde.

Und auch die Neger, mein Herr?

Die Neger? um diese bekümmerte ich mich nicht; ihre Herren mögen mit ihnen machen, was sie wollen. Meine Pflicht war es, für den Schutz der Bewohner, aber nicht für ihr Eigenthum zu sorgen. Auch Ihre Fürsorge, Madame, hat nicht nöthig, sich so weit zu erstrecken; jenen kömmt es zu, ihre Waaren und ihre Sclaven in Sicherheit zu bringen, und zu sorgen, daß das Meer heute Nacht ihre Magazine nicht plündert.

Aber wo sollen sie ihre Neger unterbringen, unterbrach ihn Marie, ohne Zweifel auf dem freien Felde; an den Schutz dieser Waare denkt man zuletzt, denn für sie befürchtet man nicht, was man von einer Kiste Indigo oder Zucker abzuwenden sucht. Nachdem sie bei schlechtem Wetter gearbeitet, werden sie unter den Mauern des Forts, ohne Schutz gegen Wind und Regen, schlafen sollen. Das Loos dieser Unglücklichen verschlimmert sich von Tag zu Tag, das will ich nicht, und ich halte es für die Pflicht meiner Stellung, sie zu schützen und ihnen zu helfen. Auch sie, mein Herr, sollen diese Nacht hier eine Zufluchtstätte finden.

Diese Fürsorge für die schwarze Race lag keineswegs in den Absichten Loinvilliers. In Amerika geboren und

erzogen, theilte er die unüberwindlichen Vorurtheile der Creolen; ein Neger war für ihn ein Hausthier, das er mit demselben Auge wie seinen Hund oder sein Pferd betrachtete. Diesesmal jedoch suchte er die gefühlvollen Absichten der Generalin nicht zu bekämpfen. Er nahm die Feder, um den gegebenen Befehl auszuführen, und fragte mit Kälte, durch welche etwas Ironie durchzuschimmern schien, ob sich ihre Menschenfreundlichkeit nicht auch noch auf die Angeworbenen erstrecke.

Ohne Zweifel, erwiederte sie lebhaft; diese Unglücklichen sind beklagenswerther als die Sclaven, ohngeachtet daß sie wie wir von weißer Abkunft sind. Und so war es in der That. Das, was man auf den Antillen Angeworbene nannte, waren arme Abentheurer, die keine andere Mittel hatten, ihre Ueberfahrt nach den Inseln zu bezahlen, als indem sie drei Jahre ihre Freiheit dafür hingaben. Die westindische Compagnie machte aus diesem traurigen Handel ein förmliches Geschäft, und unaufhörlich brachten die nach den Colonien gehenden Fahrzeuge hunderte solcher Unglücklichen, welche in der Hoffnung lebten, nach überstandener dreijähriger Sclaverei ihr Glück machen zu können. Während ihrer Dienstzeit aber waren sie bedauernswerther, als die Schwarzen, denn ihre Herren, die bloß drei Jahre ihres Lebens gekauft, schonten dieses weit weniger, als das ihrer Sclaven; unbekümmert darum, ob am Tage der Befreiung ihre Gesundheit gänzlich untergraben und sie eine Beute des Todes sein würden. Nie hatte der Colonial-Eigenthümer Rechenschaft abzulegen über die Art und Weise, mit welcher er seine Angeworbenen zu Arbeit und Gehorsam vermochte. Dieselben

Strafen, die seine Neger trafen, harrten auch ihrer; die Trägen und Widerspenstigen wurden körperlich gezüchtigt und in Gefängnisse geworfen. Daher war auch die Sterblichkeit eine auffallende in den Pflanzungen, welche von Individuen dieser Klasse bearbeitet wurden, deren Loos unstreitig elender, als das der wirklichen Sclaven war. Dennoch stellte sie das Vorurtheil weit über die Schwarzen. Diejenigen, welche diese harte Prüfung überlebten, machten oft in kurzer Zeit ihr Glück und gelangten mitunter zu einer schönen Stellung in der Gesellschaft; während ein freigelassener Neger weder seine Abkunft noch seine frühere Niedrigkeit vergessen machen konnte. Im Ganzen genommen war das Loos derjenigen, die auf die Inseln kamen, ganz der Willkür der Macht anheimgestellt. Jeder, der bei der Ausschiffung seine Existenzmittel nicht gehörig nachweisen konnte, wurde als Angeworbener betrachtet und augenblicklich einem Herrn zugetheilt. Diese Zustände erzeugten eine Menge himmelschreiender Ungerechtigkeiten, denen erst fünfzig Jahre nach der ersten Niederlassung der Colonisten in den französischen Antillen ein besonderes Gesetz ein Ziel steckte.

Graf Loinvillier schrieb einige Zeilen und schellte. Augenblicklich erschien die schwarze stumme Gestalt eines Sclaven an der Thüre. Der Graf gab ihm das Blatt; dann mit lächelnder Miene auf Marie zugehend, sagte er: Jetzt, Madame, können Sie über das Loos derjenigen, die Ihre Güte beschützt, beruhigt sein; daß diese Elenden Sie einen Augenblick beunruhigt, ist mehr Ehre und Glück, als sie verdienen; denn diese Angeworbenen sind nichts als dem Strick oder der Galeere verfallene Banditen, die sich

in Frankreich nicht mehr blicken lassen dürfen und darum in die Colonien flüchten. Man weiß nicht, wer sie sind, noch woher sie kommen; tausend Mährchen erzählen sie über ihre Abkunft, nie aber haben sie ein Papier, um das Gesagte zu beweisen. Glücklicherweise wird man dieser Vagabunden hier Herr, und die Peitsche gewöhnt sie besser zur Ordnung, als der Stock eines Aufsehers der Galeerruderknechte.

Allerdings, erwiederte Marie mit traurigem Ernste, Gerechtigkeit muß gehandhabt werden; aber auch für Alle. In gewissen Fällen können die Angeworbenen und selbst die Neger ihre Zuflucht zu meiner gesetzlichen Macht nehmen; jeder von ihnen hat ein Recht auf meinen Schutz, und ich werde ihnen denselben angedeihen lassen, wenn ihre Herren sie zu hart behandeln.

Bis jetzt, Madame, verlangte Keiner darnach, entgegnete kalt der Graf.

Die Generalin sah ihn fest an. Wer weiß? sagte sie, bin ich auch sicher, daß diejenigen, die meine Hülfe in Anspruch nehmen wollten, bis zu mir gelangen?

Das Lächeln, welches auf den Lippen des Grafen schwebte, verschwand; mit raschem unruhigen Blick beobachtete er Marie. Sie sah ernst und betrübt aus, aber nichts in ihren Mienen deutete auf böse Nebengedanken. Die Furcht, die sich seiner bemächtigt hatte, verschwand.

Alle schriftlichen Bitten und Beschwerden, Madame, werden Ihnen vorgelegt, Sie diktiren und unterzeichnen die Antworten; mehr können Sie wirklich nicht thun, Sie müßten denn wie der heilige Ludwig sich im freien Felde unter einen Baum setzen, um den Klagen Ihrer Untergebenen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ich sollte es vielleicht, um den Ungerechtigkeiten, die in meinem Namen geschehen, Einhalt zu thun.

Loinvillier erbebte innerlich und zum zweitenmal beobachtete er ängstlich die Miene Marien's.

Herr Graf, erwiederte diese mit der Ruhe, die ihr eigen, die Geschäfte sind für heute beendet, ich will mich in den Salon begeben.

Ich bitte noch um einen Augenblick, sagte bewegt Loinvillier, jetzt bitte ich um Gehör für mich.

Die Generalin erblaßte, faßte sich aber schnell und erwartete kalt die Erklärung, welche sie längst kommen sah und befürchtete.

Loinvillier täuschte sich nicht, was die Gefühle Marien's für ihn betraf; er wußte, daß diese Frau, für die er eine heftige, alles fähige Leidenschaft hegte, ihm entschieden abgeneigt war; er wußte aber auch, daß sie ihn fürchtete, und daß sie, um sich seinem Entschluß zu entziehen, einen andern Mann, den sie vielleicht liebte, zu Hülfe gerufen. Er wußte ebenso, auf welche Weise er sich dieses Nebenbuhlers entledigt hatte und baute auf das Uebergewicht seiner Stellung, um diesen, wie er voraussah, unerbittlichen Widerstand zu besiegen.

Madame, fuhr er fort, sich an Mariens Seite setzend, die kalt und theilnahmlos mit gesenktem Blicke dasaß, ich komme an diesem Abend, um Ihnen Dinge zu sagen, die mir eine strenge Rücksicht um keinen Tag früher zu offenbaren erlaubte. Bei dem Zustande, in dem sich mein Inneres befindet, weiß nur Gott, was mich dieses Jahr Stillschweigen gekostet. Endlich aber ist der Augenblick gekommen, wo ich die Rechte ansprechen darf, welche mir

derjenige hinterlassen hat, dessen Wille ihnen jederzeit so heilig war.

Welche Rechte, mein Herr? was wollen Sie sagen? unterbrach ihn erschrocken und zweifelnd Marie; Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihnen nie Versprechungen gemacht habe.

Das weiß ich, Madame; auch ist es nicht die Erfüllung eines von Ihnen gegebenen Versprechens, um die ich nachsuche; ich will Ihnen blos erzählen, was vor einem Jahr, als mich der General an sein Todtenbett kommen ließ, vorging. Erinnern Sie sich noch, Madame, des Zimmers, wo man blos Seufzer und Schluchzen hörte, des Platzes, wo Sie saßen, mir ist's, als sähe ich Sie noch, blaß, hinfällig und leblos wie eine Leiche, auch ich war da, der General lag in den letzten Zügen. Er reichte mir die Hand und sagte: Loinvillier, verwalten Sie das Erbe meines Sohnes bis zu seiner Großjährigkeit und eines Tages heirathen Sie meine Wittwe.

Herr Graf! rief Marie, sich gegen das Portrait des Generals wendend, Herr Graf, Gott hört Sie.

Gott und der, vor dessen verehrtem Bilde wir stehen, entgegnete Loinvillier, gegen das Portrait gewendet, das seinen unbeweglichen Blick auf Beide zu richten schien. Kein Zeuge hörte das, was ich Ihnen soeben sagte; aber bei meinem Glauben als Christ, bei meiner Ehre als Edelmann schwöre ich, es ist wahr. Ist das nicht genug, um Ihren Zweifel zu heben, Madame?

Ich glaube Ihnen, sagte Marie mit tonloser Stimme, den starren thränenlosen Blick immer auf das Bildniß ihres Gemahls gerichtet; ich glaube Ihnen; o mein Gott,

so konnte, der vor allen weise und gerecht war, sich auch einmal täuschen!

Loinvillier errieth diese Worte mehr als er sie hörte; ein bitteres Lächeln umzog seine Lippen, sein Auge blitzte unter den starken Augenbrauen; dennoch wußte er sich zu halten, und sagte gelassen:

Während Ihrer Trauer, Madame, mußte ich schweigen und durfte Sie meine Gefühle und Hoffnungen nur durch Thaten errathen lassen; doch konnten Sie mich, und das Ziel, wonach ich strebte, verstehen.

Ja, mein Herr, unterbrach sie ihn dumpf, ich gewahrte, daß ich in Ihnen entweder meinen zweiten Gemahl, oder meinen Todfeind sehen muß.

Loinvillier machte eine rasche Bewegung. Sie kennen meinen Stand und meine Verhältnisse, fuhr er dann wieder ruhig fort, beide stehen nicht unter der Ehre, um die ich mich bewerbe, und deren mich derjenige, den Sie Ihren Gemahl nannten, für würdig erachtet. Sie kennen jetzt seinen letzten Willen, und die Rechte, die er mir vorbehalten; ich erwarte Ihre Antwort.

Ehe ich diese gebe, fühle ich das Bedürfniß, zu beten und mich zu sammeln, sagte sich erhebend Marie; morgen, Herr Graf, morgen sollen Sie meinen Entschluß hören.

Die letzten Worte waren in einem Tone gesprochen, der für Loinvillier wenig Hoffnung verrieth; doch zeigte dieser weder Aerger noch Entmuthigung, und mit ruhiger Miene bot er der Generalin seinen Arm, um sie in den Salon zu geleiten, wo sie ihr kleiner Hofstaat erwartete.

Zwei Stunden später trat Marie, auf den Arm des Doctor Janson gestützt, gefolgt von einem Dutzend Sclaven, die sie alsbald verabschiedete, in ihr Schlafgemach. Palida allein blieb zurück und setzte sich auf die Schwelle der Thüre.

Mein Gott, was ich leide, klagte die junge Frau, sich auf den breiten von Bambusrohr geflochtenen Sessel fallen lassend, ich fühle in der Luft eine brennende Feuchtigkeit, die mich durchdringt und mir Fieber verursacht.

Ein Fieber aus Kummer und Unruhe, murmelte leise der Doctor, indem er seine knöchernen Finger an den Arm der Leidenden drückte, die ihr müdes Haupt auf die Rücklehne legte.

Tiefe Stille herrschte in den Gemächern des Forts; draußen brauste der Sturm und mit dumpfem Lärmen schlug das Meer gegen die Mauern; seine schaumigen Wellen schienen ein ungeheures Tuch zu bilden, dessen silberweiße Falten in der Dunkelheit dieser unheimlichen Nacht unaufhörlich auf- und niederrollten.

Frau von Enambuc hatte einige Zeit dem Getöse der Elemente gelauscht. Glücklicherweise ist wohl kein menschliches Geschöpf heute diesem fürchterlichen Meere ausgesetzt, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Die armen Leute, deren Wohnungen an der Küste liegen, sind hier in Sicherheit; wenn das Meer erst wieder ruhig ist, werden wir wohl kein unverbesserliches Unglück zu beklagen haben. Aber diese Nacht, wie wird sie mir lange scheinen, mein Gott; es wird mir nicht möglich sein, zu schlafen.

Versuchen Sie einige Tropfen hiervon, sagte der Arzt, der Generalin eine Tasse auf einer silbernen Platte rei-

chend. Wie Sie sich erinnern werden, hat dieser lindernde Trank Ihnen öfter schon ein wenig Schlaf verschafft.

Sie nahm folgsam einige Mund voll, dann die Tasse zurückschiebend sagte sie leise: Ich weiß nicht, was in mir vorgeht, aber mir ahnt ein Unglück, mein Kopf ist durch tausend Hirngespinnste verwirrt, mein Herz klopft, mir ist, als stünde mir eine große Gefahr bevor, . . . ich fürchte mich, Doctor; ich bitte, ich beschwöre Sie, bleiben Sie bei mir.

Ich verlasse Sie nicht, erwiederte besorgt der Arzt, fassen Sie Muth. Madame, sammeln Sie Ihre Gedanken, denn Sie werden sie in der schwierigen Lage, in der Sie sich befinden, nöthig haben. Ich nahm es auf mich, Ihnen den geistlichen Vater aus den Bergen hieher rufen zu lassen, er wird kommen, und zu ihm haben Sie ja Vertrauen.

Seine Ermahnungen trösten mich, er ist ein kluger, frommer Mann, er kennt die geheimen schweren Leiden meiner Seele, und wird mir helfen, dieser Verlegenheit, dieser schweren Angst zu entrinnen; seine Worte beruhigen mein Inneres und geben mir die Kraft und die Hoffnung, die mir fehlt. Seid ihr Beide meine Rathgeber, zeiget mir die Gerechtigkeit, die Wahrheit und meine Pflicht, denn ich verliere den Kopf, ich zweifle an mir selbst.

Der Doctor drückte schweigend die Hand, die ihm Marie reichte. Langsam erhob sich die junge Frau, mit schwachem, ungleichem Tritt das Zimmer zu durchschreiten. Ihre Gemüthsbewegung gebot ihr diese Veränderung, obschon ihre Kräfte kaum ausreichten. Vor einem Spiegel blieb sie stehen, und sich betrachtend sagte sie mit schwachem Lächeln: mein Gott, ich gleiche einer Todten.

Wirklich war es nicht mehr die schöne Marie, welche kurz vorher noch so frisch und blühend aussah; der strahlende und ruhige Ausdruck ihres Gesichts war durch trübe Niedergeschlagenheit verdrängt; eintönige Blässe bedeckte ihre Wangen, die jedoch von Zeit zu Zeit ein flüchtiges Roth überflog; nur ihr Blick besaß noch seine frühere Gewalt, unter den langen braunen Augenwimpern schien er feuriger, stolzer und durchdringender als je. Plötzlich wendete Marie schaudernd ihren Kopf gegen das Fenster.

Haben Sie gehört, Doctor? Die Schildwache im großen Hofe hat angerufen.

Es ist wahrscheinlich der Geistliche, der hierher kömmt, erwiederte der Arzt.

Hätte der nicht vorgezogen, warf Marie ein, durch die unteren Säle einzutreten? bei solchem Wetter ist es wahrlich nicht einladend, über den Hof zu gehen.

Sie näherte sich dem Fenster und sah hinaus. Der Regen schoß in Strömen von dem finsteren, nur durch einzelne Blitze zerrissenen Himmel herab; eine an der Mauer befindliche Laterne warf ihren spärlichen Schein auf die Schildwache, die mit gleichem Tritt den angewiesenen Raum durchmaß. Dichte Finsterniß herrschte in dem geräumigen Hofe, der die Kapelle von den übrigen Wohnungen des Forts trennte. Aus diesem Dunkel glänzte ein rother Schimmer herüber, in dessen Schein sich die gewölbte Thüre der Kapelle deutlich gewahren ließ.

Es sind Leute in der Kapelle, sagte erstaunt die Generalin, man öffnete so eben die Thüre, und ich sah Licht.

Es ist Mitternacht, mithin die Stunde, in der gewöhnlich der Geistliche seine Messe liest, vielleicht, daß er diese Nacht seine Andacht in der Kapelle feiert.

Plötzlich that sich die Thüre der Kapelle wieder auf und blieb geöffnet, ein Mann trat auf die Schwelle heraus, sein hoher Wuchs prägte sich wie eine schwarze Silhouette auf dem erleuchteten Hintergrunde aus; er blieb einige Zeit, den Arm gegen die Steinbrüstung gelehnt, in der Stellung eines schwer Ermüdeten stehen.

O Himmel! flüsterte bebend Marie, dieser Schatten — diese Gestalt — dieses Haar .... mein Gott, es ist Maubray!

Die Thüre der Kapelle schloß sich, Alles verschwand und ihr forschender Blick stierte in die dunkle Nacht. Der ehrwürdige Vater, meldete der Arzt, Marie sanft auf ihren Platz zurückführend.

Der eintretende Missionsgeistliche war ein alter Jacobinermönch von klarem festem Geiste und reich an Erfahrung. Zehn Jahre war er schon als Missionär in den Colonien, und hatte sich in seiner schwierigen Stellung allgemeine Anerkennung und großen Einfluß erworben.

Ehrwürdiger Vater, fragte ihm entgegengehend mit bewegter Stimme Frau von Enambuc, wissen Sie darum, daß Leute in der Kapelle sind?

Ja, Madame, erwiederte er lächelnd, Sie übten diese Nacht Gastfreundschaft gegen so Viele, daß man sie nirgends anders unterbringen konnte. Die Magazine und die unteren Säle sind angefüllt, denn es wurde eine Menge Waaren hiehergeschafft; als diese und vorab die Colonisten unter Obdach waren, blieb für die Angeworbenen und die Sclaven kein Raum mehr übrig. Auf mein Anrathen

brachte der Hauptmann Ihrer Garde die Schwarzen in den Ställen unter, und ich nahm die Weißen mit in die Kapelle. Heute Nacht ist dieses ihre Schlafstätte; ist es nicht billig, daß die Obdachlosen in dem Hause Gottes Schutz finden?

Angeworbene also sind es, welche die Nacht dort zubringen, sprach Marie für sich, ihre Miene wurde ruhiger und das Herz pochte langsamer; also nichts als eine Vision, ach, daß sein Bild mir immer und immer vorschwebt!

Mein Vater, hub sie nach einer Pause an, ich bedarf Ihres Raths, Sie leiteten und richteten mich in den schwierigsten Momenten meines Lebens auf, stehen Sie mir auch jetzt bei und helfen Sie mir diese Prüfung überstehen. Was ich befürchtete, mein Vater, hat sich ereignet. Sie erzählte ihre Begegnung mit Loinvillier, seinen Heirathsantrag, und wie sie entschlossen sei, am nächsten Tage ablehnend zu antworten. Ich bin überzeugt, fuhr sie fort, er redete die Wahrheit; aber mein Gewissen legt es mir nirgend wie die Pflicht auf, diesem fürchterlichen letzten Willen nachzukommen. Er, der im Himmel ist und den Grund meiner Seele sieht, kann mich darum nicht verurtheilen.

Meine Tochter, antwortete mit ernstem Tone der Geistliche, es ist dieß keine Gewissenssache, vor Gott sind Sie frei, aber der Graf von Loinvillier wird Ihren Willen durch die Macht des Stärkeren bezwingen. Er weiß wohl, was Sie zu dieser Verbindung nöthigen wird. Sie wissen nicht Alles, was hier vorgeht, und in welcher Gefahr Sie schweben. Es hat sich in der Colonie eine Parthei gegen Sie gebildet, zwar aus unbedeutenden Leuten bestehend, welche aber überall die Mehrzahl und die störrigsten sind. Was nützt es, daß die Anführer Ihnen ergeben, wenn die

Truppen hinwieder bereit sind, sich gegen Sie aufzulehnen. Alle diese Widerspenstigen fürchten den Grafen von Loinvillier und diejenigen, die sie seine spanische Garde nennen. Auch flößte ihnen der Baron Loinvillier von Poincy, Gouverneur zu Saint-Christoph, Achtung ein, der im Falle der Noth seinem Neffen ein oder zwei Schiffe voll kriegerisch Bewaffneter schickt, um sie zum Gehorsam zu bringen. Das ist's, was sie bis jetzt abhielt, einen Aufruhr zu wagen; man erinnert sich noch, auf welche Weise Sie der Graf an den Rothhäuten rächte, und ist überzeugt, daß er den Christen nicht mehr hingehen ließe, als den Heiden. Von dem Tage aber, wo er aufhörte, Ihr Generallieutenant zu sein und sich aus ihren Diensten zurückzöge, Madame, würde man Ihre Autorität nicht länger anerkennen, sie offen bekämpfen, und möglich sogar, daß man Sie nöthigt, ihr zu entsagen.

Niemals, mein Vater, niemals, unterbrach sie ihn rasch; keine menschliche Macht wäre im Stande, mich zu zwingen, das Recht meines Sohnes aufzugeben. Ich werde mich nicht von der Stelle entfernen, so lange der König die Macht, deren Sorgen mich tödten, in meinen Händen läßt.

Madame, bemerkte der Arzt, Sie haben vorhin eine Hoffnung ausgesprochen. Wenn Sie Herrn von Loinvillier Jemand entgegenstellen könnten, der ebenso fest, muthig und klug, wie er Ihnen zur Seite stünde, das wäre das einzige Mittel, seinen Einfluß zu entkräften.

Ja, wenn Maubray käme! seufzte Marie mit einem Tone, in dem Entmuthigung, Schmerz und zugleich glühende Ungeduld lag; aber er kommt nicht!

Augenscheinlich wußte der Geistliche, welche Angst und unsichere Hoffnung die Seele Marien's in sich verschloß, denn er erwiederte kopfschüttelnd: Jetzt ist keine Hoffnung mehr: sechs Monate sind's, daß er, um hierher zu kommen, San Domingo auf einem Schiffe verließ, von dem man nichts mehr gehört hat. Wir können zu Gott nur für die Ruhe seiner Seele beten.

Frau von Enambuc schrack zusammen; diese Worte machten den Eindruck einer fürchterlichen Gewißheit auf sie. Ja, sprach sie, den Kopf senkend, als ob sie sich in den Willen Gottes ergebe, alles ist vorbei!

Der Mönch versuchte jetzt nochmals das Gefährliche ihrer Lage und die Vortheile einer Vermählung mit dem Grafen Loinvillier darzustellen. Der Arzt vereinigte sich mit dem Beichtvater, und Beide, von gleicher Besorgniß ergriffen, gaben ihr einen und denselben Rath. Lange widerstand die unglückliche Frau; endlich geängstigt und theilweise überzeugt versprach sie, den Grafen nicht durch gänzliche Abweisung sich zu entfremden, ja ihm sogar Hoffnung zu lassen. Ihre Rathgeber verließen sie erst spät in der Nacht.

Gelobt sei Gott, sagte der Geistliche zum Arzte, als sie allein waren, daß er uns Worte eingab, die Generalin zu überzeugen. Der Entschluß, den sie gefaßt, erhält ihrem Sohn sein Erbe und sichert der Colonie den Frieden.

Ja, mein Vater, erwiederte dieser, aber er kann ihr das Leben kosten. —

Gegen Morgen ließ der Sturm nach, die angehäuften Wolken zertheilten sich und ließen den herrlichen Aufgang der Sonne sehen. Der Himmel zeigte wieder sein helles

Blau und kein Hauch bewegte die Luft; aber das grollende Meer wälzte noch immer seine Wasserberge gegen den Strand. Die Anpflanzungen der Einwohner hatten wenig Schaden genommen; die Zuckerrohrfelder standen im vollen Grün, die Büschel der Banaten ragten noch immer mit ihren langen wassergrünen Blättern über die Strohdächer der Negerhütten, nur die Küste hatte das Wasser mit Trümmern bedeckt.

Kaum war der Tag angebrochen, als eine allgemeine Bewegung den Abzug derjenigen anzeigte, welche diese Nacht in dem Fort Unterkunft gefunden. Frau von Enambuc war vor Müdigkeit eingeschlummert, dennoch hörte sie die Tritte und Stimmen der Abziehenden.

Palida, rief sie, sich erhebend, höre, die Neger und Angeworbenen gehen so eben hinweg; ich will diesen armen Leuten ein Almosen geben, reiche mir meine Börse.

Palida brachte ein kleines Säckchen von schwarzem Sammet, in welchem sich einige Hand voll Thaler befanden.

Gib ihnen Alles, sie sollen es unter sich theilen, ich will das Geld der Armen nicht zählen.

Palida öffnete das Fenster, steckte ihren dunklen Kopf hindurch und rief: Hier etwas von Madame für die Angeworbenen und die Sclaven; gleiches Theil für Jeden.

Sie schloß das Fenster wieder, ohne auf die zu achten, welche das reichliche Almosen aufhoben.

Es lebe die kleine Königin! riefen Stimmen im Hofe, dann vernahm man das Knallen von Peitschenhieben, und bald darauf war Alles wieder in seiner gewöhnlichen Ruhe und Ordnung.

Zur bestimmten Stunde erhob sich die Generalin, um zur Morgenmesse zu gehen. Der Sitte gemäß begleitete sie

der größte Theil ihres Hauses. Am Eingang der Kapelle fand sie Herrn von Loinvillier, der sie schweigend begrüßte, ihr das Weihwasser reichte, und sie auf ihren Platz führte. Die Schloßkapelle war mit einer Einfachheit ausgestattet, welche an die ersten Zeiten des Christenthums mahnte. Hier sah man weder Bilder noch Schnitzwerke, noch Vergoldungen; aber Blumen und Laub, der schönste Schmuck der Erde, wurden alle Tage reichlich zu ihrer Zier verwendet. Orangenäste und grünende Palmen schmückten den Altar, vor welchem rechts der Betstuhl Marien's stand. Das lange, mit einem weiten weißen Mußlin-Vorhang bedeckte Fenster ließ nur wenige Sonnenstrahlen ein, deren Schein auf den weißen Wänden ein ruhiges und angenehmes Licht verbreitete. Die einfache Kirche stimmte so recht zu Gebet und Andacht. Durch einen geräumigen Hof von den übrigen Gebäuden getrennt, erhob sie sich einsam auf dem Walle und blickte ernst in das Meer hinaus, dessen ewiges Gebrause unter ihrer Wölbung wiedertönte.

Frau von Enambuc kniete mit gesenkter Stirne in ihrem Betstuhl. Der Graf von Loinvillier stand hinter ihr und betrachtete sie mit neidischer Seligkeit. Sie verbarg ihr Gesicht in ihr Gebetbuch; er konnte nichts als ihren feinen weißen Hals und ihr langes Haar sehen, dessen goldene Locken aus einem schwarzseidenen Netze hervorquollen. Aber er errieth die Thränen, welche sie vergoß, und sein Herz bebte vor grausamer Freude, denn daran erkannte er, daß sie sich ergeben und sich selbst beweine. Seine unbeugsame Liebe, seine unversöhnliche Eifersucht triumphirte, und er gedachte ohne Reue des eigenthüm-

lichen Zwanges, der ihm diese Frau überlieferte, deren Herz für ihn verschlossen, vielleicht einem Andern angehörte.

Marie hatte sich wirklich ergeben, denn die geheime letzte Hoffnung, welche sie bis jetzt gestützt, war verschwunden. Gestern noch hoffte sie und fühlte einen Schimmer von Vertrauen und Muth ihre Brust erhellen; heute war alles erloschen. Sie beweinte den Tod Maubray's; schaudernd horchte sie dem Gebrause des Meeres, dessen furchtbare Abgründe ihn ohne Zweifel verschlungen. Der Geistliche stand am Altare, und alle Anwesenden folgten in stiller Andacht der Messe.

Marie kniete während des ganzen Gottesdienstes, beim letzten Evangelium erhob sie sich, als zufällig ihre Blicke auf die weiße Wand fielen, auf der einige frisch mit Kohle geschriebene Worte zu sehen waren. Die Buchstaben bildeten ein fast unleserliches Wort; aber Marie errieth es, denn das Gebetbuch entfiel ihren Händen, und zitternd, ergriffen, das Herz von Staunen, Zweifel und Schrecken erfüllt, sank sie wieder auf die Kniee, denn es war der Name Maubray, welchen sie auf der Mauer gelesen. Ihre Augen blieben starr auf den ungleichen, wie mit unsicherer Hand im Dunkel geschriebenen Buchstaben haften. Wie kam dieser ihrer ganzen Umgebung unbekannte Name hierher? Wer hatte ihn hier und in einem solchen Moment vor ihr Auge gebracht? War dieß eine Mahnung oder ein Vorwurf? Ihr Geist verlor sich in Muthmaßungen. Sofort bemächtigte sich ihrer der Gedanke, nur einer der Angeworbenen könne diesen Namen, der sie mit Verwirrung, mit neu auftauchender Hoffnung und tödtlichem Bangen erfüllte, niedergeschrieben haben. Aber warum dieses Geheimniß?

Wenn das Loos Maubray's von einem dieser Unglücklichen gekannt war, warum wurde sie nicht benachrichtigt? Warum hatte man nicht versucht, bis zu ihr zu dringen, um sie in Kenntniß zu setzen?

Während Marie regungslos und in Gedanken verloren auf den Knieen lag, mit dem Blick die Mauer anstarrend, sah Loinvillier, der sie beobachtete, bleich und unruhig nach derselben Stelle und Staunen und Zorn erfaßte ihn, denn auch er gewahrte den Namen. Einige Augenblicke später ging er fort; der Gottesdienst war beendet. Die Generalin blieb noch eine Viertelstunde in der Kapelle, um sich zu fassen und auf Mittel zu sinnen, die Wahrheit zu ergründen, durch welchen unbegreiflichen Zufall dieser ihr immer im Gedächtniß schwebende Namen ihr hier vor Augen gekommen sei. Als sie sich mit ihrem Gefolge zurückzog, fand sie Herrn von Loinvillier vor der Thüre, von einigen Leuten umgeben, zu denen er im barschen gebietenden Tone sprach, der Alles zittern machte.

Ricio, sagte er, zu einem riesenhaften Asturier gewendet, den seine Kameraden den heiligen Christoph nannten, gehe sogleich zu allen Einwohnern, deren Angeworbene die heutige Nacht in der Kapelle zugebracht; sage ihnen in meinem Namen, daß ich ihnen befehle, alle diese Kerle herzuschicken. Ich muß wissen, wer es wagte, seinen Heidennamen an die Wände dieses geheiligten Orts zu kritzeln. So wahr ich ein Christ bin, er soll mir dafür ordentlich büßen.

Mein Herr, bedeutete Frau von Enambuc vortretend, ich will diese Unglücklichen selbst verhören.

Man wird sie vor Ihr Angesicht bringen antwortete gelassen der Graf; hat Madame mir sonst noch Befehle zu ertheilen?

Ueber ein Kleines, folgen Sie mir, Herr Graf; sagte sie mißtrauisch; denn sie fürchtete, Loinvillier möchte die Angeworbenen vor ihr befragen.

Er bot ihr den Arm, und geleitete sie, ohne die geringste Verlegenheit kund zu geben, in ihre Gemächer; aber seine Blicke wendeten sich zu öfteren Malen nach dem Thore, und zwei- oder dreimal trat er an das Fenster, welches nach dem großen Hofe ging. Indessen saß Frau von Enambuc blaß, niedergedrückt und den Kopf in die Hände gestützt im Audienzsaal; in fürchterlicher Besorgniß wartete sie der Aufklärung, die sie nun ohne Zweifel über das Loos Maubray's erhalten sollte. Ihre Zerstreuung war so groß, daß sie selbst die Gegenwart des Grafen vergaß, der finster und mit unruhigem Schritt und ohne ein Wort zu reden den Saal langsam durchmaß.

Nach Verlauf einer Stunde kamen die Angeworbenen, von Ricio geführt. Beim Eintritt in den Saal wechselte der Asturier einen raschen und bedeutungsvollen Blick mit seinem Herrn. Nach diesem Zeichen umspielte ein leichtes Lächeln die Lippen des Grafen, das Blut kehrte in seine Wangen zurück, er schien wieder freier zu athmen, und sein forschender Blick ruhte mit heimlicher Freude auf Marien. Die Angeworbenen standen zitternd und verlegen an der Thüre; die armen, abgezehrten, von der Sonne verbrannten Leute waren kaum bekleidet. Ihr Anblick war trauriger und elender als der der Neger, denn ein tieferes moralisches Leiden, als das der Sclaven, war auf ihren Zügen zu lesen. Die Generalin warf einen raschen verlegenen Blick auf sie; alle diese Gesichter waren ihr fremd. Dann kam sie schnell von dem Anflug von Zweifel und Hoffnung

zurück, der ihr Herz heftiger pochen gemacht, und sie sagte leise vor sich hin: Welch ein thörigter Gedanke auch! — es war unmöglich!

Tretet Alle näher, befahl der Graf barsch.

Die Angeworbenen traten schüchtern und zitternd vor. Ihre Blicke wandten sich mit flehendem und ängstlichem Ausdruck gegen Frau von Enambuc. Sie waren voll Furcht, denn sie wußten nicht, wessen sie beschuldigt, und kannten die Züchtigungen, womit die leichtesten Fehler bestraft wurden. Das erste Wort der kleinen Königin jedoch beruhigte sie.

Meine Freunde, sagte sie mit sanfter Stimme, einer von euch hat gegen Gott gesündigt, indem er einen ungeweihten Namen an eine heilige Stätte schrieb. Ich habe euch kommen lassen, damit ihr mir saget, wer der Schuldige ist. Ich verspreche ihm im Voraus meine Verzeihung, er wird keine andere Strafe erleiden, als die durch den ehrwürdigen Vater ihm auferlegte Buße. Laßt sehen, gebe sich derjenige, der gefehlt hat, selbst an, um mir einen Beweis seiner Reue zu geben.

Die Leute sahen sich unter einander mit Verwunderung an; Niemand antwortete.

Wie? nahm Frau von Enambuc weiter mit Milde das Wort. Ihr schweigt? ich habe euch doch gänzliche Verzeihung versprochen. Geschwind, der Schuldige bekenne selbst.

Alle beharrten in Stillschweigen und entschuldigten sich mit verneinenden Geberden. Endlich trat Einer vor, und, sich auf die Knie vor Frau von Enambuc werfend, sagte er mit unterwürfiger und bekümmerter Miene:

Verzeihung, Madame, aber es ist fürwahr ganz unmöglich, daß einer von uns diesen Fehler begangen haben soll, denn keiner von uns kann seinen Namen lesen, viel weniger ihn schreiben.

Niemand von euch hat also den Namen Maubray an die Wand der Kapelle geschrieben? unterbrach ihn Frau von Enambuc mit bewegter Stimme.

Niemand, bei meiner Taufe und meinem ewigen Heil!

Bei dieser einfachen und bestimmten Erklärung ließ Marie muthlos den Kopf sinken und winkte den Leuten, sich zu entfernen. Im Augenblick, wo sie hinausgingen, besann sich derjenige, der das Wort geführt hatte, und sagte zu einem seiner Kameraden: Verzeih mir's Gott! ich habe vielleicht, ohne es zu wollen, die kleine Königin hintergangen. Es war diese Nacht Einer unter uns, für den wir nicht einstehen können: es war ein großer Matrose, den der Capitain Baillardet von St. Christoph mitgebracht hat, ein Duckmäuser, der den Mund nicht aufthat. Bei Anbruch des Tags ging er in dem großen Hofe spazieren, als wäre das schönste Wetter von der Welt gewesen.

Vorwärts! rief Ricio, indem er den Sprechenden mit dem Stiel seiner Pike stieß, vorwärts! oder bei Gott! ich lasse dich die Klinge einen Zoll tief unter der Haut fühlen.

Loinvillier war bei Frau von Enambuc geblieben; sie sann einen Augenblick nach, dann sagte sie mit dem zähen Eigensinn einer vereitelten Hoffnung und mit verlegener Beharrlichkeit: Die Kapelle war vom frühen Morgen an geöffnet; ohne Zweifel ist irgend ein Fremder hineingetreten und hat diesen Namen geschrieben; wir werden ihn entdecken, ich werde doch endlich die Wahrheit erfahren.

Es gibt unerklärbare Zufälle, erwiederte der Graf kalt.

Marie schüttelte den Kopf und antwortete nicht.

Wahrlich, Madame, bemerkte Loinvillier weiter, ein so unbedeutender Vorfall sollte Sie nicht so nachdenklich machen. Was kümmert Sie dieser Name? Es ist vielleicht der eines armen Teufels, der ihn an die Mauer der Kapelle wohl in Art eines Gelübdes geschrieben hat. Da Sie ihn nicht bestrafen lassen wollen, so däucht es mir unnütz, seiner Entdeckung nachzuforschen.

Marie sah den Grafen mit Unruhe an, es schien ihr, als läge eine grausame Ironie in seinen Worten und besonders in seinen Gesichtszügen, aber er setzte alsbald mit einem ruhigen unbefangenen Ton, der sie besänftigte, hinzu:

Hierin jedoch, wie in allen Dingen, wird man Madame Gehorsam leisten; wenn Sie wollen, so sollen alle Leute hier erscheinen, die fähig sind, ihren Namen zu schreiben. Die Anzahl wird nicht sehr beträchtlich sein, denn Ihre Unterthanen sind im Allgemeinen nicht sonderlich gelehrt.

Sie können noch scherzen, Herr Graf! unterbrach sie ihn mit verletztem Stolz.

Gott behüte mich davor, Madame, antwortete er mit ernsterem Ton, meine Seele ist eben so sehr mit Gedanken erfüllt, wie die Ihre, aber an höhere Angelegenheiten. In Beziehung auf unsere gestrige Unterredung, haben Sie vielleicht jetzt eine Antwort für mich?

Mein Herr Graf, sagte Marie, indem sie die Hand an ihre brennende Stirne legte, ich habe die ganze Nacht daran gedacht, ich habe zu Gott gebetet, und dennoch vermag ich Ihnen noch nichts zu sagen. Ich bedarf noch etwas Zeit.

Ich werde warten, Madame, sagte Loinvillier mit einer Miene voll Vertrauen und Ruhe.

Bei diesen Worten verbeugte er sich und ging. Frau von Enambuc verbrachte übrigens den Rest des Tags in der peinlichsten Unschlüssigkeit; alle Nachforschungen, die sie anbefahl, führten zu nichts, und sie dachte endlich wie Loinvillier, daß es unerklärliche Zufälle gibt. Denselben Abend verbreitete sich die Nachricht, daß ein Angeworbener in der Pflanzung du Precheur seinem Herrn zwei Messerstiche versetzt habe. Der Graf theilte die Kunde der Generalin mit.

Diesen Morgen, sagte er, ist ein braver Seemann, Namens Baillardet, von einem dieser Menschen, einem Angeworbenen, den er aus St. Christoph mitgebracht, verwundet worden; ein Verbrechen, das nicht ungestraft bleiben kann: man muß ein Exempel geben.

Ein Todesurtheil! unterbrach ihn Marie erschrocken, es wäre das erste, seit ich hier befehle . . . .

Es muß Gerechtigkeit geübt werden: wer tödtet, muß wieder getödtet werden.

Dieser Unglückliche hat das Verbrechen aber nicht vollbracht; Sie sprechen von Wunden . . . .

Ja; aber es betrifft einen Angeworbenen, welcher die Hand gegen seinen Herrn erhoben hat. Hätte er ihn auch nur berührt, so wäre dieß hinreichend, daß er gehangen werde. Ein Exempel ist zur Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe der Colonie und unserer eigenen Sicherheit wegen nöthig. Die Sclaven und die Angeworbenen zittern vor den freien Weißen, denen sie angehören; aber ihrer sind zu fünfzig gegen Einen. Was würde aus uns werden, Ma-

dame, wenn sie nicht mehr durch Furcht vor Strafen im Zaum gehalten würden?

Ja, ich weiß, daß dem Schuldigen weder Barmherzigkeit noch Verzeihung werden darf, antwortete Frau von Enambuc mit trauriger Ueberzeugung; aber ich will meinen Namen nicht unter sein Todesurtheil setzen: Sie, mein Herr, mögen es als mein Generallieutenant vollziehen. Morgen reise ich nach Vauclain ab. Gerechtigkeit muß geübt werden! Ich werde zurückkommen, wenn Alles vorbei ist.

In jener Zeit war das Innere der Insel nur durch einige Pflanzer bevölkert, deren Wohnungen eine von der andern durch undurchdringliche Waldungen und tiefe Thäler getrennt, seltene Stationen inmitten dieses öden Landes bildeten. Je mehr man sich von der westlichen Küste entfernte, nahmen diese einsamen Gegenden einen rauheren Anstrich an; man fand keine Spur eines Menschen, kein Zeichen menschlicher Arbeit; es war die unfruchtbare und herrliche Pracht der Wüsten in ihrer ganzen wilden Schönheit.

Frau von Enambuc reiste mit einem zahlreichen Gefolge nach der Landspitze von Vauclain ab. Sie ruhete in einer Sänfte, von zwölf kräftigen Negern getragen, welche von Stunde zu Stunde sich ablösten. Doctor Janson und der ehrwürdige Vater ritten ihr zur Seite auf friedfertigen Maulthieren; Dienerinnen folgten zu Pferde, und nach diesen schwarzen Amazonen einige dreißig Sclaven zu Fuß, welche das Gepäck trugen. Eine Abtheilung Garden begleitete die Karawane, die Muskete im Arm, und zwei Führer gingen voraus. In der mit Vorhängen geschmück-

ten Sänfte malerisch liegend, ihr schönes Kind auf dem Schooße, glich Marie wahrhaft einer jener sorglosen Herrscherinnen, welche das indische Volk in Staub gebückt von weitem vorüber ziehen sieht. Sie war traurig, schmachtend und schön wie die gekrönten Sclavinnen der Sultane. Die herbeieilenden Schwarzen riefen auf ihrem Wege: „Es lebe die kleine Königin!" Allenthalben standen die Milizen der Bezirke unter den Waffen. Die Pflanzer, durch deren Besitzungen sie zog, kamen herbei, sie zu begrüßen und ihr Geschenke darzubringen. Aber schon am zweiten Tage ihrer Reise befand sie sich in den Einöden, die vor Zeiten von Rothhäuten bewohnt und vielleicht noch nie von einem Weißen betreten waren. Die Karawane rückte in diesen ungeheuren Ebenen, und in diesen Wälden, durch die kein anderer Weg als das ausgetrocknete Bett eines Waldstroms führte, nur langsam vor. Des Nachts mußte man eine Art Laubzelt errichten, und Marie schlief mit ihrem Sohne unter dem Blätterdach des Blumenrohrs, das von vier Pfählen gestützt war. So wie es der Doctor vorausgesagt, belebte sie die Bewegung der Reise, und in dem Anblick dieser ruhigen und lachenden Natur erholte sich ihre Seele. Der dumpfe Schmerz, die tiefe Niedergeschlagenheit, worin sie versunken, verwandelten sich in eine ruhige Melancholie. Sie vergaß die Sorgen der Gegenwart, und die Unruhen der Zukunft; ein unbestimmtes Hoffen durchströmte sie, und sie fühlte sich einen Augenblick neu aufleben.

Die sinkende Sonne barg ihren letzten Schimmer hinter dem Gebirge, als die Karawane auf den Höhen ankam, welche die Spitze von Vauclain beherrschen. Keine Worte vermögen die Reize der Landschaft zu beschreiben,

welche sich nun den Blicken der Generalin darboten. In der sanften Dämmerung, welche Erde und Himmel umschleierte, sah sie zu ihren Füßen Ebenen, deren frisches Grün ihr die schönen Gefilde von Frankreich zurückrief, dort die großen grünen Laubbogen eines herrlichen Palmenwaldes und drüben den unermeßlichen Ocean, der an Felsriffen seine dunklen schaumgekräuselten Wogen brach. Köstliche Wohlgerüche stiegen aus dem fruchtbaren Boden empor und eine reine frische Luft bewegte das dichte Gezweige, worin die Vögel noch ihr letztes Abendgezwitscher hielten.

Wir sind hier im gelobten Lande! rief der ehrwürdige Vater in biblischer Emphase, wir sind hier im Thale Hebron!

Es fehlen nur die Heerden und die Patriarchen, meinte der Doctor, denn die Neger, die da unten arbeiten, gleichen wenig einem Hirtenvolke. Einige fünfzig Sclaven nämlich gruben gebückt inmitten eines Zuckerrohrfeldes die Erde nach dem Commando ihres Aufsehers im Tact um, und erinnerten an nichts so wenig als an Jacob's friedliche Schäfer. Am Saume des Erdstrichs, den sie bebauten, erhob sich ein großes Haus mit Blättern der Fächerpalme gedeckt und von Orangenzweigen beschattet. Das war die neue Wohnung, aufgeführt auf dem Platze, wo noch kürzlich die Erdhütten der Rothhäute gestanden.

Eine Art Dorf fing an sich in der Umgegend zu bilden, und eine kleine Kirche wurde erbaut. Die Generalin wurde von dem Vogte feierlich empfangen und in seine Behausung eingeführt; es gab einen Augenblick des Tumults und der Verwirrung; die Arbeiten hörten auf, und Jedermann lief herbei, um die kleine Königin zu sehen. Die armen Schwarzen drängten sich an der Thüre scheu und

furchtsam und schlugen mit Freudengeschrei in die Hände. Diese Beweise der Liebe rührten Marien bis tief in die Seele; zum erstenmale seit langer Zeit überkam sie ein Gefühl der Freude, das Schicksal dieser Unglücklichen hing von ihr allein ab, sie konnte es erleichtern. Sofort gab sie Befehle dieses Inhaltes, welche durch den Vogt veröffentlicht, die Sclaven in Jubel versetzten. Zwei Stunden später befand sich Marie in der Gallerie, welche ihr als Schlafzimmer dienen sollte. Ihre Dienerinnen hatten sich zurückgezogen; Palida allein wachte am Fenster stehend. Der Mond ging heiter und klar über den Savannen auf; der Wind zitterte im Laub der Palmen, von ferne ließ sich zuweilen der dumpfe Ton des Tamtam vernehmen; die Sclaven tanzten beim Mondenscheine im Ufersande.

Palida, fragte die Gebieterin, sich langsam von ihrer Hängematte erhebend, was betrachtest du so aufmerksam?

Den Baum, worunter das Laubzelt meiner Mutter stand, antwortete die Sclavin. Wir sind an demselben Ort, wo einst die Rothhäute ihre Hütten hatten.

Du erinnerst dich dessen? Du erkennst diese Gegend?

Ich bin hier geboren und habe hier meine Mutter sterben sehen, antwortete Palida mit bewegter Stimme.

Armes Mädchen! seufzte Marie.

Die Sclavin legte sich zu den Füßen ihrer Herrin nieder.

Du weinst, Palida? sprach die Generalin sanft; und doch sagtest du mir, daß die Frauen bei den Rothhäuten Sclavinnen sind, und daß, wenn du frei wärest, du nicht wieder zu den Deinigen zurückkehren würdest.

Nie, nie könnte ich leben wie sie, sagte sie lebhaft; aber ich bedaure sie! O wenn ich an jene entsetzliche Metzelei

denke, — hier war es . . . . . die Frauen, die Kinder, die Greise, alle wurden getödtet . . . . keine Spur mehr von ihren Hütten; das Feuer hat Alles verzehrt . . . Ach Herrin, es gibt unerbittliche Menschen unter den Weißen wie unter den Rothhäuten, unter den Christen wie unter den Götzenanbetern.

Der Graf von Loinvillier! sprach leise Frau von Enambuc; o Palida, wie fürchte ich diesen Mann!

Sie betete; dann sagte sie mit einem Anflug von Vertrauen und Muth: Mein Herz ist ruhiger, ich befinde mich hier wohl. Palida, ich glaube, daß ich zum erstenmal seit langer Zeit ruhig schlafen werde, und möge Gott mir für morgen einiges Glück vorbehalten. Bei diesen Worten legte sie einen ihrer Arme unter ihr müdes Haupt und schloß die Augen. Palida gab der Hängematte einen leisen Stoß und wiegte sanft ihre Herrin ein, welche bald in einen ruhigen Schlummer verfiel. Gegen Morgen wurde Frau von Enambuc durch ein heftiges Gebell der Hunde geweckt.

Was ist das, Palida? Was geht vor? sagte sie, indem sie sich erschrocken aufrichtete.

Ich sehe nichts, Herrin, antwortete diese, als einen armen Schwarzen, der da unten aufgehalten wird; Heilige Mutter Gottes! man sollte meinen, die Hunde wollen ihn zerreißen; gewiß gehört er nicht zu dieser Pflanzung.

Vielleicht ein flüchtiger Neger, der um Gnade bittet; sie soll ihm werden, sagte die Generalin, indem sie wieder die Augen schloß. —

Denselben Tag machte Marie nach dem Frühstück einen Ausflug in der Sänfte. Der Doctor und der Geistliche begleiteten Sie, auch ein Theil ihrer Wache folgte.

Im Augenblick, wo sie durch die Allee der Ansiedlung kam, trat plötzlich ein Neger hinter einer dichten Baumgruppe hervor, wo er sich verborgen gehalten, und warf sich vor der Sänfte nieder. Die Wache versuchte ihn zurückzustoßen, aber er drang beherzt bis zu der kleinen Königin, und sagte, indem er einen Beutel von schwarzem Sammet zu ihren Füßen legte: Herrin, ein armer Weißer schickt dir dieses.

Palida hob den Beutel auf und übergab ihn der Gebieterin, die ihn mit einer Geberde der Verwunderung aufnahm.

Was soll dieses Geschenk? sagte sie. Dieß ist ja der Beutel, den ich jüngst den Angeworbenen mit einem Almosen reichen ließ.

Bei diesen Worten öffnete sie ihn. Innen befand sich ein Thaler, dessen Gepräge abgeschliffen und durch scharf eingeritzte Buchstaben ersetzt war. Kaum hatte Marie diese erblickt, als sie mit einem dumpfen Schrei in die Höhe fuhr: sie las zum zweitenmal den Namen Maubray.

Wer hat dir dieß gegeben? fragte sie den Neger, der vor ihr kniete.

Ein armer weißer Angeworbener, welcher gehangen werden soll, weil er die Hand gegen seinen Herrn erhoben.

Ein Angeworbener? ein Angeworbener des Kapitain Baillardet? rief sie.

Ja derselbe; er wurde in der Ansiedlung du Precheur gefangen genommen, nachdem er den bösen Streich vollführt.

Du warst dabei? du hast Alles gesehen? du kennst Maubray? unterbrach sie ihn mit kaum hörbarer Stimme.

Ich kenne ihn, es ist ein guter kleiner Weißer. Wir haben zusammen gerudert. Wie er gefangen wurde, folgte

ich ihm. Als er nach St. Pierre kam, verlangte er die kleine Königin zu sprechen, und da man ihm sagte, sie sei verreist, hat er mir dieses gegeben, und ich habe versprochen, es ihr zu überbringen.

Und seitdem sind zwei Tage verstrichen, schon zwei Tage! rief Marie mit einem tiefen Seufzer; darauf wandte sie sich zu ihrem erstaunten Gefolge und sagte kurz: Zu Pferde! Augenblicklich zu Pferde! Wir müssen noch heute Abend in Fort-royal sein. Dort will ich mich einschiffen, und wenn der Wind günstig ist, treffe ich noch diese Nacht in St. Pierre ein. O mein Gott! gib, daß ich noch zur rechten Zeit ankomme!

Madame, sagte der erschrockene Doctor, gedenken Sie so zu reisen, krank und schwach wie Sie sind, wollen Sie sich tödten?

O Himmel, er, er soll sterben, er ist vielleicht schon todt! antwortete sie weinend: wenn ich nur noch zeitig genug komme! . . . . Zu Pferde! Lasset die Führer kommen; sie sollen mich den kürzesten Weg geleiten; mich kümmert weder Anstrengung noch Gefahr; gerne will ich Alles erdulden: aber ich muß dort sein; ich muß, hören Sie? sonst ist Maubray verloren!

Wir werden Sie nicht verlassen, Madame, sagte der Mönch; auf der Stelle begleiten wir Sie.

Sie hatte bereits die Sänfte verlassen und beeilte mit schweigender Ungeduld die Vorbereitungen der Abreise. Der Doctor näherte sich dem Pater und sagte betroffen zu ihm: In dem Zustande, worin Madame sich befindet, kann sie nicht anders als zwischen ihrem Arzt und ihrem Beichtvater reisen; sie könnte unterwegs sterben, mein Vater.

Es sind nicht die Beschwerden und Leiden des Körpers, welche sie tödten würden, antwortete der Mönch, den Kopf schüttelnd.

Einige Augenblicke später saß Frau von Enambuc zu Pferde; die gewaltsame Erschütterung hatte ihre Kräfte erneuert; eine fieberhafte Erregung überzog ihre Wangen mit einer leichten Röthe, und gab ihrem Blicke Glanz und Leben.

Vorwärts! rief sie, auf einmal wieder stark und muthig geworden, vorwärts, ich muß mit Gottes Hülfe die Nacht noch in St. Pierre sein. Vorwärts im Galopp und immer den kürzesten Weg! Sie jagte fort, nur gefolgt vom Doctor, dem Geistlichen und Palida. Zwei Führer liefen voran. Der Zug ging durch Wälder und an Abgründen vorbei; ohne von der geraden Richtung abzuweichen, welche vom Fuße des Berges Vauclain nach der Bucht des Fort-royal führt. Frau von Enambuc erhob die Hände zum Himmel, als sie das Meer erblickte: der Wind war günstig, und in drei Stunden konnte man St. Pierre erreichen.

Es war ungefähr sechs Uhr Abends und eine starke Briese wehte von Südost. Die Generalin, im Hintergrunde der Barke sitzend und die Hand an der Stirne, berechnete mit banger Angst, wie viel Zeit wohl erforderlich gewesen, um Maubray zu verurtheilen. Die gerichtlichen Förmlichkeiten dauerten nicht lange, ein Criminal-Proceß konnte in vier und zwanzig Stunden beendigt sein; aber wenn der Ausspruch geschehen, war es Brauch, dem Verurtheilten noch die letzte Nacht zu lassen, auf daß er sich mit dem Heil seiner Seele beschäftige: — sie konnte also noch zur rechten Zeit eintreffen. Die Barke flog, den Wind hinter sich, lange

Wasserfurchen zurücklassend. Bald ging der Mond auf und goß über den Horizont sein blasses Licht aus. Eine milde Helle verdrängte die dunkle Dämmerung, welche die Natur einen Augenblick umhüllt hatte. Die Krümmungen des Ufers zeichneten sich in scharfen Abrissen auf dem tiefen Blau des Meeres; alle Einzelpunkte der Landschaft wurden sichtbar, aber in matterer Färbung, ähnlich den Malereien Grau in Grau. Nur das Geräusch des Windes, der in das Segel schlug, war zu hören und dazwischen je zuweilen das Knarren des Steuerruders. Doctor Janson und der Geistliche sprachen leise miteinander. Die Generalin saß, die Arme gekreuzt und den Kopf gesenkt, unbeweglich in der Barke. Nach Verlauf von ungefähr drei Stunden zeigten sich in der Entfernung einige Lichter; die Rhede von St. Pierre war erreicht. Der Mond verbreitete jetzt ein so lebhaftes Licht, daß die Gegenstände längs der Küste leicht zu unterscheiden waren. Bei der Einfahrt in die Bucht erkannte Marie den Ort, den man den Felsenkopf nannte; fast ohnmächtig wandte sie sich ab, drückte den Arm der Sclavin, welche zu ihren Füßen saß, und sagte mit brechender Stimme: Palida, siehe hin, was siehst du am Ufer über dem Felsenkopf?

Jesus! schrie das junge Mädchen auf, ich sehe den Galgen.

Frau von Enambuc machte eine heftige Bewegung und versuchte hinzublicken; aber ihr getrübtes Auge unterschied nichts, da fiel sie auf die Kniee und sprach verzweifelnd: Siehe noch einmal hin, was erblickst du daran? einen Menschen? . . .

Nein, nichts als die ausgestreckten Arme des Galgens, antwortete Palida.

Ach! er lebt! er lebt, habe Dank, o mein Gott! rief die Generalin. Dann lehnte sie sich auf die Schulter Palida's, stieß einen tiefen Seufzer aus und wurde ohnmächtig.

Wenige Augenblicke später ankerte die Barke vor dem Fort St. Pierre. Es war ungefähr 10 Uhr Abends. Frau von Enambuc, kaum aus ihrer Ohnmacht erwacht, trat ans Land, sie faßte den Arm ihrer Sclavin und sprach mit Entschlossenheit, die Augen gegen die Fenster des Forts gerichtet: da oben erwartet man mich nicht; aber ich bin da!

Der Arzt und der Priester, unruhig über das, was sich nun begeben würde, versuchten sie zurückzuhalten und sie zu überreden, daß einer von ihnen ihre Zurückkunft anmelden müsse.

Nein, nein, mein Vater, entgegnete sie dem Geistlichen, ich muß vor Herrn von Loinvillier erscheinen, ohne daß er vorher einen einzigen Augenblick zu Vorkehrungen finde. Sie wissen nicht Alles .... nein, Sie wissen nichts .... und mir selbst ist das Geheimniß dieser schauderhaften Bosheit unbekannt ... aber ich ahne es jetzt, und werde bald Alles erfahren. Kommen Sie, kommen Sie, Gerechtigkeit muß sein ... ich schwöre es bei dem Heil meiner Seele!

Bei diesen Worten ging sie allein und allen voran auf das Fort zu. Alles schlief schon, tiefe Stille herrschte längs dem Ufer. Die Schildwache am Eingange des großen Thors rief: Wer da?

Madame und ihr Gefolge, antwortete der Mönch. Sie traten in den großen Hof; als sie ihn durchschritten,

bemerkte Frau von Enambuc Licht in der Kapelle, an deren Schwelle mehrere Männer standen.

Gott, schrie sie, dort ist er! und zitternd, außer sich, die Hände zum Himmel erhebend, ging sie der Kapelle zu; aber die Männer, die an der Schwelle standen, verweigerten ihr den Eintritt: Niemand hatte sie erkannt, denn ihr Gesicht war unter der Kapuze ihres Mantels versteckt.

Holla! mein Schätzchen, was suchst du hier? rief der Asturier Ricio; weißt du nicht, daß darin ein Mensch ist, der mit Niemand anders mehr, als mit dem Priester und dem Henker zu schaffen hat? Niemand anders wird ihn diese Nacht, die letzte seines Lebens, sehen; zurück also!

Die Generalin enthüllte ihr Antlitz und blickte den Spanier an, der wie versteinert dastand und sich alsbald zurückzog. Der Verurtheilte befand sich allein in der Kapelle und kniete neben Mariens Betstuhl; seine Hände waren durch Fesseln auseinander gehalten und seine Füße so eng zusammengekettet, daß er weder einen Schritt thun noch die Arme zusammenbringen konnte. Eine Sclaven-Jacke umhüllte ihn und sein langes hellblondes Haar rollte über die grobe Bekleidung herab. Die Altarlampe beleuchtete sein ganzes Gesicht, dessen Züge ruhig und gesammelt erschienen. Bei dem Geräusche, welches Mariens Eintreten verursachte, wandte er den Kopf nicht herum, und sie konnte sich ihm nähern, ohne daß er sie gesehen. Als sie in seiner Nähe war, betrachtete sie ihn einen Augenblick unaussprechlich bewegt; mit tiefer mitleidiger Rührung und zugleich mit unendlicher Freude erkannte sie nach und nach diese abgezehrten Züge, dieses schöne Haar, diese edle Haltung des Kopfes, welche so viel Elend, Leiden und Schmach

nicht verändert hatten; dann kniete sie in ihrem Betstuhl nieder: Maubray! sagte sie leise zu ihm gewendet.

Der Ton dieser Stimme durchzuckte ihn, seine Lippen erblaßten und er rief, indem er die Hände zu falten versuchte: Marie, theure Marie! Gott im Himmel! ist dieß keine Erscheinung?

Ich bin es selbst; antwortete sie mit einer Stimme, welche das Uebermaß der Bewegung gebrochen hatte; ich bin es, Heinrich, ich komme, Sie zu retten. Gott sei gepriesen, daß er mich noch zu rechter Zeit kommen ließ! danken wir ihm dafür, Heinrich.

Sie sammelte sich und betete einen Augenblick mit zum Himmel erhobenen Augen, dann sagte sie, indem sie Maubray die Hand reichte: Stehen Sie auf, Maubray, und kommen Sie mit mir.

Er richtete sich mit Anstrengung auf, so sehr war er entkräftet und straff zusammengekettet; da unterstützte sie ihn, und mit thränenden Augen fügte sie hinzu: Stützen Sie sich auf mich, Heinrich . . . O! wie haben Sie gelitten, ach! und wie viel auch ich!

O Marie, Marie! ja Sie sind es, sagte er, indem er die Hand, die ihn stützte, gegen seine Brust drückte, aber bald der unerwarteten Wendung unterliegend blieb er stehen und warf auf Marien einen erlöschenden Blick.

Heinrich! rief sie, Heinrich, Sie werden blaß!

Es ist nur eine vorübergehende Schwäche, antwortete er; vor wenig Augenblicken noch war ich ruhig im Angesicht des Todes; mein Herz schlug nicht schneller, ich zitterte nicht . . . aber jetzt fühle ich mich schwach . . . Marie, dieses unverhoffte große Glück übersteigt meine Kräfte, ich

unterliege ihm . . . Marie, ich bin schwach . . . jetzt fürchte ich den Tod, denn ich will leben . . . . Aber wissen Sie auch, daß ich verurtheilt bin, verurtheilt zu einem schimpflichen Tode, daß der Galgen bereits errichtet und daß nur diese Nacht noch mein ist?

Ja, entgegnete sie, aber ich bin hier!

Das Gefolge der Generalin war an der Schwelle der Kapelle stehen geblieben; jedermann wartete betroffen, was da werden solle; die Männer, die den Verurtheilten bewachten und die der spanischen Wache des Grafen angehörten, hatten sich zu beiden Seiten der Thüre aufgestellt. Die Generalin schritt auf sie zu mit stolzem gebieterischem Blick, vielleicht weil sie Widerstand gegen ihre Befehle voraussah; mit der einen Hand hielt sie die Kette, welche an das Halseisen Maubray's befestigt war.

Entfernt euch, sprach sie zu den Spaniern, es ist hier Niemand mehr zu bewachen.

Madame, entgegnete der Eine nach einiger Zögerung, wir sind dem Grafen für den Gefangenen verantwortlich . . .

Ich nehme Alles auf mich, unterbrach sie ihn, und ihr seid meinem Generallieutenant keine Rechenschaft dafür schuldig; geht!

Sie gehorchten. Frau von Enambuc befahl, dem Gefangenen die Ketten zu lösen, dann sagte sie zu ihm: Ihre Hand, mein Herr, begleiten Sie mich.

Er bot ihr seinen blutrünstigen Arm dar, auf den sie sanft ihre mit einem seidenen Handschuh bedeckte Hand legte, und siehe da: die kleine Königin schritt nun, von einem armen Angeworbenen geführt, dahin, welcher mit grobem Tuche nothdürftig bekleidet war, und dessen nackte Füße

noch die Spuren der Eisenringe trugen, mit denen sie lange Zeit an den Block geschmiedet waren. Sie gingen durch den großen Hof; als sie den Bau betraten, erschien Herr von Loinvillier oben an der Treppe. Ricio hatte ihm bereits den Vorgang hinterbracht.

O mein gütiger Heiland! flüsterte der Priester leise dem Doctor zu, was wird das werden?

Man ging schweigend in den Audienzsaal. Die Generalin zeigte eine ruhige Haltung, feste Willenskraft leuchtete aus ihrem Blick, und der Graf befand sich kaum ihr gegenüber, als er auch schon inne wurde, daß sie nicht allein Maubray retten, sondern auch ihn zu rächen versuchen würde. Als sie eingetreten waren, setzte sie sich und wies auf die um den Tisch gereihten Stühle, gleichsam um diejenigen, die ihr folgten, zum Sitzen einzuladen; aber Alles blieb stehen. Herr von Loinvillier näherte sich schweigend, seine Gesichtszüge, einen Augenblick verwirrt, waren wieder kalt und kühn. Nur einen Moment sah er den Gefangenen an, dann wandte er den Kopf ab, und schien die Erklärung des Geschehenen zu erwarten. Der Geistliche und der Arzt standen an der Seite der Generalin; Maubray stand unbeweglich vor ihr in der Stellung eines Menschen, der sich von der heftigen Gemüthsbewegung, welche alle Körperkräfte lähmt, kaum zu erholen vermag.

Herr Marquis, sprach langsam Marie zu ihm gewendet, es haben sich Dinge zugetragen, um welche ich nichts weiß, und über die Sie allein Auskunft geben können. Sprechen Sie, wie kommt es, daß ich einen guten Edelmann, einen der tapfersten und getreuesten Diener des verewigten Königs von England, in einer so entsetzlichen Lage

finde? Wie kommt es, daß er sich in seinem Unglück nicht an mich, die hier befiehlt, gewendet hat?

Weil es ihm, sich Ihnen zu nähern, Madame, unmöglich gemacht wurde, antwortete Maubray, weil er das Opfer der scheußlichsten Bosheit war.

Fahren Sie fort, bedeutete die Generalin, indem sie den Grafen ansah.

Die Erzählung von so viel Elend und Leiden, Madame, wird Ihnen kaum glaublich erscheinen, fuhr Maubray mit trauriger Bitterkeit fort. Es sind ungefähr sechs Monate, daß ich St. Domingo auf einem kleinen Schnellsegler verließ, welcher die spanische Flagge führte. Wichtige Gründe und die Ungeduld, hier bald anzukommen, wiesen mich auf dieses Fahrzeug an, das nicht zu den besten gehörte. Nach einer Seefahrt von acht Tagen warf uns das schlechte Wetter wider die Küste von St. Christoph. Die Equipage konnte das Land erreichen, das Schiff selbst sank eine Kabellänge vom Ufer und wir retteten nur unser Leben. Arme Pflanzer, welche die Ufer des Flusses Pentecote bewohnen, kamen uns zu Hülfe, gaben uns Lebensmittel und ihre eigenen Kleider, denn es fehlte uns an allem. In dieser schrecklichen Lage glaubte ich mich zuerst an den Gouverneur von St. Christoph, den Baron Loinvillier de Poincy, wenden zu müssen.

An Ihren Oheim, Herr Graf? sagte Marie, indem sie Loinvillier ansah, welcher diese Anrede nur mit einer Bewegung des Kopfes beantwortete.

Ich gab dem Gouverneur meinen Namen an, fuhr Maubray fort, und wagte es, Madame, mich unter Ihren Schutz zu stellen. Ich fügte einen Brief demjenigen bei, welchen der Baron von Loinvillier an Sie schrieb.

Diesen Brief habe ich nie erhalten, unterbrach ihn Marie, aber fahren Sie fort, mein Herr.

Ich hoffte auf Antwort, fuhr Maubray fort, ich wartete in der tödtlichsten Ungeduld auf Mittel, um nach Martinique gehen zu können; aber kein Fahrzeug; nicht eine Barke . . . . . Auf einmal erhielt ich einen Befehl vom Gouverneur; er ließ mich durch einen seiner Agenten auffordern; die Beweise meiner Angaben zu liefern und meine Hülfsquellen anzugeben, um frei in der Kolonie leben zu können. Meine Effekten, meine Papiere, alles war verloren; ich konnte die Beweise, die man von mir forderte, nicht geben, aber ich betheuerte auf meinen Glauben an Christus, auf mein Wort als Ehrenmann, daß ich die Wahrheit gesagt. Man glaubte mir nicht. Madame, ich wurde eingezogen, verurtheilt ohne Möglichkeit der Berufung wie die Verbrecher, die Vagabunden, welche auf den Inseln landen, und man verkaufte mich. Ja, Madame, ich wurde verkauft . . . . mein Herr nahm mich mit in seine Pflanzung, auf die Palmenhöhe.

Und Sie haben gegen diese entsetzliche Gewaltthat nicht protestirt? unterbrach ihn Frau von Enambuc, und Sie haben sich nicht an mich gewendet? . . . . nicht ein Brief, nicht ein einziges Wort?

Konnte ich schreiben? antwortete Maubray schmerzhaft; ein Brief! mit was hätte ich ihn schreiben sollen? Mit meinem Blut, auf ein Blatt, auf die Rinde eines Baumes? und doch wäre er nicht zu Ihnen gelangt; nein, ich wollte, ich hoffte vielmehr zu entkommen und schwimmend eine Barke zu erreichen, die mich hieher brächte. Aber ich wurde sorgfältig bewacht; zweimal wurde ich am Rande

des Meeres ergriffen und auf die Pflanzung zurückgebracht. Sehen Sie diese Wundenmale, es sind die der Eisen und der Peitschenhiebe des Aufsehers.

Er zeigte seine nackten Arme, welche von Narben tief gefurcht waren. Frau von Enambuc schauderte und sah Loinvillier an, um dessen Mund einen Augenblick ein verächtliches leichtes Lächeln spielte.

Ich hoffte nicht mehr auf Befreiung, fuhr Maubray fort; ich hatte mich darein ergeben, bald unter diesen Qualen zu sterben; aber mein Herr verkaufte mich an den Patron Baillardet. Da schöpfte ich wieder Hoffnung und Muth. Seine Sclaven wurden manchmal als Matrosen auf einer großen Barke verwendet, auf welcher er die Küstenfahrten von einer Insel zur andern machte. Die Reihe kam endlich auch an mich; die Barke ging zuerst nach Guadeloupe, dann nach Martinique unter Segel, und vor acht Tagen warfen wir auf der Rhede von St. Pierre Anker. Ich kam mit dem Patron ans Land; Freude und Hoffnung belebten mich: Während man die Waaren auspackte, entfloh ich; ich kam bis unter die Mauern des Forts und wollte versuchen, bis zu Ihnen zu dringen; aber Sie waren in das Innere Ihrer Gemächer eingeschlossen, wohin ich nicht gelangen konnte. Unterdessen wurde das Wetter schlecht, alles verkündigte einen fürchterlichen Sturm, und die Einwohner, deren Magazine an der Küste sind, erhielten den Befehl, sich in das Fort unter Schutz zu begeben. Der Patron Baillardet brachte seine Waaren dahin; und da der Platz fehlte, that man uns in die Kapelle. Gleich am Morgen hatte ich das Fort verlassen. Im Augenblick, wo ich genöthigt war, den andern Angewor-

denen zu folgen, kam ich unter Ihren Fenstern vorüber. Madame, Ihre Güte wollte uns zu Hülfe kommen und unser Elend erleichtern: Sie gaben uns ein Almosen, wovon auch ich meinen Antheil erhielt. Zwei Thaler; mit dem einen erkaufte ich Ihren Beutel.

Hier ist er, sagte Marie, indem sie ihn aus ihrer Tasche zog; in allem wird die Hand der Vorsehung sichtbar.

Denselben Tag, Morgens, wurde ich vom Patron Baillardet an das äußerste Ende der Niederlassung du Precheur geschickt. Dieser Befehl war nur eine rohe Laune, dennoch unterzog ich mich ihm, denn ich hoffte bald wieder zurück zu sein, und glaubte meine Erlösung nahe. Ich hatte ja die Erde berührt, wo Sie befehlen, es war mir, als wären alle meine Leiden geendigt: ich hatte Hoffnung, Muth, Geduld. Baillardet kam eine Stunde später an. Er war zu Pferde, von einigen Schwarzen gefolgt. Die steigende Fluth fing an, einige auf dem Sande an der Küste liegende Kanots wieder flott zu machen. Der Patron sprang in eines derselben, und befahl mir, ihm zu folgen. Die Schwarzen sahen sich mit Schrecken an und zögerten, sich einzuschiffen; da befahl ihnen Baillardet, die Ruder zu nehmen. Er wollte ungeachtet des hohen Meeres nach Fort-royal: denn, schrie er mit einem fürchterlichen Fluche, wir müssen mit der Barke in See, wenn nicht die Waaren, die an Bord sind, weggenommen und confiscirt werden sollen! . . . Da begriff ich, daß ich alle Aussichten auf Rettung, die ich mir gemacht, mit einemmal verlieren sollte. Alles war aus, wenn ich Martinique verließ, und ich beschloß daher, eher zu sterben als mich wieder einzuschiffen. „Komm", rief mir Baillardet zu, „komm an's Ruder!" Statt zu

antworten warf ich mich in's Wasser und erreichte das Ufer. Der Patron feuerte seine zwei Pistolen nach mir ab und sprang dann mir nach. Ich hatte wenig vor ihm voraus, er holte mich ein. Da entspann sich ein Kampf Mann gegen Mann. Baillardet wollte mich tödten, dessen war ich gewiß; ich vertheidigte mein Leben, mehr als mein mein Leben, meine Freiheit: und so kam es, daß ich ihn verwundete. — Auf das Abfeuern der Pistolen war Lärm entstanden, man lief aus den benachbarten Wohnungen herbei; alles vereinigte sich zu meiner Verfolgung. Es lag mir wenig daran, gefangen zu werden; ich kam selbst hierher, um mich als Gefangener zu stellen. Aber die Hoffnung, die ich hatte, endlich vor Ihnen, Madame, zu erscheinen, erlosch sehr bald: denn indem ich in das Gefängniß des Forts trat, vernahm ich, daß Sie an demselben Morgen abgereist waren. Ich verlangte vor Ihren Generallieutenant geführt zu werden, um meine Lage auseinander zu setzen, um mich zu vertheidigen; ich hoffte von diesem letzten Mittel mein Heil; ich wartete vergeblich, ohne den Wechsel von Tag und Nacht, in diesem fürchterlichen Loche, wohin man mich geworfen, und wohin kein Lichtschein drang, unterscheiden zu können. Endlich öffnete sich die Thüre des Kerkers; der Gerichtsschreiber erschien mit zwei Soldaten; er las mir mein Urtheil vor: ich war zum Tode verdammt. Seit der Zeit sind nur einige Stunden verflossen; erst heute vernahm ich das Urtheil, und es blieb mir nur noch diese Nacht; es waren die Gebete eines Sterbenden, die ich in der Kapelle verrichtete. Jetzt wissen Sie die Wahrheit. Jedes Recht und alle Gerechtigkeit mit Füßen tretend, hat man mir meine Freiheit

genommen, man hat mich mit Schmach überhäuft, man hat mich für den Galgen bestimmt, und hätte die Vorsehung Sie, Madame, nicht hierher zurückgeführt, so würde ich morgen durch Henkershand gefallen sein!

Ein Augenblick des Schweigens folgte diesen erschütternden Worten; dann wandte sich Frau von Enambuc gegen den Grafen und sagte ihm mit bedeutungsvollem Nachdruck: Nun, Herr Graf?

Loinvillier erhob den Kopf, er war von erstaunlicher Blässe, aber kein anderes Merkmal verrieth die innere Wuth, die ihn erfüllte. Er trat einen Schritt vor, wie um ihr ins Angesicht auf diese Aufforderung zu antworten, und ohne Bewegung in seinem Aeußeren und ohne die geringste Aufregung der Stimme, sagte er langsam: Der Patron Baillardet ist heute an seinen Wunden gestorben.

Gott sei seiner armen Seele gnädig! sprach die Generalin, nicht ohne Ueberraschung und Verwirrung. Der Gefangene erhob seine Hände zum Himmel mit einer Geberde des Entsetzens. Ohne Zweifel hatte er mehr denn einmal einen Feind auf dem Schlachtfelde getroffen; aber noch nie war es ihm begegnet, einen Menschen zu tödten, mit dem er Leib an Leib ringen mußte.

Ja, der Patron Baillardet ist todt, fuhr Loinvillier fort, indem er sich zu Maubray wandte; er wurde von einem seiner Angeworbenen ermordet, und Sie sind sein Mörder. Auf das Vorhergehende und auf Ihre Titel kommt hier wenig an, der Richter hatte nur auf das Verbrechen und den Stand zu sehen, dem Sie angehörten, als Sie es vollbrachten. Der gerichtliche Ausspruch, der sie verurtheilte, ist gerecht. An wen wollen Sie übrigens appelliren? welches

Tribunal hätte das Recht, den Spruch aufzuheben, der Sie verurtheilt? Die obere Gerichtsbarkeit dieser Kolonie ist unabhängig und selbstständig. Es ist dieß eines unserer schönsten Vorrechte und alle Einwohner würden sich erheben, wenn es gälte, dasselbe zu vertheidigen und das Gesetz vollziehen zu machen.

Aber Sie vergessen das mir zustehende Recht, unterbrach ihn Frau von Enambuc, indem sie sich stolz erhob und die Hand gegen den Gefangenen ausstreckte, als wolle sie ihn beschützen und vertheidigen; Sie vergessen das schönste Recht, welches ich habe, da zu begnadigen, wo die menschliche Gerechtigkeit verurtheilt hat.

In der That, Madame, Sie können diesen Mann vom Galgen retten, antwortete der Graf.

Herr Marquis, fuhr sie fort, indem sie sich zu Maubray wandte, morgen werden Sie Ihr Begnadigungsschreiben erhalten.

Maubray beugte das Knie und küßte die Hand, die sie ihm darreichte, aber seine Rührung verhinderte ihn zu sprechen. Er hatte dem Tode ruhig in's Auge gesehen, aber das Glück erdrückte ihn jetzt. Seine Seele, sonst so stark, erlag dem Uebermaß der Freude. Er bebte und Thränen umflorten seinen Blick, denn ihm war mehr als das Leben wieder gegeben, nämlich die Hoffnung, ja die Gewißheit, von Marien geliebt zu sein. — Loinvillier ertrug mit unbeweglicher Miene seine Demüthigung und den Triumph seines Nebenbuhlers; aber Niemand wurde durch diese scheinbare Ruhe getäuscht. Der Geistliche und der Arzt wechselten besorgte Blicke mit einander, als der Graf sich entfernte, nachdem er die Generalin, ohne ein Wort

zu sprechen, begrüßt hatte. Einen Augenblick später entfernte sich auch Maubray, vom Doctor begleitet. Als sie die Treppe herabstiegen, fanden sie sich Loinvillier gegenüber, welcher auf der letzten Stufe stand, um ihnen den Weg zu versperren. Sein Hut, tief in die Augen gedrückt, ließ nur den unteren Theil des Gesichtes sehen, aber der Ausdruck seiner blassen zusammengepreßten Lippen und seine Haltung verkündeten Böses. Maubray sah ihn erstaunt an: ihm waren die eigentlichen Gründe dieser Justizverweigerung, deren Opfer er werden sollte, unbekannt; er sah in ihm nur einen ungerechten Richter, aber keinen persönlichen Feind.

Mein Herr, sprach Loinvillier zu ihm mit kurzem lauten Tone, die Obergewalt der Frau Generalin hat den Ausspruch vernichtet, der Sie verurtheilt, sie hat Sie vom Galgen errettet; aber ihre Macht reicht nicht aus, um Sie in der öffentlichen Meinung wieder herzustellen, und in Aller Augen sind Sie ein Mörder.

Bei dieser Beschimpfung wich Maubray einen Schritt zurück und machte eine Bewegung, als wolle er nach dem Degen greifen.

Sie haben keine Waffen, sagte Loinvillier mit ironischer Verachtung; ich hatte nicht daran gedacht, als ich Ihnen das Wort ins Gesicht warf. Sie sind Edelmann, mein Herr, ich kann mich mit Ihnen schlagen, und verweigere die Genugthuung nicht.

Maubray betrachtete ihn mehr mit Erstaunen als mit Zorn, und antwortete mit ruhigem Stolz, welcher trotz seiner Sclavenkleidung und den Spuren, die so viele Leiden an ihm zurückgelassen, den Beweis lieferte, welchem

Blut er entstammte: Morgen mit Tagesanbruch unter den Mauern des Forts.

Auf den Degen?

Auf den Degen, mein Herr.

Ein Duell, rief der Doctor erschrocken, bedenken Sie, meine Herren, Madame wird nicht zugeben, daß zwei wackere Edelleute sich so um's Leben bringen.

Ja, Sie haben recht, Doctor; ich dachte nicht daran, sagte Loinvillier. Madame könnte davon benachrichtigt werden und uns Arrest geben, um diesen Zweikampf zu verhindern; aber es gibt ein Auskunftsmittel. Mein Herr, fügte er, sich zu Maubray gewendet, hinzu, wollen Sie sich sogleich mit mir schlagen?

Ich stehe zu Diensten, mein Herr, antwortete dieser kalt.

Halten Sie ein, meine Herren, rief der Arzt, indem er zwischen sie trat; Sie können sich ohne Zeugen nicht schlagen; würde der eine getödtet, so erschien der andere als Mörder.

Wir werden Zeugen finden, unterbrach ihn Loinvillier: Sie zuerst Doctor; denken Sie nicht daran, zurück zu gehen und Lärm zu machen; Sie müssen mit uns kommen, sonst lasse ich Sie durch meine Garde arretiren.

Der Doctor folgte bestürzt den beiden Widersachern. Sie fanden Ricio im Hofe und einige von der spanischen Garde, welche auf sie zu warten schienen. Indem sie aus dem Fort schritten, sagte Maubray halbleise zum Arzte: Ich begreife nichts von allem, was vorgeht; eine solche Beleidigung, ein Duell, in welchem vielleicht einer von uns Beiden unterliegt! Dieser Mann ist wahnsinnig.

Nein, nein, antwortete Janson, aber er ist ihr Todfeind, denn er liebt Madame. —

Ah! jetzt begreife ich Alles! rief Maubray aus; und sich gegen Loinvillier wendend fügte er heftig hinzu: Lassen Sie uns eilen, mein Herr; man könnte kommen. Wir müssen Zeit haben, uns zu schlagen.

Aber, Herr Marquis, die Aussichten sind nicht zu Ihren Gunsten, bemerkte leise der Doctor, indem er Maubray's Arm ergriff; Sie können sich ja kaum aufrecht erhalten. Wenn dieser Teufelsmensch mir wenigstens Zeit ließe, Ihnen ein stärkendes Mittel zu geben! aber in dem Zustande, in welchem Sie sich befinden, haben Sie ja kaum die Kraft, den Degen zu führen.

Beruhigen Sie sich, antwortete Maubray, die Hand des Doctors drückend; jetzt ist etwas in mir, das mich stark macht.

Sie gingen einige Schritte, um an eine sichere Stelle auf dem Walle zu gelangen. Ricio hielt zwei Degen, die er Maubray reichte.

Sie haben die Wahl, mein Herr, sagte Loinvillier, indem er Oberkleid und Spitzenkrause ablegte.

Maubray blickte auf nach dem Fort und betrachtete einen Augenblick die Fenster des Saales, wo er Marien verlassen hatte; dann, ehe er seine Stellung nahm, näherte er sich dem Doctor und sagte wehmüthig: Mein Herr, wenn ich unterliege, so sagen Sie Frau von Enambuc, daß mein letzter Gedanke an sie war.

Eine Viertelstunde später hörte die Generalin ein dumpfes Geräusch und eilige Schritte unter ihren Fenstern.

Abermals ein Unglück! sprach sie, von einer leisen Ahnung ergriffen.

Was machen all' die Leute da draußen? sagte der Priester, indem er aus dem Fenster sah.

O mein Gott, sehen Sie es denn nicht, mein Vater? rief Frau von Enambuc aus, indem sie zurück sank und die Augen mit beiden Händen bedeckte; ein Verwundeter, vielleicht ein Todter! Man bringt ihn hierher.

In diesem Augenblick trat Ricio ganz verstört ein.

Ehrwürdiger Herr, bat er, beeilen Sie sich zu kommen, der Herr Graf ist verwundet; von einem Augenblick zum andern kann er seine Seele aushauchen. Kommen Sie, seine Beichte zu hören.

Er stirbt! schrie Frau von Enambuc voll Entsetzen, wer hat ihn getödtet?

Der Angeworbene, der Gefangene, der morgen gehangen werden sollte, antwortete Ricio.

Bald darauf kam der Doctor; er fand Frau von Enambuc betend auf den Knieen. Ist Loinvillier todt? rief sie ihm entgegen.

Noch nicht, Madame, antwortete der Arzt; er hat einen Degenstich in die Brust bekommen, aber diese Wunden sind nicht immer tödtlich.

Wirklich hatte sich der Doctor in seiner Voraussagung nicht geirrt; der Graf genas bald von dieser Wunde, die im Anfang tödtlich geschienen hatte. Gleich nach seinem Duell mit Maubray hatte man ihn, seinem ausdrücklichen Willen zufolge, und auf Gefahr, ihn unterwegs sterben zu

sehen, in seine Behausung gebracht. Den andern Tag nach dieser Begebenheit schickte er der Generalin seine Entlassung, welche angenommen wurde. Dieß erregte großes Aufsehen in der Kolonie. Die Leute, die gegen Loinvillier feindlich gesinnt waren, und selbst die, welche ihn wegen seiner unerschütterlichen Festigkeit haßten, näherten sich ihm; die Pflanzer wußten ihm Dank, daß er ihre Rechte vertheidigt hatte, und ohne daß sie den näheren Grund des Vorgangs untersuchten, tadelten sie laut die Generalin, die Hinrichtung eines Angeworbenen verhindert zu haben, welcher seinen Herrn getödtet, indem er sein eigenes Leben vertheidigt hatte. Eine dumpfe Gährung herrschte auf der Insel, Alles stand zu befürchten; dennoch blieb Marie ruhig. Was fragte sie jetzt nach der Rache des Grafen Loinvillier, nach den Komplotten, die sich vielleicht entspannen, nach den bevorstehenden Gefahren, mit denen sie umgeben war: Maubray war ja da! sie fürchtete nichts mehr. Wenn sie ihn so stolz und muthig, so ruhig und ergeben sah, so fand sie selbst die Sicherheit wieder, die sie sonst besessen, als sie mächtig und geehrt unter dem Schutze der obersten Gewalt des Generals lebte.

Es stand aber in den Sternen geschrieben, daß Marien's Schicksal in allem dem einer Herrscherin gleichen sollte; frei und Herrin ihrer Hand, konnte sie sich doch nicht öffentlich mit dem Manne ihrer Wahl vermählen. In einer Nacht führte sie der Marquis von Maubray in die Kapelle, wo ihr Beichtvater sie erwartete. Ihre Heirath hatte keine andere Zeugen, als den Doctor Janson und einen Edelmann ihres Dienstes. Alle Einleitungen waren so gut getroffen, daß Niemand den geringsten Ver-

dacht hatte, selbst die Sclavinnen nicht, welche die kleine Königin bedienten. Palida allein wachte und wartete im Schlafzimmer ihrer Herrin. Aber in derselben Nacht reiften noch andere nicht weniger geheimnißvolle Dinge, und während der Geistliche die Hochzeitsmesse las, fand eine heimliche Zusammenkunft bei dem Grafen statt, welcher noch immer an seiner Wunde leidend, bis jetzt nicht wieder im Fort St. Pierre erschienen war.

Auf dem Walle war eine kleine Terrasse, welche mit den inneren Gemächern im Zusammenhang stand; hier blieb Marie einen Augenblick stehen, als sie aus der Kapelle trat. Mit der einen Hand stützte sie sich auf Maubray's Arm, mit der andern hielt sie den Spitzenschleier zurück, der ihre Gestalt umfloß. Niemals, selbst in der blühendsten Frische ihrer ersten Schönheit war sie so reizend gewesen. Ihr schmachtender Blick verlieh ihr neue Anmuth und die sanft über ihre Züge ausgegossene Blässe durchleuchtete diese bis zur feinsten Durchsichtigkeit. Sie erhob zu Maubray ihr Auge strahlend von Freude und Schwärmerei; ein und derselbe Gedanke erfüllte sie beide, sie dachten an eine frühere entfernte Zeit, an die Zeit ihrer ersten Liebe.

Heinrich, sprach sie, dünkt es dich nicht, als sei die Vergangenheit nie gewesen, und daß ich erst gestern aus dem Kloster gekommen und wir heute in der Kirche St. Louis getraut worden sind?

O geliebte Seele, sagte er mit zärtlichem Ausdruck, es ist wahr — ich habe Alles vergessen, ich bin glücklich!

Glücklich, vereint für immer! lispelte sie leise, ihre Stirne an Maubray's Schulter lehnend.

Die Nacht war düster, und der Westwind führte ihnen den erquickenden Wohlgeruch der blühenden Würznelkengesträuche zu. Durch einen leisen Windstoß bewegten sich auf einmal die Zweige des Cassiabaumes, des einzigen, dessen grünes Laub die Mauern des Forts bekleideten und dessen lange Schooten mit dürrem Gerassel an einander schlugen. Marie erbebte. — Wie schwarz ist der Himmel dort! wie drückend die Luft! sagte sie; diese Nacht gleicht einer andern ebenso verhängnißvollen, auf welcher ein schrecklicher Morgen folgte!

Diese Nacht ist schön, die schönste meines Lebens! antwortete Maubray, indem er Marien's gefaltete Hände gegen seine Brust drückte; verscheuche diese Besorgnisse und traurigen Erinnerungen! Laß uns endlich glücklich sein!

Der andere Tag war ein Sonntag und mit Tagesanbruch hatte sich der Geistliche in die Pfarrkirche am Ankerplatz begeben, um die Beichte der Leute zu hören, welche ihre Andacht zu verrichten kommen würden. Aber gegen seine Gewohnheit ging er in das Fort zurück, ehe er das Hochamt gelesen. Marie trat in den Saal, wo sich auch der Doctor Janson befand.

Mein Vater, bringen Sie eine böse Nachricht? rief sie aus, als sie den Priester eintreten sah, dessen Gesicht eine gewisse Unruhe verrieth.

Er blieb an der Thürschwelle stehen, als wolle er sich versichern, daß hier Niemand horchen könne, und gab dann Palida ein Zeichen, sich dort als Wache aufzustellen.

Madame, sprach er, nachdem er sich Marien genähert, eine Verschwörung wird heute ausbrechen, in zwei Stunden schon, am Schlusse des Gottesdienstes. Die Vorsehung

fügte es, daß ich davon benachrichtigt wurde. Man will sich des Marquis entledigen, man will ihn tödten . . . .

Und wer hat die Ermordung übernommen? unterbrach ihn Marie erblassend.

Ein Anverwandter Baillardet's wird ihn beim Austritt aus der Kirche beleidigen, da man ihn unter Ihrem Gefolge zu sehen erwartet. Man wird ihm nicht Zeit lassen, den Degen zu ziehen, denn man wird plötzlich über ihn herstürzen, und zwanzig Hände werden ihn erdolchen.

Das ist der Graf, der diesen hinterlistigen Ueberfall vorbereitet hat, rief Marie, er ist es? nicht wahr, mein Vater? O und ich glaubte ihn solcher Feigheit nicht fähig!

Ja, er ist es, aber er ist nicht allein; die Pflanzer glauben so sich mit eigenen Händen Gerechtigkeit verschaffen zu müssen. Sie haben mit Unwillen und Wuth gesehen, was sich zugetragen . . . Sie stehen über einem Abgrunde, Madame! alles was ich vorher gesehen, soll jetzt eintreffen.

Aber Maubray ist ein Mann von Kopf und Herz; er wird uns vertheidigen, er wird uns retten.

Darum eben will man sich seiner entledigen. Ueberdieß, Madame, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, vermag der Marquis hier nichts mehr, als so weit sein persönlicher Muth und seine Aufopferung reicht. Die Umstände, die seine Ankunft begleiteten, werden ihm für immer hinderlich sein, einen mächtigen Einfluß zu erlangen. Der Graf von Loinvillier weiß dieß wohl und triumphirt.

Aber was ist zu thun? rief Marie mit Entsetzen. Mein Vater, ich darf Maubray nicht einmal sagen, welche Gefahr uns droht; er würde ihr trotzen.

Wir können ihn wohl leicht abhalten, diesen Morgen in die Kirche hinabzugehen, meinte der Doctor, aber man wird dann eine andere Gelegenheit abwarten.

Ich werde Maubray mit meiner Garde umgeben, und dann herrscht ja noch Gerichtsbarkeit hier, ich kann festnehmen und bestrafen lassen, die Aufruhr und Mord anstiften.

Nein, das können Sie nicht, Madame, bedeutete der Mönch; Sie dürfen an keinen Gewaltstreich mehr denken; Sie verlören vielleicht alles, und selbst das Leben, ohne Herrn von Maubray zu retten. Mir wurde das ganze Komplott entdeckt . . . Leute aus Ihrem eigenen Hause sind darin verflochten. Sie können den Hauptleuten des Bezirks nicht mehr trauen; die aus den Ansiedlungen du Precheur, du Carbet und du Lamantin waren diese Nacht bei Herrn von Loinvillier und haben für die Andern zugesagt. Die ganze Verschwörung ist so geheim und mit so viel Vorsicht geleitet, daß es einer Gunst des Himmels bedurfte, um sie zu durchschauen. Einer von den Spaniern selbst hat mir alles in der Beichte enthüllt. Um sie von der Größe der Gefahr zu überzeugen, brauche ich nur noch ein Wort hinzuzufügen: Der Graf ist die Seele des Komplotts, er leitet alles; Sie kennen ihn, und Sie wissen am besten, ob er der Mann ist, lange zu zögern und seiner Rache zu entsagen.

Während der Mönch so sprach, schritt Marie in heftiger Aufregung, mit starrem Blick und gekreuzten Armen im Saale auf und ab; von Zeit zu Zeit blieb sie am Fenster stehen und betrachtete das Meer. Maubray muß gerettet werden, sagte sie, und ihn zu retten, gibt es nur

ein Mittel . . . Der St. Malo sticht morgen bei Tagesanbruch in See.

Sie wollen fortreisen, Madame; Sie wollen nach Frankreich zurückkehren? unterbrach sie der Mönch.

Nein, nicht ich, mein Vater, antwortete sie, aber Maubray . . . Ich will ihm meinen Sohn anvertrauen; und Sie selbst sollen ihn begleiten mit einer Mission an Seine Majestät den König. Ich bleibe hier, bleibe allein zurück, ohne den Grafen, noch irgend einen meiner Feinde zu fürchten: meine Hoffnung ist, daß die Güte des Königs diese Lage abkürzen wird.

Ich verstehe Sie nicht, Madame, erwiederte der Geistliche mit sichtbarem Staunen.

Die Depeschen, die ich Ihnen mitgebe, werden Ihnen Alles aufklären, antwortete sie mit Ruhe. Jetzt, mein Vater, kehren Sie in die Kirche zurück, ich werde in einer Stunde dort sein.

Als der Priester fort war, näherte sich Marie dem Arzte: Doctor, sprach sie, ich will Maubray nicht Lebewohl sagen. — Indem sie diese Worte sprach, verließ sie ihre Festigkeit und sie zerfloß in Thränen. Nein, fuhr sie fort, nein, ich will ihn nicht wiedersehen, ich könnte es nicht, ohne zu sterben; überdieß wäre ich nicht im Stande, ihn zu hintergehen; er würde die Wahrheit errathen und bleiben wollen. Nein, nein, er soll abreisen, er muß fort! es gilt sein Leben! Wie blind war ich doch! ich konnte glauben, daß Loinvillier sich nicht rächen werde! O gewiß, er würde Heinrich tödten. Bin ich allein hier, so fürchte ich ihn nicht. Habe ich nicht schon gegen seinen Ehrgeiz, seinen Einfluß und gegen seine Liebe gekämpft? Und end=

lich wird doch auch der Tag meiner Befreiung erscheinen. Aber jetzt muß ich an Maubray denken. Gehen Sie zu ihm, Doctor; sagen sie ihm, daß er ohne Verzug an Bord des St. Malo gehen und dort einen Brief von mir erwarten möge. Sagen Sie ihm, daß ich ihm ein Vorhaben verheimlicht, welches mich seit seiner Ankunft beschäftigt hat und womit ich ihn bekannt machen will; sagen Sie ihm, daß ich von seiner Liebe das größte Opfer verlangen werde; sagen Sie ihm, daß mein Leben, unser Glück davon abhänge. O er wird mir glauben, er wird, er wird gehen. Ich will indessen meine Befehle dem Capitän schicken. Doctor, Sie verlassen Maubray nicht, und verhindern ihn, wieder an's Land zu kommen. Gehen Sie, mein alter bewährter Freund, ich vertraue Ihnen.

In diesem Augenblick ließ sich im Vorsaale eine Stimme vernehmen; das Gefolge versammelte sich, um Madame in die Kirche zu begleiten.

Er ist es, sagte Marie leise vor sich, indem sie sich gegen ihr Zimmer zurückzog: O mein Gott! gib mir Kraft und Muth.

Ich werde gehorchen, Madame, versicherte der Doctor mit Wärme; sein Sie ruhig: ich habe Alles begriffen.

Bald darauf stieg Marie in die Sänfte, um sich in die Kirche am Ankerplatz zu begeben. Sie hielt ihr Kind auf dem Schooße, ihre Umgebung folgte ihr, und eine Abtheilung Garde schritt vor ihr her. Solcher Prunk war nur an großen Festtagen gebräuchlich, und man bemerkte mit einer gewissen Verwunderung den Pomp, womit die kleine Königin sich umgeben hatte. Die Kirche war schon voll Menschen, der innere Raum umfaßte kaum die Bevor-

zugten, das heißt die Leute von weißer Abkunft. Die Schwarzen und Sclaven standen draußen und wohnten der religiösen Handlung von ferne bei, wie ehemals in Europa die Excommunicirten. Marie bemerkte beim Eintreten den Grafen von Loinvillier inmitten einer zahlreichen Gruppe. Er sah noch krank und schwach aus, aber sein dunkler blitzender Blick hatte immer denselben Ausdruck lebhafter Entschlossenheit. In dem Moment, wo Marie erschien, richteten sich alle Blicke auf sie und das tiefste Schweigen herrschte im Schiff der Kirche. Loinvillier hatte Maubray mit schneller Umschau gesucht. Bei Christi Leib! murmelte er, den Arm Ricio's drückend, ich sehe ihn nicht! er ist nicht mitgekommen.

Marie durchschritt langsam das Schiff und kniete mit ihrem Sohn im Betstuhl nieder, der für sie in der Nähe des Altars aufgestellt war. Der Geistliche hatte seine Instructionen erhalten; ehe er die heilige Messe zu lesen begann, sprach er vom Fuße des Altars laut zu der Versammlung: Meine Brüder, vereiniget euch mit mir in dem heiligen Meßopfer, um Gott zu bitten, daß er seine Segnungen über dieses Kind und seine Mutter ausgieße; denn heute trennt sich Madame von ihrem Sohne, um ihn nach Frankreich zu schicken, wo er nach dem ausdrücklichen Willen seines verewigten Vaters, ehedem Gebieter dieser Insel, erzogen werden soll. Laßt uns beten, meine Brüder, daß Gott die Wittwe und den Erben des Generals von Enambuc segne und beschütze.

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf die ganze Versammlung, und alle Blicke wandten sich nach Marie: sie hatte sich erhoben.

Ja, sprach sie, mein Sohn sagt Ihnen Lebewohl; er wird erst zurückkehren, wenn er ein Mann geworden, und alsdann das Blut nicht verleugnen, aus dem er entsprossen; er wird sich des Beispiels erinnern, das ihm sein Vater hinterlassen hat; jetzt vertraue ich ihn sichern Händen an: mein hochwürdiger Beichtvater und der Herr Marquis von Maubray werden ihn nach Frankreich geleiten.

Bei dieser so unerwarteten Erklärung entstand eine Bewegung unter der Gruppe, die den Grafen umgab; alle die finstern und gespannten Gesichter wandten sich gegen Loinvillier, dieser aber lächelte ruhig und kniete nieder, um die Messe zu hören. Marie lag in Schmerz aufgelöst vor dem Altar und weinte und betete; ihre kalten und zitternden Hände umfingen die ihres Sohnes, sie redete leise zu ihm, um ihr Herz zu erleichtern.

Ach mein liebes Kind, sprach sie, ich bleibe nun allein hier, allein und untröstlich! Du wirst mich morgen suchen, nach mir rufen . . . aber derjenige, dem ich dich anvertraue, wird dich auch lieben. Wenn dir eine Gefahr droht, wird er dich vertheidigen, dich retten; bald wirst du mit ihm in jenem schönen Lande sein, welches ich so sehr geliebt und mit Bedauern verlassen habe; dann bete zu Gott, armes unschuldiges Kind! bitte ihn, daß deine Mutter dir bald nachfolgen könne.

Als die Messe geendet war, und Marie, ihren Sohn an der Hand, aus der Kirche ging, drängte man sich zu ihr heran und die Frauen weinten, als sie das schöne Kind sahen, welches sie lächelnd mit der Miene eines kleinen Prinzen anblickte. Die Nachricht von Maubray's Abreise hatte auf einmal die Gemüther beruhigt, und die kleine

Königin empfing auf ihrem Wege Zeichen der Sympathie, die ihr einige Stunden früher nicht geworden wären.

Die unglückliche Frau vollbrachte muthig ihr Opfer; in das Fort zurückgekehrt, schrieb sie an Maubray; ihr Brief enthielt nur diese Worte: „Heinrich, wir müssen scheiden, „Du wirst Dich diesem harten Schicksal fügen, denn es bedingt „meine Sicherheit, vielleicht mein Leben; der ehrwürdige „Vater wird Dir Alles erklären. Um Gottes und unserer „Liebe willen reise! es ist Deine Frau, die Dich knieend „darum bittet. Ich vertraue Dir das Liebste an, was ich „auf der Welt besitze, meinen Sohn. Mich selbst hält „eine heilige Pflicht noch hier zurück, noch kann ich Dir „nicht folgen und der großen Verantwortung entsagen, „welche mir hier obliegt. Ich bin dem König und dem „Erben des Generals von Enambuc Rechenschaft von meinen „Handlungen schuldig; aber ich hoffe und erwarte den Augenblick, der mich von dieser schweren Last befreien wird. „Mein Beichtvater überbringt mein Gesuch dem Könige. „Dann, Heinrich, suche ich Dich alsbald auf, und vor „Gott verspreche ich es Dir, dann bin ich ewig die Deine.“

Der St. Malo lag einige Kabellängen vom Ufer, unter den Fenstern des Forts. Das Verladen der Waaren und die Vorkehrungen zu einer so schnellen Abreise veranlaßten ein beständiges Kommen und Gehen. Maubray war seit zwei Stunden an Bord, als er den Brief seiner Gemahlin erhielt; schon hatte Doctor Janson ihn sein Unglück ahnen lassen; und er glich Einem, der seiner Sinne beraubt ist, als der Geistliche ankam. Dieser aber war durch Erfahrung ein tiefer Kenner menschlicher Leiden, er verstand es, sie durch Seelentrost zu mildern, und es

gelang ihm, Maubray den Muth und Entschluß zu dieser Trennung einzuflößen. Marie brachte den Rest des Tages und die ganze Nacht am Fenster sitzend zu, die Augen auf das Fahrzeug gerichtet, welches ihr Liebstes auf der Welt hinwegführen sollte. Vor Tagesanbruch kam der Priester mit einem zahlreichen Gefolge, um den jungen Enambuc zu holen. Die unglückliche Mutter hielt das schlafende Kind auf dem Schooße; sie küßte es schweigend, übergab es dem Geistlichen mit jener stillen Ergebenheit, welche der tiefste Ausdruck inneren Schmerzes ist, und sprach: Beten Sie für mich, mein Vater, und sagen Sie Maubray, daß wir uns wiedersehen werden.

Mehrere Stunden nachher kniete Marie noch immer unbeweglich am Fenster, die Augen auf das Meer gerichtet. Ihr Blick folgte einem Segel, welches von Augenblick zu Augenblick undeutlicher wurde, und welches endlich da ganz verschwand, wo das blaue Gewässer mit dem Azur des Himmels verschmilzt. Als sie nichts mehr, als den unermeßlichen leeren Raum gewahrte, streckte sie die Arme aus, und rief von einer dunklen Vorahnung ergriffen: O mein Gott! werde ich sie wiedersehen? — dann erhob sie sich plötzlich und sprach, indem sie um sich sah, mit ängstlichem Gefühl: Jetzt bin ich allein!

Der Doctor und Palida waren bei ihr — sie führten sie fort; wie sie durch den Audienzsaal ging, trat Loinvillier ein. Als sie in einem solchen Augenblicke denjenigen wiedersah, dessen unheilvoller Einfluß ihr Leben mit Unruhe und Schmerz erfüllte, konnte Marie einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken, ihre Kniee wankten; sie sagte mit kaum vernehmbarer Stimme und eisiger Kälte:

Entschuldigen Sie, Herr Graf, ich kann heute die Ehre nicht haben, Sie zu empfangen.

Ich kam bloß, Madame, um Sie meiner Ergebenheit zu versichern, antwortete er mit ernstem Ton; unter allen Verhältnissen werde ich bereit sein, es Ihnen zu beweisen.

Sie antwortete auf diese Betheuerungen nur durch ein Verneigen des Kopfes und ging langsam hinaus. Der Graf folgte ihr mit den Augen.

Ah! sagte er vor sich hin mit einem Ausdruck innerer Freude, sie liebt ihn also nicht, da er abgereist ist? Ihr Sohn ist es, den sie beweint. O Marie, Marie! dieser Mann wäre jetzt todt, wenn er geblieben wäre. Aber nein, du liebtest ihn nicht, . . . ich war ein Thor, es zu glauben . . .

Von diesem Tage an kam der Graf öfter nach St. Pierre, doch hatte er die Autorität nicht mehr, die er so lange geübt, und die kleine Königin verlieh ihm den Rang als Generallieutenant nicht wieder, welche Stelle unbesetzt blieb. Die Abreise Maubray's hatte einen gewissen Eindruck in der Kolonie gemacht und die Erbitterung gemildert, deren Opfer er bald geworden wäre; aber damit war noch nicht alles beendigt, denn der Graf von Loinvillier, welcher, um Maubray zu verderben, das Komplott angezettelt, hatte sich weiter eingelassen, als er selbst dachte. Maubray war nur ein Vorwand für die seit langer Zeit gegen die kleine Königin feindlich gesinnten Leute, die ganz andere Dinge in Aussicht nahmen als den Tod Baillardets zu rächen. Alle diese Mißvergnügten wollten sich der Oberherrschaft, von der sie unmittelbar abhingen, entziehen, und die Kolonie zu einem kleinen selbstständigen Staate umschaffen,

regiert von Behörden, welche aus den notabelsten Einwohnern und den Hauptleuten der Bezirke erwählt werden sollten. Alle diese Pläne blieben eine Zeit lang geheim: der Graf von Loinvillier war nicht weiter eingeweiht worden, denn man hatte aufgehört ihn zu fürchten und traute ihm doch nicht. Marie blieb das, was sie vorbereiteten, nicht ganz verborgen; aber sie lebte in jener Art von Sicherheit, welche sich die Gewohnheit einer schwierigen Stellung erwirbt. Sie erhielt sich mit bewunderungswürdiger Seelengröße inmitten des geheimen Kummers, der sie verzehrte, aufrecht. Alles gehorchte ihr noch, keiner noch hatte den Schwur der Treue, den er in ihre Hände abgelegt, gebrochen; doch wurden ihrer Gegenwart nicht mehr dieselben Freudenbezeugungen, und die armen Schwarzen nur allein riefen noch auf ihrem Wege: Es lebe die kleine Königin!

So vergingen einige Monate. Der Graf sah mit Verdruß und Ungeduld die Vertheidigungsmittel, hinter welche sich Marie vor ihm zurückzog. Ihr Versagen war in eine Passivität gehüllt, an welcher sein Ungestüm scheiterte. Doch war er weit entfernt, darum alle Hoffnung aufzugeben; er rechnete auf die Zeit, auf die Beharrlichkeit seiner Bemühungen, und besonders auf die Abgeschiedenheit, in der sich Marie befand: er ahnte nicht, welche Hoffnung sie belebte. Eines Morgens, es war im Anfange des Herbstes, ungefähr zehn Monate nach Maubray's Abreise, ging die kleine Königin am Ufer spazieren; sie stützte sich auf den Arm des Doctors; Palida trug den großen Sonnenschirm, mit chinesischer Malerei verziert, und den Fächer ihrer Herrin; mehrere Negerinnen folgten in einiger Entfernung; der alte Doctor sah besorgt aus. Wenn alle

diese Strolche, murmelte er, nur auch bezahlen wollen, ohne die Erheber todtzuschlagen! Fünfzig Thaler auf den Kopf für das eckelhafte Kraut, das sie hier Petun und in Paris Taback nennen; nirgends in der Welt gibt es eine so drückende Steuer.

Auch ich bin nicht ruhig, sagte Marie; seit diesem Morgen hört man im Gebirge den Klang der Hörner: das sind Zeichen, die von einer Ansiedlung zur andern gegeben werden, als ob man die Rothhäute ankommen sähe.

Wäre es nicht rathsam, den Hauptmann des Bezirks davon zu benachrichtigen? Im Falle einer Volksbewegung, glaube ich, kann man auf ihn und seine Leute rechnen.

Wer weiß? meinte Marie den Kopf schüttelnd: im Augenblick der Erhebung reißen die Rebellen die ruhigen Leute mit fort. Gott bewahre mich übrigens davor, die Einwohner gegen einander bewaffnet zu sehen!

In diesem Augenblick ließ sich der entfernte Lärm der Trommeln hören, und bald bemerkte man längs dem Ufer, von der Seite der Negerwohnungen her einen Trupp Menschen herannahen; die meisten trugen Gewehre und Picken, deren Eisen in der Sonne glitzerten.

Sie haben ihre Waffen geputzt! rief der Doctor. Alle diese Picken waren verrostet und hingen an den Nägeln seit dem Kampfe mit den Rothhäuten. Madame, es ist vielleicht auf Ihre Person abgesehen; kommen Sie, wir wollen uns in's Fort zurückziehen, lassen Sie die Thore sperren.

Warum? antwortete Marie ruhig. Wer wird uns vertheidigen, wenn sie uns angreifen? Die kleine Schaar Garden, sechzig Mann gegen diesen Haufen, bereit uns zu

belagern! Wir wollen zurück in's Fort; aber die Thore sollen offen bleiben, und in dem großen Hofe will ich sie erwarten.

Die Truppe kam im Sturmschritt an; sie machte vor dem Fort Halt. Man konnte erkennen, daß sie aus einer Anzahl Pflanzer aus den Niederlassungen du Precheur und du Carbet waren; die Mehrzahl hatte auch ihre Angeworbenen bewaffnet. Der gewissenhafte und wahrheitliebende Herausgeber der „Geschichte der Antillen" hat die Namen der Anführer dieser Rebellen aufbewahrt: es war ein Neffe des Patron Baillardet, und zwei reiche Pflanzer, Vigeon und Signaliz. Sie brachten ungefähr zweihundert wohlbewaffnete und entschlossene Männer mit sich. Bei ihrer Annäherung hatte Herr de la Fontaine Héron, Befehlshaber des Platzes St. Pierre, schnell seine Leute versammelt, und die Garde der kleinen Königin war im Hintergrunde des Hofes aufgestellt. Marie befahl dem Kommandanten, seine Leute die Waffen ablegen zu lassen, dann ging sie allein den Aufrührern bis an das große Hofthor entgegen; dort stand sie still und fragte mit ruhiger Würde: Was wollen Sie, meine Herren, und welche Ursache führt Sie auf diese Art zu mir?

Ein unverständliches lautes Geschrei erhob sich, es gab einen Augenblick der Verwirrung und Unordnung, Alle antworteten auf einmal; darauf trat Signaliz vor und nahm das Wort: Madame, sprach er, die angesehensten Einwohner sind in diesem Augenblick in den Magazinen des Ankerplatzes versammelt, um über die Interessen der Kolonie zu berathschlagen; wir kommen in ihrem Namen, Sie aufzufordern, sich zu dieser Versammlung zu begeben.

Keine Versammlung kann sich bilden, wenn sie nicht von mir zusammen berufen worden ist, antwortete Marie mit Festigkeit; ich erkenne keinen Akt an, der von einer unberechtigten Macht ausgegangen ist. Entfernen Sie sich, und sagen Sie denen, die Sie schicken, daß ich bereit bin, Sie zu hören, wenn sie hieher kommen und mir ihr Anliegen vortragen wollen.

In den Mauern des Forts und unter den Musketen der Garnison können sie nicht frei reden, rief Signaliz; Madame, Sie müssen zu uns kommen.

Bei diesen Worten machte er eine Bewegung, gleichsam um Hand an die kleine Königin zu legen. Es war dieß das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Die Aufständischen versuchten es, in den Hof zu dringen, während die Wache um Marie geschaart und mit vorgehaltenen Picken ihre Rückkehr in das Innere des Forts zu beschützen bemüht war. Aber Pigeon und die Seinigen bemächtigten sich bald des Thores. In diesem Tumult hörte man eine Stimme, welche ohne Unterlaß rief: Rettet, rettet Madame! Palida war es, die sich auf ihre Gebieterin geworfen und diese mit ihrem Leibe deckte. Nach einigen Minuten jedoch brach Signaliz sich zu der kleinen Königin Bahn, ergriff sie mit kräftigen Armen und schleppte sie aufgelösten Haares und blutbefleckt fort.

Sie ist gefangen! Sie ist gefangen! rief es von allen Seiten und der ganze Haufe verließ den Platz, um Signaliz zu folgen, welcher die kleine Königin nach den Magazinen des Ankerplatzes brachte.

Zwei Tage später gegen Mitternacht wachte Marie noch in dem Zimmer, das ihr zum Gefängniß diente. Sie saß an einem kleinen Tische, das Gebetbuch vor sich aufgeschlagen; ihr gegenüber stand Palida an der Wand lehnend und aufhorchend, ob sich kein Geräusch von außen vernehmen lasse; aber alles schwieg bis auf den Wind, der durch das Fenstergitter hereinschlug. Eine irdene Lampe erhellte kaum die düstere Zelle, welche im Dachraum eines der Magazine gelegen, eilig zum Gefängniß für Marie hergerichtet worden war; mitten aus diesem Helldunkel strahlte wie eine leuchtende Erscheinung die weiße unbewegliche Gestalt der kleinen Königin: sie las mit gesenktem Kopfe und gefalteten Händen und von Zeit zu Zeit richtete sie den Blick auf ein vor ihr liegendes Blatt Papier, zu dessen Seite ein Schreibzeug aus Stahl stand, wie es damals die öffentlichen Schreiber am Gürtel hängend trugen.

Gebieterin, unterbrach Palida das Schweigen, ich höre etwas da unten; es scheint, als ob sich Leute nähern.

Es ist die Wache, die unten auf und ab schreitet, Alles schläft, antwortete Marie.

Nein, nein, so eben hörte ich sprechen, fuhr die Sclavin fort und stieg auf eine Bank an dem Fenster, um zu sehen, was unten vorging; aber sie gewahrte nichts als ein Licht, welches unfern in dem Klostergebäude der Jacobiner brannte. Alles rings umher lag schweigend und öde, denn damals gab es noch kein Quartier am Hafen und die damalige Stadt St. Pierre war nichts als ein großer, dicht um das Fort gebauter Flecken. Plötzlich aber ließ sich ein Geräusch dicht an der Thüre des Gefängnisses verneh-

men und ein Schlüssel drehte sich leise im Schlosse herum. Herrin, rief Palida, man öffnet.

Mariens Herz schlug heftig: Zu dieser Stunde! sprach sie für sich, Gott erbarme sich unser — wer mag es sein!

Die Thüre öffnete und schloß sich sachte, der Schließer blieb außen und Loinvillier trat herein. Marie hatte sich erhoben; als sie aber den Grafen erkannte, wich sie scheu in den Hintergrund des Zimmers zurück und stützte zitternd ihre beiden Hände auf Palida. Loinvilliers Blick durchflog das Gemach, dann blieb er mit bitterer Freude auf Marien haften. Wie oft hatte der grausame Egoismus seiner Liebe still gewünscht, sie so allein, gedemüthigt und von aller menschlichen Hülfe verlassen vor sich zu sehen. Jetzt hoffte er, wenn auch nicht das Herz, doch den Stolz dieser Frau zu besiegen, deren Schicksal nunmehr ganz in seiner Hand lag, und näher herantretend sagte er: Madame, ich komme, Sie zu retten.

Sie? unterbrach ihn Marie mit einer Geberde des Unglaubens und der Angst.

Wissen Sie, was vorgeht? fuhr er fort. Die Rebellen sind Herren des Forts und der Stadt; sie haben neue Behörden und Offiziere eingesetzt; sie haben eine Akte entworfen, durch welche Sie Ihren und Ihres Sohnes Rechten entsagen sollen.

Diese Akte liegt hier, antwortete sie, nach dem Papier auf dem Tische weisend.

Sie haben sie Ihnen also schon zur Unterzeichnung gebracht und hier gelassen — was nun?

Was nun? und müßte ich hier sterben, um diesen Preis erkaufe ich Leben und Freiheit nicht.

Aber Sie können diesen Elenden auf andere Weise entschlüpfen, rief Loinvillier: ich habe Ihre Wache gewonnen und meine Spanier erwarten mich am Ufer des Flusses. Wenn der Tag anbricht, sind wir bereits im Gebirge in Sicherheit, und wissen Sie, was ich dann zu thun entschlossen bin, Marie? Ich biete alle Flibustier der Insel auf und mein Oheim schickt mir Truppen von St. Christoph. Mit diesen vereinigten Kräften greife ich die Rebellen an und ihrer harrt das Loos wie einst der Rothhäute. Sie sollen gerächt werden, Marie, wollen Sie? dann aber müssen Sie mir vertrauen und mir folgen.

Nein, antwortete sie, denn wer weiß, welchen Preis Sie für Ihre Dienste verlangen.

Den höchsten, ich gestehe es frei, rief Loinvillier; die Erfüllung eines Versprechens und Ihren Schwur, sobald Sie als Siegerin und gerächt hieher wieder zurückgekehrt sind.

Dann habe ich keine andere Hoffnung als auf Gott allein, erwiederte sie das Haupt senkend; ich folge Ihnen nicht, Herr Graf.

Marie, um Gottes, um Ihrer selbst willen, kommen Sie, flehte Loinvillier, die Zeit drängt. Bin ich Ihnen denn fürchterlicher als der Tod? Diese Nichtswürdigen trachten nach Ihrem Leben; wer kann Sie retten außer ich? Welche Hülfe können Sie auf dieser von aller Welt durch das weite Meer geschiedenen Insel erwarten?

Marie hatte sich gesetzt, sie wandte den Kopf ab und gab Loinvillier ein Zeichen, sie zu verlassen. Da sank dieser vor ihr auf die Kniee und sprach noch lange mit aller Glut der Liebe, bestürmte sie mit Bitten, mit Ausbrüchen

der Wuth, ja mit Drohungen; sie blieb jedoch unerschütterlich. Endlich verließ sie der Graf, tief verletzt und entrüstet durch ihre Weigerung, aber nichts desto weniger entschlossen, sie zu retten.

Die Lage der kleinen Königin war sehr gefährlich, denn die Urheber der Empörung hatten sich zu stark kompromittirt, um nicht zum Aeußersten zu schreiten, wenn Marie jene Akte nicht unterzeichnete, durch welche sie auf eine scheinbar gesetzmäßige Weise zur Gewalt gelangen wollten. Aber Loinvillier überwachte sie und bereitete ihnen so große Verlegenheiten, daß sie nicht Zeit fanden, ihre Pläne zu Ende zu führen; er unterhandelte insgeheim mit den Hauptleuten der Bezirke, die bereits mit Aerger die Mißgriffe der neuen Regierung ansahen; er bediente sich des mächtigen Einflusses der Geistlichkeit, um die kleineren Besitzer zur Umkehr zu bewegen; er verlangte endlich öffentlich die Freilassung der Generalin. Diese blieb indessen immer streng bewacht; keine Kunde dessen, was außen vorging, drang zu ihr, und Loinvillier selbst war nicht im Stande, ein zweites Mal zu ihr zu gelangen. Eines Tags endlich öffnete sich die Thüre ihres Kerkers und herein trat Doctor Janson; er sah ganz bleich und abgefallen aus.

O mein alter Freund, rief sie mit feuchten Augen, Sie sind es! Großer Gott, wie sind Sie verändert!

Sie haben mich da unten in ein finsteres Loch gesperrt, antwortete er kläglich, und einen Monat lang schmachten lassen. Und Sie, Madame? O die Nichtswürdigen, Sie so zu behandeln! Aber jetzt haben sie Furcht. Signaliz und die andern sind im Fort eingesperrt; in der Niederlassung du Precheur ist heute große Versammlung;

auch der Graf von Loinvillier hat sich dahin begeben; von einer Stunde zur andern kann sich die Lage der Dinge ändern.

Von einer Stunde zur andern kann ein Schiff aus Frankreich einlaufen, erwiederte mit festem Vertrauen und Hoffen die Generalin; Doctor, heute sind es eilf Monate, daß Maubray abgereist ist.

Wie sie so sprach, war sie blaß, aber in großer Aufregung und ihre glänzenden Augensterne schienen sich zu erweitern. Besorgt ergriff der Arzt ihre Hand und fühlte aufmerksam ihren Pulsschlag. Sie aber lächelte und sagte nach dem Meere weisend: Da unten erwartet mich Maubray; ich werde zu ihm gehen und Sie begleiten mich, Doctor.

In diesem Augenblick erhob sich von der Seite des Forts her ein großer Tumult; man hörte Trommeln rühren und einen wirren Lärm.

Heilige Mutter Gottes, man schlägt sich! rief Marie.

Es war ein Moment der Angst und peinlichen Erwartung; der Lärm kam immer näher.

Man kommt, Sie zu befreien, Madame, rief freudig der Arzt.

Einige Augenblicke später öffnete sich die Thüre und Loinvillier erschien an der Spitze von einigen zwanzig Männern.

Sie sind frei, Madame, sprach er; Baillardet, Vigeon und Signaliz sind verhaftet; die Bewohner ergeben sich in Ihre Gnade. Die Hafenwache signalisirte ein Schiff aus Frankreich, ein Staatsschiff, und die Rebellen sind in Bestürzung.

Ein Schiff aus Frankreich, rief Marie, die Hände zum Himmel erhoben; Dank dir, o gnädiger Gott!

Die kleine Königin wurde im Triumphe nach dem Fort St. Pierre zurückgeführt; diejenigen, welche sie einen Monat vorher mit Verwünschungen und Geschrei verfolgten, zeigten jetzt tiefe Rührung, als sie sie so blaß, schwach, leidend und doch mit freudestrahlender Stirne einziehen sahen. Der Doctor und Palida führten sie, denn sie wollte die Sänfte nicht besteigen. Als sie auf der Küstenhöhe ankam, stand sie still und heftete das Auge auf das Fahrzeug, dessen hohe Segel man deutlich in See gewahrte. O, sprach sie mit freudigem Vertrauen, meine Befreiung!

Loinvillier schritt stolz und hoffnungsreich zur Seite der kleinen Königin; in ihrer Freude hatte sie einige verbindliche Worte an ihn gerichtet. Er kehrte mit ihr in das Fort zurück und wer ihn so glückstrahlend sah, hätte glauben müssen, er sei bereits wieder Generallieutenant. Bevor er Marien in die oberen Gemächer folgte, rief er Ricio bei Seite und sprach zu ihm: Mein Boot sei für jeden Augenblick bereit. Sobald das Fahrzeug, das in Aussicht ist, Anker geworfen, gehe ich an Bord. Ich bin hier Herr: jetzt ist sie mein.

Noch an demselben Abend ging das Kriegsschiff „Amphitrite" auf der Rhede von St. Pierre vor Anker. Es hatte den Beichtvater der kleinen Königin und Herrn Vauderoque von Enambuc, Bruder des verstorbenen Generals, an Bord.

Am andern Tage hatte die Generalin eine große und feierliche Versammlung in's Fort berufen. Die angesehensten Einwohner, die Geistlichkeit, alle Offiziere und alle

Beamte des Gouvernements erfüllten den Audienzsaal. Der Graf von Loinvillier nahm seinen Platz neben dem Sitze, der für die kleine Königin bestimmt war; ein unwillkürliches Lächeln zitterte um seine blassen Lippen und eine geheime Freude lag auf seinen Zügen und strahlte aus seinen Augen. Niemand wußte, was die kleine Königin der Versammlung mitzutheilen beabsichtigte; nur Loinvillier schien über das, was kommen würde, außer Zweifel zu sein. Pünktlich zur Mittagsstunde erschien Marie, von ihrem Schwager, dem Baron Vauderoque von Enambuc, geführt; zur andern Seite ging ihr Beichtvater, ein großes Schreiben in der Hand, von welchem das große königliche Siegel herabhing. Von allenthalben ertönten die Rufe: Es lebe Madame! Es lebe die kleine Königin! Marie verneigte sich sichtbarlich gerührt; ihr schönes Antlitz, so blaß und leidend, überzog eine flüchtige Röthe und sie erhob ihre Hand zu dem Bildnisse des seligen Generals, gleichsam um ihm diese Huldigungen zu überweisen. Nachdem die Rufe geendet, nahm Marie aus den Händen des Priesters das Pergament mit dem königlichen Siegel und sprach mit bewegter, aber lauter und deutlicher Stimme: Meine Herren, ich bin von den Gesinnungen, die sie mir kundgeben, in tiefer Seele gerührt und werde derselben stets gedenken. Ich habe Sie versammelt, um Ihnen mein Lebewohl zu sagen. Seine Majestät der König hat meine inständige Bitte gewährt und die Regierung dieser Kolonie in andere Hände übertragen. Sie übergeht auf den Bruder dessen, den Sie alle beweint haben und an dessen Andenken sich die allgemeine Verehrung knüpft; Herr Baron Vauderoque von Enambuc wird die Rechte meines Sohnes

vertreten und im Namen des Königs von Frankreich hier regieren; so steht es in diesem königlichen Patent geschrieben. Meine Herren, ich stelle Ihnen hier Ihren neuen Gouverneur vor.

Sie wendete sich mit diesen Worten gegen ihren Schwager, der jetzt seinerseits die Versammlung begrüßte. Ein allgemeines Erstaunen und Schweigen trat ein. Niemand hatte eine solche Wendung erwartet und alle Blicke richteten sich auf Loinvillier, den man noch vor wenig Augenblicken als den zukünftigen Gemahl der kleinen Königin betrachtete. Er stand aufrecht, unbeweglich und scheinbar ruhig; aber seine Hand ruhte auf dem Dolche, denn sein erster Gedanke war, Marie augenblicklich zu tödten; dann aber überlegte er schnell, daß er noch ein Paar Tage vor sich habe und noch immer diese Frau bezwingen könne, deren Besitz seit langer Zeit das einzige Ziel seines Lebens war. Er verbarg daher seinen Zorn, seine Wuth und alle die Leidenschaften, die in seiner Seele wühlten, und hörte mit ruhiger Miene der langen Rede zu, welche Herr Vauderoque von Enambuc an die Versammlung richtete. Nachdem sich Alles entfernt hatte, näherte er sich der kleinen Königin und sagte ihr mit blitzenden Augen und krampfhaft verzogenen Lippen: Sie reisen also! Sie eilen in die Arme jenes Menschen! Aber bei meiner Seele und ihrem eigenen Heil, er soll Sie niemals wiedersehen! —

Die „Amphitrite" war nach St. Domingo bestimmt und sollte nach kurzem Aufenthalt auf Martinique dahin weitergehen; die Zeit ihrer Rückkehr konnte noch ferne sein. Marie hatte nicht Lust zu warten und entschloß sich, sofort

mit einem Fahrzeug von Bordeaux abzureisen, welches seine letzte Ladung auf Guadeloupe einnahm. Vergebens widerrieth man ihr die lange und mühevolle Ueberfahrt auf einem so schlecht gebauten und schwerfällig segelnden Kauffahrteischiffe; sie gab nur der brennenden Ungeduld Gehör, von welcher sie schon so lange gequält wurde. Einige Tage später drängte sich eine dichte Menge von Einwohnern längs der Küste; sie waren aus allen Ansiedlungen der Insel herbeigekommen, um den neuen Gouverneur und die Abreise der kleinen Königin zu sehen. Das Leidwesen und Bedauern über die letztere war allgemein! jetzt erinnerten sich alle nur der Güte, der Gerechtigkeit und aller guten Eigenschaften Mariens, und selbst diejenigen, die der Gedanke, von einem Weibe regiert zu sein, am meisten erbitterte, weinten um sie. Alle Boote und Nachen der Rhede waren in Bewegung, um die „Amphitrite", welche die kleine Königin und ihre Begleitung nach Guadeloupe bringen sollte, wo sich diese auf dem „St. Nicolas" von Bordeaux nach Frankreich einzuschiffen beabsichtigte. Die Schwarzen sangen eintönige Trauerlieder, denn alle liebten die junge Frau, deren sanftes Angesicht sie doch nur von ferne gesehen; sie weinten um sie, weil sie wußten, daß sie ihnen oft einen Blick der Theilnahme und des Mitleids gewidmet und sie gegen die Weißen in Schutz genommen hatte. Die kleine Königin hörte die Messe in der Kapelle, wo sie ein Jahr vorher an demselben Tage sich insgeheim dem Marquis von Maubray vermählt hatte; ihre Seele war voll Freude und Hoffnung; ihr dünkte, daß ihr dieser Jahrestag Glück bringen müsse. Nachdem sie ihre Andacht beendet, stieg sie, von allen Leuten ihres Hauses, die sie

nach Frankreich begleiten sollten, gefolgt, ans Ufer herab. Bei ihrem Erscheinen begrüßten sie Zurufe von allen Seiten; die weinende Menge drängte sich mit Glückwünschen und Segnungen überall auf dem Wege heran. Marie war traurig und glücklich zugleich; sie drückte die eine Hand ans Herz und grüßte mit der andern jene unbeständige Menge, welche sie einen Monat vorher in's Gefängniß schleppen sah und doch nichts zu ihrer Befreiung that. Sie war blaß und hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Der neue Gouverneur bot ihr den Arm, aber sie fühlte sich so schwach, daß sie sich auf den Doctor Janson stützen mußte. Als sie das Boot bestiegen, das sie an Bord des Kriegsschiffes bringen sollte, wandte sie sich um und winkte grüßend mit der Hand. Da brach ein allgemeines Schluchzen aus, die Leute streckten die Hände nach ihr aus und schrieen: Hoch, hoch die kleine Königin!

Lebt wohl, lebt wohl! sprach sie, das feuchte Auge auf das Land gerichtet, wo sie geherrscht und so viel gelitten; lebe wohl! Frankreich wird mich diesen Theil der Erde nicht vergessen lassen.

Graf Loinvillier war nicht erschienen, von der kleinen Königin Abschied zu nehmen; allein und hinter einer Wallmauer verborgen, sah er, wie sie sich einschiffte, um Martinique für immer zu verlassen. Nachdem das Boot wieder abgestoßen und Marie mit einem letzten Gruße nach dem Ufer vom Verdeck der „Amphitrite“ verschwunden war, rief er Ricio herbei.

Wohlan, ist alles bereit? rief er. Auch ich, ich reise. O Juan de Mata, furchtbarer Meerwolf, welche Beute harret dein! Auf nach den Saintes-Inseln zu meinen

Freunden, den Seeräubern; sie sollen mir die kleine Königin wiedergeben!

In dem großen Weltmeere, das Amerika von Europa trennt, gibt es unsichtbare Wasserstraßen, welche die Schifffahrt genau kennt und ihnen folgt, gleichsam als stünden Absteckpfähle in den weiten Gewässern, welche die Fahrzeuge durchfurchen. Juan de Mata, der gefürchtete Kapitain des „St. Jago", wußte recht wohl, unter welchem Breitegrade er dem „St. Nicolas" von Bordeaux aufzulauern habe, und etwa einen Monat nach Mariens Abreise kreuzte er quer an den Bermudas-Inseln dahin. Der „St. Jago" war eine leichte Goelette mit Kanonen ausgerüstet und mit entschlossenen Leuten aus allen Welttheilen bemannt, unter welchen die Spanier die Mehrzahl bildeten. Während vierzehntägigen Kreuzens waren ihnen zwei oder drei Schiffe in Sicht gekommen, welche Juan de Mata gern angegriffen hätte; aber Loinvillier drang in ihn, noch zu warten.

Die See war ruhig, leichte wechselnde Briesen kräuselten kaum die ungeheure Wasserfläche, in deren Mitte die Goelette wie ein weißer Punkt unter bläulichem Schleier hielt. Loinvillier kam nicht vom Verdecke, an der Schanzwand lehnend und mit den Blicken den Horizont durchspähend, forschte er, ob sich kein Segel in der Ferne zeige; er harrte in düsterer und grausamer Ungeduld, daß ihm ein günstiger Wind seine Beute zuführe. Eines Tages endlich verkündete die Schiffswache ein Fahrzeug, und bald unterschied man deutlich ein Schiff, das man an seinem plumpen Segelwerk und schweren Gange als den „St.

Nicolas" von Bordeaux erkannte. Alsbald gab sich die Freude der Mannschaft in Geschrei und fürchterlichen Flüchen kund; sie bereitete sich auf den Kampf wie auf ein Fest vor, denn ein Widerstand war nicht zu erwarten.

Da nahm Loinvillier den Piraten bei Seite und sagte zu ihm: Unser Vertrag steht also fest; Euch und Euren Leuten die ganze Ladung, mir Frau von Enambuc. Ihr bringt mich mit ihr nach einem südamerikanischen Hafen. Nicht wahr, Juan de Mata, so lautet unser Vertrag?

So lautet er, antwortete der Seeräuber, die Hand auf der Brust, und bei meinem Heil, ich werde ihn halten.

O jetzt ist sie mein! rief Loinvillier, nicht Himmel noch Hölle können sie mir mehr entreißen. —

Mittlerweile hatte der „St. Nicolas" die Goelette, die auf ihn Jagd machte, erkannt und trachtete zu entkommen, aber das Piratenschiff, das so viel schneller ging, zeigte ihm bald, daß dieser Versuch ein vergeblicher war. Die leichte Briese, die von Westen geweht, fiel ab; das schwere Kauffahrteischiff blieb unbeweglich und wie angefesselt auf dem ruhigen Wasser liegen, während die Goelette durch ihr treffliches Segelwerk von dem leisesten Lufthauch Nutzen zog und immer näher kam. Als sie dem „St. Nicolas" auf Pistolenschußweite beigekommen war, machten sich die Seeräuber mit wildem Geschrei an den Backbord und bereiteten sich vor, die Enterhaken in die feindlichen Wandtaue zu werfen.

Angelegt! Geentert! schrie Juan de Mata.

Die Goelette legte längs an und die Piraten erkletterten im Nu das Verdeck, den Dolch zwischen den Zähnen, in einer Hand das Beil und in der andern die Pistole.

Das Gewühl dauerte nur einen Augenblick, man schlug sich nicht, denn auf dem Kauffahrteischiffe fehlte es gänzlich an Waffen. Während sich die Seeräuber des Kapitains und der Matrosen bemächtigten, stieg Loinvillier in das Zwischendeck hinunter. Als er in die Passagierkajüte trat, stand Doctor Janson vor ihm.

Herr, rief er diesem zu, aller Widerstand ist vergeblich! Wir sind Herren des Schiffes. Wo ist Frau von Enambuc.

Der Arzt öffnete die Thüre einer kleinen Schiffskammer und sprch: hier ist sie!

Die offene Schiffsluke erhellte den engen Raum. Palida saß in einer Ecke auf dem Boden und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. In der Mitte der Kammer stand eine längliche schmale Kiste, mit einem schwarzen Tuche bedeckt.

Todt! schrie Loinvillier, wie vom Blitz getroffen. Sie wäre todt! . . . .

Meine Kunst vermochte nicht, sie zu retten; sie hatte zu viel gelitten, antwortete der Arzt.

Heben Sie das Tuch empor, rief Loinvillier außer sich, decken sie den Sarg auf; ich will sie sehen!

Das wäre Entweihung, bedeutete der Arzt ernst zurücktretend; im Namen Gottes, lassen Sie diese geweihten Reste in Ruhe!

Ich will sie sehen, ich befehle es! wiederholte Loinvillier, mit der Hand nach dem Dolche fassend.

Der Doctor hob mit zitternder Hand das Bahrtuch in die Höhe und enthüllte den Sarg. Seine Kunst hatte die Leiche vor Verwesung geschützt. Sie lag da wie eine Schlafende, das Haupt auf dem reichen langen Haare

ruhend, die Hände über einem Kruzifix gekreuzt. Der Graf war niedergekniet; Thränen, vielleicht die ersten, die er jemals geweint, rollten über seine Wangen, und in fürchterlicher Verzweiflung rief er: Marie! Marie! todt für ewig!

Sie hat Ihnen in den letzten Augenblicken verziehen, sprach der Arzt, ja sie betete für Sie, dessen unheilbringende Liebe ihr Leben mit so viel Jammer und Unglück erfüllte. Hindern Sie mich jetzt wenigstens nicht, ihren letzten Willen zu vollziehen und ihre Ueberreste ihrem Gemahl, dem Marquis von Maubray, zu bringen.

Ihrem Gemahl! rief der Graf, indem er sich wüthend aufrichtete; sie war also sein Weib?

Sie hat sich auf Martinique heimlich mit ihm vermählt.

Loinvillier ließ ihn nicht ausreden und gebot ihm mit heftiger Geberde zu schweigen. Dann wurde er dem Anscheine nach wieder ruhig und Herr seiner selbst; er rief nach Juan de Mata. Der Seeräuber blieb erschrocken stehen und erblaßte, als er die Todte im offenen Sarge und vor diesem Palida und den Arzt knieen sah.

Wäre dieses Frau von Enambuc? fragte er, indem er sich bekreuzte; beim gerechten Gott, so erwarteten Sie wohl nicht, sie wiederzufinden, Herr Graf! Was wollen Sie jetzt beginnen?

Ihr Leichenbegängniß, antwortete Loinvillier. —

Eine Viertelstunde später standen alle Matrosen des „St. Nicolas“ und alle Mannschaft des Piraten baarhaupt und in Reihen auf dem Verdeck; der Schiffsgeistliche sprach, das Meßbuch in der Hand, das Gebet für die Verstorbene vor dem Sarge, an welchen zwei Stückkugeln angebunden

worden waren; der Graf kniete an der Schanzwand und betete mit hohler gebrochener Stimme. Nach der Einsegnung faßten zwei Mann den Sarg und warfen ihn rückwärts über Bord. Mit schrillem Rauschen spritzten die Wasser empor und wirbelten um die empfangene Beute; dann schloß ihr Schlund sich wieder und alles war vorüber; die kleine Königin lag für ewig in den Abgründen des Meeres geborgen.

Loinvillier stand auf und wandte sich an den Arzt mit den Worten: Nicht lebend, noch todt soll er sie jemals wiedersehen!

Ein Fehltritt.

Die schöne Frau vom Hause und Baron Neuberg, der für ihren erklärten Geliebten galt, saßen nebeneinander im Sopha.

Sidonie, sprach der Baron, ich begreife Sie nicht! und Sie sagen doch, daß Sie mich lieben.

So ist es auch.

Und von meiner Liebe müssen Sie doch überzeugt sein!

Das ist nun einmal der süße Wahn aller Frauen, die selbst verliebt sind; ich dächte, mein eigenes Geständniß beweist, daß ich daran glaube.

Hören Sie mich, Sidonie, fuhr der Baron dringend weiter fort; Sie sind Wittwe und ganz unabhängig; unser Alter ist harmonisch, Sie zählen vierundzwanzig, ich dreißig Jahre; Sie sind reich, es ist wahr, aber auch ich besitze mehr als genug für meine Bedürfnisse, und doch, so oft ich Ihnen von unserer Heirath spreche, so oft ich sie beschwöre, mir dieses Glück zu Theil werden zu lassen, nach welchem ich nun schon sechs Monate lang schmachte — weichen Sie mir aus und halten mich hin! Schmeichle ich

mir denn mit einer leeren Hoffnung? Soll ich denn nicht Ihren eigenen Versicherungen glauben? Könnte Ihr schöner Mund anders sprechen, als Ihr schönes Herz fühlt? O wenn Sie mich nicht liebten!

Ruhig, ruhig, August! begütigte Frau von Pußwald, ich liebe Sie gewiß!

Dann begreife ich Sie nicht!

Hören Sie, Neuberg; eine Andere würde Ihnen jetzt vielleicht von der schönen Unabhängigkeit des Wittwenthums sprechen, von ihren Reizen und Gefahren —

Von ihren Gefahren? meinte kopfschüttelnd August.

Aber für mich würde es sich nicht schicken, eine solche Sprache gegen Sie zu führen; ich muß offener und redlicher mit Ihnen zu Werke gehen — und darum muß ich Ihnen ein Geständniß thun, das mir wochenlang schon auf den Lippen liegt, ohne daß ich es bis jetzt auszusprechen vermochte.

Ein Geständniß? haben Sie denn noch ein anderes als das Ihrer Liebe für mich?

Sie sollen es hören, mein Freund, wenn sie mir einige Augenblicke der Aufmerksamkeit schenken wollen.

Reden Sie! Reden Sie! rief August in sichtbarer Unruhe. Er zog sich in die Ecke des Sopha's zurück, wie Einer, der an dem Horizont seines Glückes plötzlich eine besorgliche Wolke aufsteigen sieht, und Sidonie begann:

Sie wissen, lieber August, daß meine Ehe mit Herrn von Pußwald durch Convenienz zu Stande kam und daß die Liebe keinen Theil daran hatte. Ich kam eben aus dem Fräuleinstift, zählte sechszehn Jahre und mein Vater ordnete die Verbindung. Pußwald war ein Vierziger, von

angenehmem Aeußeren, hatte ein sehr feines Benehmen und zeigte sich so, daß ein junges Mädchen meines Alters sich ohne Widerrede den Pflichten, die sie noch nicht ahnte, und dem Joche, dessen Last man ihr verbarg, unterziehen konnte. Bis dahin war, ohne daß ich es erfuhr, das Leben meines Gemahls ein wildes und zügelloses gewesen, welches er auch jetzt, nachdem er seinen unabhängigen Stand verändert hatte, keineswegs einstellte. Ich fühlte keine Liebe für ihn, daher ging mir sein unordentlicher Lebenswandel auch nicht sonderlich zu Herzen, doch so jung ich auch war, fühlte ich, daß meinem Leben das Glück, meiner Stellung die Würde fehlte, die ich ansprechen durfte, — und dieß besonders, als sich mein Gemahl weiterhin vielerlei zu Schulden kommen ließ, was ihm meine ganze Verachtung zuziehen mußte. Jetzt erst war ich unglücklich. Ueber diese trüben Tage meines Lebens erlauben Sie mir wohl zu schweigen. Pußwald starb; ich wurde mit neunzehn Jahren Wittwe. Jetzt lebte ich neu auf; ich war reich und frei; ich warf meine Ketten ab und trat ungehindert in die Welt, denn schon im ersten Jahre meiner Ehe war auch mein Vater gestorben. Die Trauerzeit war noch nicht um, und schon gaben sich alle Freundinnen Mühe, an meine Wiederverheirathung zu denken. Ich selbst aber hatte einen solchen Abscheu vor der Ehe, ich sah darin nur ewigen Anlaß zu Kummer und Kränkung, ein so lästiges Joch und eine Reihe so schmähliger Nachgiebigkeiten, daß ich offen erklärte, mich meines Wittwenstandes erfreuen und ihn so lang als möglich bewahren zu wollen. Das hielt nun weder Hoffende noch Liebende ab; man fand mich immer und doppelt reizend, weil man wußte, daß ich den Verlust meines

Gemahls nicht beklagte. — Unter Jenen, die Alles aufboten, mir zu gefallen, befand sich ein junger Mann, der jetzt in Ihrem Alter stehen muß, und der mir leider im Besitz aller jener Vorzüge zu sein schien, welche ein junges Frauenzimmer dem Ideal ihrer schwärmerischen Liebe verleiht und daher nur selten im Leben findet; an ihm glaubt' ich sie zu erblicken. Bald folgte er mir wie ein Schatten, erwies mir alle Aufmerksamkeit der Liebe, und richtete endlich dieselbe Bitte an mich, wie Sie: er verlangte meine Hand. Ich sagte Ihnen bereits von dem Abscheu gegen die Ehe, den ich empfand; ich schlug daher seinen Antrag aus; aber ich that Unrecht daran, einem Manne, der mir nicht gleichgültig war, nicht auch zugleich die Thüre meines Hauses zu verschließen. Genug er kam, wenn es ihm gefiel, er war so einnehmend, so zart und liebevoll gegen mich und —

Und? rief Neuberg erblassend, da Sidonie stockte.

Und, fuhr diese mit niedergeschlagenen Blicken fort, ich beging einen Fehltritt.

Sie, gnädige Frau! Sie, einen Fehltritt — ?

Ja, mein Freund, hören Sie weiter. Ich will nicht zu meiner Entschuldigung anführen, wie jung ich damals war — es sind seitdem fünf Jahre vergangen; ich will nicht sagen, daß ich allein, mir selbst überlassen, ohne Rath, ohne Schutz in der Welt stand: das kann mein Vergehen wohl vor mir selbst entschuldigen, aber nichts destoweniger bleibt es doch eines. Mein Irrthum währte nicht lange, ich hatte geglaubt, wahre Liebe zu fühlen und sah mich plötzlich in meinem eigenen Wahn getäuscht. Ich liebte den Mann nicht, dem ich den Vorzug gegeben. Zwar

besaß er noch immer die Eigenschaften, die meine Unerfahrenheit an ihm erblickt hatte, aber wie ich ihn nun näher kannte, verlor das Ideal seinen Schimmer und mit jedem Tage büßte er an seinen Vorzügen ein. Doch liebte er mich immer glühender und ich muß gestehen, daß er Alles aufbot, mich zu einer Heirath zu bewegen, wozu ich mich jedoch unmöglich entschließen konnte. Endlich müde seines ewigen Dringens und der Bewerbungen eines Mannes, den ich nicht lieben konnte, brach ich das Verhältniß ab, und Sie werden begreifen, Neuberg, daß ich mir dadurch einen Feind gemacht habe. — Jetzt bin ich, und zwar allein durch Sie — von meinem Abscheu gegen die Ehe zurückgekommen; doch bevor ich Ihnen meine Hand reiche, hielt ich es für meine Pflicht, Sie über Dinge zu verständigen, die Sie mir, wenn Sie sie später erführen, mit allem Recht vorwerfen könnten.

Und sein Name? fragte hastig Neuberg, sich vom Sopha erhebend, der Name dieses Menschen, gnädige Frau, ich muß ihn durchaus wissen!

Halt, mein Freund, entgegnete die Wittwe, ich räume Ihnen keineswegs das Recht ein, solche Fragen zu thun. Meine Geheimnisse gehören mir an. Was mich selbst anging, konnte ich Ihnen mittheilen, aber eine zweite Person zu compromittiren, dazu werden Sie mich niemals nöthigen.

Sidonie, ich bitte, sagen Sie mir den Namen.

Niemals.

Und Sie müssen mir ihn nennen! ich muß den Mann kennen!

Noch einmal, Herr von Neuberg, nein! Es steht Ihnen ganz frei, Ihre Maßregeln hienach zu nehmen.

Bei diesen Worten erhob sich Frau von Pußwald; Neuberg trat ernst vor sie hin.

Aber, gnädige Frau, fragte er, Sie sehen diesen Menschen doch nicht mehr?

Nein; seit jenem Bruch blieb ihm mein Haus für immer verschlossen, auch habe ich mich übrigens so gestellt, daß ich niemals in Gesellschaft mit ihm zusammentreffe.

Was hilft das Alles! er lebt! wohnt vielleicht in Wien wie Sie und ich!

Wahrscheinlich.

Darum also, ich beschwöre Sie, nennen Sie mir seinen Namen!

Zum letzten Male, mein Herr, nein! — Frau von Pußwald schellte ihrem Kammermädchen, begab sich mit diesem in ein inneres Gemach und ließ August mit seinem Zorn und seiner Verzweiflung allein.

O ich werd' ihn zu finden wissen! genug für mich, daß er in Wien lebt! er stehe mir Rede über das, was seine Prahlerei jetzt vielleicht einen Triumph nennt!

Er ging unruhig, bewegt und an Liebe und Zartgefühl gekränkt von dannen, erfüllt von jener Eifersucht auf die Vergangenheit, welche das Herz eines delicaten Mannes peinigt und Gift in seine süßesten Glücksträume gießt. Er konnte es diesem einst Beglückten nicht verzeihen, daß er existire, daß er lebe, daß er ihm vielleicht in jedem Augenblick auf der Straße begegnen könne. Dann zürnte er wieder über das fatale Geständniß. Warum hatte Sidonie es ihm gemacht? Er war so glücklich in seiner Unwissenheit. Dann dachte er sich in die Lage, wenn er nach der Heirath davon in Kenntniß gekommen wäre. Es gibt nun

einmal gewisse Vorgeschichten, für die Amor wohl ein Auge zudrückt, die aber Hymen durchaus nicht ertragen kann. Es gibt Männer, denen es nicht genügt, daß ihre Weiber in der Ehe rein und makellos dastehen, sondern die da verlangen, daß sie es auch früher waren. Neuberg war nun von solcher Art. Daher entschied er sich, nichts unversucht zu lassen, um jenen Rival der Vorzeit aufzufinden, und nicht eher, als dieses gelungen, Frau von Pußwald wieder zu besuchen. Das war nun eine schwere und zugleich höchst delicate Aufgabe: aber auf einer Seite kam die List und der Scharfblick der Leidenschaft zu Hülfe, und auf der andern war die Umgebung der Frau von Pußwald nicht so discret und verschwiegen, als diese hoffen mochte, — genug, in wenigen Tagen wußte August bestimmt, daß sein Nebenbuhler von ehedem Herr von Delberg heiße, und erhielt über dessen Umstände und Wohnung ausführlichen Bescheid. Herr von Delberg war von sehr guter Familie, besaß Vermögen, diente als Hauptmann in der Armee, galt für einen ausgezeichneten Offizier und hatte erst jüngst die Expedition in Syrien ehrenvoll mitgemacht. Früher trieb er sich, hieß es, viel- und gerngesehen in der Welt herum; in der jüngsten Zeit aber, wo er nach Wien versetzt worden, habe er sich ganz zurückgezogen und den Studien gewidmet; er pflege täglich auszureiten und das sei noch die einzige Gelegenheit, wo man ihn zu sehen bekomme.

Neuberg entschloß sich kurz; er promenirte vor dem Hause des Verhaßten, er wollte ihn zur bewußten Stunde ausreiten sehen, ihm folgen und ihn durch einen Affront zu einer Ehrenausgleichung zwingen. Fiel er selbst, gut,

so war Alles vorbei; fiel aber der Gegner, so verschwand der Zeuge von Sidonien's Schwäche und er durfte die, welche er liebte, besitzen. Denn mit ihr auf dem Fuße, wie einst Delberg, zu leben, darein, das wußte er, würde sie niemals willigen. Vergebens hatte jener seine Hand angeboten; ihr Stolz würde noch weniger ein Herz ohne Hand annehmen. — Aber Hauptmann Delberg, dieser angeblich tägliche Reiter, ritt jetzt niemals aus und ging auch nicht aus. Zwei Tage waren so unter vergeblichem Harren verstrichen, als der ungeduldige Neuberg den Entschluß faßte, diesen Gegner, der sich zu verbergen schien in der eigenen Wohnung aufzusuchen.

Er erschien und fragte nach Herrn von Delberg. Ein Bedienter geleitete ihn durch mehre Piecen, ließ ihn einen Augenblick warten und führte ihn dann in ein kleines Zimmer, wo Herr von Delberg auf einer Ottomane, das Haupt tief in ein Kissen gedrückt, lag. Er schien an heftigen Fieberanfällen zu leiden und auf seinen Wangen lag jene gefährliche brennende Röthe, die das untrügliche Zeichen eines Brustleidens ist. Auch schien er sich nicht einmal erheben zu können, sondern gab nur mit der Hand ein Zeichen, der Gast wolle in dem nahegerückten Fauteuil Platz nehmen.

Darf ich fragen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?

Neuberg, der nicht darauf gefaßt war, einen Kranken zu finden, und der die Unmöglichkeit fühlte, einen Mann in Fieberqualen zu beleidigen oder zu provociren, blieb stumm und wollte, selbst auf die Gefahr hin, für verrückt gehalten zu werden, sich erheben und forteilen, als

Herr von Delberg sich von Neuem an ihn wandte: Nicht wahr, ich habe doch das Vergnügen, Herrn Baron Neuberg bei mir zu sehen?

Der bin ich.

Dann begreife ich Ihre Verlegenheit und kann wohl auch die Absicht ihres Besuches errathen.

Wie, mein Herr Hauptmann, Sie wüßten —?

Ja, Herr Baron, dieselbe Person, die Ihnen meinen Namen verrieth, glaubte mich von Ihren Forschungen in Kenntniß setzen zu müssen.

Dann wissen Sie also —

Daß Sie Frau von Pußwald heirathen wollen und daß diese Ihnen ein Geständniß gethan hat.

Daraus folgt, mein Herr? —

Was folgt daraus, mein Herr? Wenn ich nun dieses Geständniß nicht bestätige, wenn ich Alles in Abrede stelle? Was dann? — Aber gesetzt den Fall, ich gebe die Wahrheit zu — was ich aber niemals thun will, wenn Ihnen dieß gefällt — was wollen Sie denn von mir? Einen Ehrenhandel?

Offen gesagt, erwiederte Neuberg, nur um diesen zu suchen, kam ich hieher.

Ja, aber unter welchem Vorwande? Wir leben in einer Zeit, wo der Zweikampf zwar durch das Gesetz geächtet, aber doch seine Wurzeln in der Sitte und in den Verhältnissen behält. Doch gibt es wohl niemals einen Zweikampf ohne allen Grund!

Ohne allen Grund! rief Neuberg aus.

Ich begreife wohl, Herr Baron, daß Sie sehr feinfühlend sind, aber das verpflichtet doch mich zu nichts.

Angenommen, Frau von Pußwald habe wahr gesprochen: sind denn Sie ihr Vater oder ihr Bruder? Worüber auch könnten Sie mich zur Rede stellen? Ich habe die Dame weder verführt noch betrogen. Die einzige mögliche Art der Genugthuung, ich habe sie ihr immer angeboten und biete sie noch an: ich bin bereit, sie zu heirathen. Unter welchem Vorwande wollten Sie mich jetzt dafür zur Rechenschaft ziehen oder bestrafen, daß ich vor fünf Jahren glücklich war; zu einer Zeit, wo Sie weder an Liebe zu dieser Dame dachten, noch irgend Ansprüche hatten; zu einer Zeit, wo, wenn ich damals die Ehre Ihrer Freundschaft genossen und Sie zu meinem Vertrauten gemacht hätte, Sie mich gewiß nicht herausgefordert, sondern mir zu meiner Eroberung gratulirt haben würden. Sie sehen, Herr Baron, daß ich, selbst abgesehen von dem Zustande, worin ich mich befinde, keine Herausforderung von Ihnen annehmen kann.

Nach diesen Worten befiel den Kranken ein heftiger Husten, die Stimme schien zu ersticken, er sank fast ohnmächtig in das Kissen zurück, und hatte kaum Kraft genug, den Glockenzug zu fassen; der Bediente und ein Krankenwärter erschienen und beschäftigten sich mit dem Ohnmächtigen. August mußte seine Pläne der Genugthuung aufgeben und entfernte sich mit dem Gedanken, daß der Tod ihn ohnedieß bald von diesem unwillkommenen Theilhaber des Geheimnisses befreien müsse. Auf der Treppe begegnete er seinem Arzte.

Sie besuchen den Hauptmann, Doctor?

Ja, Freundchen!

Der lebt wohl nicht lange mehr? nicht wahr?

Den Teufel auch! was kommt Ihnen in den Sinn? Ich hole ihn ja eben zu einem Diner ab, wobei wir uns trotz ein Paar Naturforschern gütlich thun wollen.

Wie, also ist sein Brustübel noch nicht ins letzte Stadium vorgerückt?

Oelberg ein Brustübel? sind Sie bei Troste? Der hat gesundere Lungen als Sie und ich und lebt noch länger als wir Beide. Der hat den ganzen Feldzug in Syrien mitgemacht, ohne auch nur den Schnupfen zu bekommen. Das ist ein Körper wie Eisen und Stahl. —

Neuberg eilte zu Frau von Pußwald; er war blaß und außer sich. Auf seinem Gesichte drückte sich der schmerzliche Kampf aus, den er nun schon tagelang kämpfte, der Kampf zwischen den zwei stärksten männlichen Gefühlen: Liebe und Ehre. Die freundliche, anmuthige Wittwe empfing ihn mit einem Lächeln.

Drei Tage lang hat man Sie nicht gesehen, August!

Und jetzt komme ich, um Ihnen Lebewohl zu sagen, gnädige Frau, antwortete Neuberg mit zitternder Stimme.

Was sagen Sie, August, wäre das Ihr Ernst.

Der Himmel ist mein Zeuge, Sidonie, wie ich Sie liebe und welche Hochachtung ich immer für Sie gehegt, — diese Hochachtung, verzeihen Sie, gnädige Frau, ich werde sie auch künftig für Sie bewahren, wie meine Liebe, aber jener Mensch, jener unglückselige Mensch — !

Nun wohlan, was ist's mit ihm?

Ich komme von ihm; die eine Hälfte ihres Geheimnisses besitzend, mußt' ich mich der anderen bemächtigen. O! ich bin außer mir, ich bin wahnsinnig! Ich bin hingegangen, ihn zu fordern, aber er ist krank, wie er sagt, und

während er zu sterben scheint, versichert mir sein Arzt, daß er noch hundert Jahre leben könne. Herr von Delberg scheint sich nun einmal nicht schlagen zu wollen, und ich müßte nun künftig, wenn ich Sie am Arme führte, auf den Promenaden, in der Kirche, in der Gesellschaft dem Manne begegnen, der sich — verzeihen Sie! — Ihres Fehltritts rühmen, der da sagen könnte: Seht ihr sie dort, die dort, Neuberg's Frau, früher einmal, es sind nun fünf Jahre, oder es sind sechs, sieben Jahre her, da — nein, nimmermehr, gnädige Frau!

Sie schlagen also meine Hand aus?

Nein, — das nicht, ich habe nicht die Kraft dazu. Aber verkaufen wir unser hiesiges Besitzthum, verlassen wir Wien und Oestreich und ziehen in ein fernes Land, das keine Erinnerungen für uns hat — willigen Sie ein, und ich bin bereit, Ihr Gemahl zu werden.

Sidonie öffnete gerührt ihre Arme und flog an seinen Hals.

Ja, mein Freund, rief sie freudig, Sie werden mein Gemahl, aber wir verkaufen nichts und ziehen nicht fort; denn es hat niemals einen Fehltritt oder eine Schwäche gegeben, um deren Willen ich oder Sie Ursache hätten, die Augen niederzuschlagen.

Wie? gnädige Frau!

Hören Sie mich, August, ich habe Ihnen von den Fehlern meines verstorbenen Mannes erzählt, aber ich habe Ihnen nicht Alles gesagt, er war antheillos, untreu, liederlich: das betrübte mich wenig; was mich aber hundertmal darüber erröthen machte, seine Frau zu sein, das war seine Gleichgültigkeit gegen meine Ehre. Ich glaube,

wenn ich es gewollt, er wäre der Helfer meiner Schande geworden; einmal sogar ließ er mich verstehen, daß er Etwas dergleichen zur Realisirung eines bedeutenden Vortheils wünsche. Es gibt Frauen, die sich vergessen können, aber selbst solche verlangen gewiß von ihren Männern, daß diese strenge Wächter ihrer Ehre sind, welche dann noch immer unbewachte Augenblicke zu nutzen weiß. Empört durch Pußwald's gemeine Gesinnung, schwur ich mir's zu, meine Hand nur einem Manne zu reichen, der meine Ehre so streng wie seine eigene wahrt. Für die Zukunft seiner Frau kann ein Mann nicht einstehen, aber jedenfalls übernimmt er mit ihr ihre Vergangenheit. Wenn Sie mir nicht entsagten, August, hätten Sie mich verloren.

Also diese frühere Liebe — ?

Ist nichts als ein ersonnenes Mährchen.

Dieser Name, den Sie mir verheimlichten — ?

Sollte ihnen von meinem Kammermädchen verrathen werden, die den Auftrag hatte, sich von Ihnen gewinnen zu lassen und damit ganz vortrefflich zu Stande gekommen ist.

Und Hauptmann von Delberg?

Mein leiblicher Vetter in allen Ehren, lange in auswärtigen Garnisonen abwesend und endlich nach der Affaire von Saida seines Lieblingswunsches, in Wien zu bleiben, theilhaftig!

Aber seine Krankheit — ?

Nichts als Verstellung; er bedurfte doch eines Vorwandes, um sich mit Ihnen nicht schlagen zu müssen; war er nicht krank, so beleidigten Sie ihn vielleicht so, daß der Degen hätte gezogen werden müssen. Er ist so wohl wie Sie selbst, Sie können sich davon überzeugen.

Bei diesen Worten ging eben die Thüre auf und herein trat Cousin Delberg, gesund, kräftig und heiter. Von den Wangen war das gefährlich aussehende Carminroth verschwunden; mit dem Hauptmann erschien zugleich der Arzt.

Man begrüßte und lernte sich nun anders kennen.

Der Teufelsdoctor da, meinte der Hauptmann, hätte bald eine Kriegslist vereitelt, um deren Willen ich mich drei Tage lang wie ein Karthäuser daheim einschließen mußte.

Aber, Sidonie, wie haben Sie mich genarrt! sprach mit zärtlichem Vorwurf August.

Beklagen Sie sich nicht, entgegnete die Schöne, ich habe Ihnen Gelegenheit gegeben, einer ehrbaren Frau zu beweisen, daß Sie so recht ein Mann von Ehre sind.

Und man ging zu dem bewußten Diner, wobei sich der Hauptmann, der Doctor und mehre andere Gäste als würdige Naturforscher erwiesen und bei welchem die liebreizende Wirthin Herrn von Neuberg als ihren Bräutigam vorstellte.

In demselben Verlage sind soeben ferner erschienen:

Geschichten armer Leute

erzählt

von

Josef Rank.

8. Eleg. geheftet. Preis 2 fl. = 1 Thlr. 5 Ngr.

Erzählungen

von

Emma Niendorf.

8. Eleg. geheftet. Preis 2 fl. = 1 Thlr. 5 Ngr.

Gedichte

von

C. Reinhold.

8. Eleg. geheftet. Preis 1 fl. 45 kr. = 1 Thlr.
